Christliche Kirchengeschichte

für Schulen und Familien.

Mit Abbildungen.

Herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein.

Achtzehnte verbesserte Auflage.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf.
1866.

Uebersicht des Inhalts.

Erster Zeitraum.

Vom ersten Pfingstfest bis auf Kaiser Constantin.

Jahr 33—324 nach Christi Geburt.

Zweiter Zeitraum.

Von Kaiser Constantin bis auf Papst Gregor VII.

Jahr 325—1073.

Dritter Zeitraum.

Von Papst Gregor VII. bis zur Reformation.

Jahr 1073—1517.

Vierter Zeitraum.

Von der Reformation bis auf die neueste Zeit.

Jahr 1517—1834.

Erster Zeitraum.

Vom ersten Pfingstfest bis auf Kaiser Constantin.

(Jahr 33—324 nach Christi Geburt.)

---

1. Das apostolische Zeitalter.

Ihr habt wohl alle die Apostelgeschichte gelesen, die so unterhaltend und lieblich von den Anfängen der Gemeine Gottes erzählt. Es wird euch daher nicht unlieb sein, wenn ich den Faden, den Lukas dort gezogen hat, weiter spinne. Den Faden — sage ich: denn just wie ein Faden sieht der Strich aus, der auf den biblischen Karten die Reisen des Apostels Paulus bezeichnet, und fortgeht bis nach Rom. Da ist er plötzlich abgeschnitten, und gar zu gerne möchte man wissen, wie es denn weiter gegangen sei. Das will ich euch nun erzählen, jedoch mit Lukas noch einmal vorne anfangen. Höret aufmerksam zu!

Jesus hatte seinen Jüngern verheißen, Er wolle sie zu Menschenfischern machen; und in dem Gleichniß Matth. 13, 47. gibt Er ihnen zu verstehen, was für eine Art von Fischfang Er meine. Nämlich: nicht einen solchen, bei welchem es auf den Untergang der Fische abgesehen ist, sondern durch welchen sie vor den großen Raubfischen gerettet und in ein sicheres Behältniß gebracht werden. Ferner: nicht ein Fischfang mit der Angel, durch welche der Fisch getäuscht und verwundet wird, indem er meint, Speise zu finden; auch nicht mit dem Wurfspieß, wie man die Walfische fängt; sondern mit

dem Netz, bei welchem es den Fischen freigestellt ist, ob sie hinein wollen oder nicht, bei welchem es aber freilich auch nicht anders zu erwarten ist, als daß sich allerlei Gattungen von Fischen darin sammeln werden, kleine und große, gute und faule, geringe und kostbare. Die Verheißung Jesu wurde bald erfüllt. Gleich das erste Mal als Petrus das Netz des Evangeliums auswarf, zehn Tage nach Christi Himmelfahrt, fing er 3000 Fische auf einmal. Habt ihr wohl schon eine Versammlung von 3000 Menschen gesehen? Welch ein großer Haufe! und man kann in der Kirchengeschichte lange nach einem zweiten Fischfang suchen, der auf Einmal eine so große Zahl in das Netz gebracht hätte. Und doch, was ist dieser Haufe gegen die Millionen, welche seitdem in die Grenzen der christlichen Kirche eingeschlossen worden sind! Nur wie ein kleines Senfkörnlein, das ein Mensch nimmt nnd wirft es in seinen Garten; und es wächst, und wird ein großer Baum, und die Vögel des Himmels wohnen unter seinen Zweigen.

Indessen nahm die erste Christengemeinde zusehens zu (Apost. 2, 47. 5, 14. 6, 7.), so daß sie bald über 5000 Mitglieder zählte, während vor der Ausgießung des heiligen Geistes ihre Zahl sich nur auf 120 belief (Ap. 1, 15.) oder auf 500 nach 1 Kor. 15, 6. So ist der Anfang der christlichen Kirche gewesen. Die Gemeinde in Jerusalem, die am Pfingstfest zum Glauben kam, war die erste christliche Gemeinde oder Kirche. Damals hatte der Feind noch kein Unkraut unter den Waizen gesäet; und wenn einer sich öffentlich zu JEsu bekannte, und sich taufen ließ, so durfte man in der Regel voraussetzen, daß es ihm mit seinem Bekenntniß Ernst sei. Diese ersten Christen bildeten eine wahre, lautere Gemeine JEsu, und zeigten durch ihren Wandel, daß es mit ihnen wirklich etwas Neues geworden sei. Auch die ungläubigen Juden hatten Achtung vor ihnen und wagten es nicht, sie zu beleidigen. Die ganze Gemeine war Ein Herz und Eine Seele; Alle waren in Liebe mit einander verbunden, und Jeder

war bereit, von seinem Uebrigen des Bruders Mangel zu ergänzen. Wohlhabende Glieder der Gemeine verkauften Häuser und Aecker, und der Erlös kam in die Armenkasse, welche unter der Verwaltung der Apostel stand, bis man eigene Almosenpfleger wählte, Diakone genannt. Die Christen in Jerusalem versammelten sich täglich zur Erbauung; und bei ihren gemeinschaftlichen Liebesmahlen, welche häufig gehalten wurden, feierte man gewöhnlich auch das Mahl des HErrn. Wollte Einer sich nicht in die Ordnung schicken, oder führte er sich anstößig auf, so wurde er mit Liebe und Ernst vermahnt, und, wenn das nichts half, ausgeschlossen. Wer sich an die Gemeinschaft der Jünger JEsu anschließen wollte, und deßhalb getauft zu werden wünschte, der wurde nur gefragt, ob er glaube, daß JEsus der Christus (d. h. der Messias, der verheißene Weltheiland) sei; und wenn er dieß bejahte, so wurde ihm die Taufe nicht versagt. Da sahen also die Juden, daß die Apostel nicht eine neue Religion einführen wollten, sondern nur die Erfüllung dessen predigten, was die Israeliten seit lange gehofft hatten, und daß sie somit auf dem Grund und Boden des Judenthums standen. Uebrigens durfte man nicht fürchten, daß sich zu diesem einfachen Bekenntniß Viele verstehen werden, ohne von Herzen an JEsum zu glauben; denn schon zum bloßen Bekenntniß gehörte mehr Selbstverleugnung, als ein Jude von Haus aus vermag. Den schmachvoll gekreuzigten JEsus von Nazareth sollten sie als ihren HErrn und König anerkennen! — das war für die meisten Juden ein Aergerniß, welches ihnen nur durch besondere Wirkung Gottes zur Gottes-Kraft und Weisheit werden konnte. Ueberdieß hatten die unruhigen Zeiten der Gemeine bald ein Ende; und nachdem das junge Bäumlein innerlich genug erstarkt war, ließ der HErr die Stürme darüber kommen, die aber nur dazu dienten, es noch mehr zu befestigen und seinen Fruchtstaub weiter zu tragen.

Nach dem Tode des Stephanus, der die Ehre hatte,

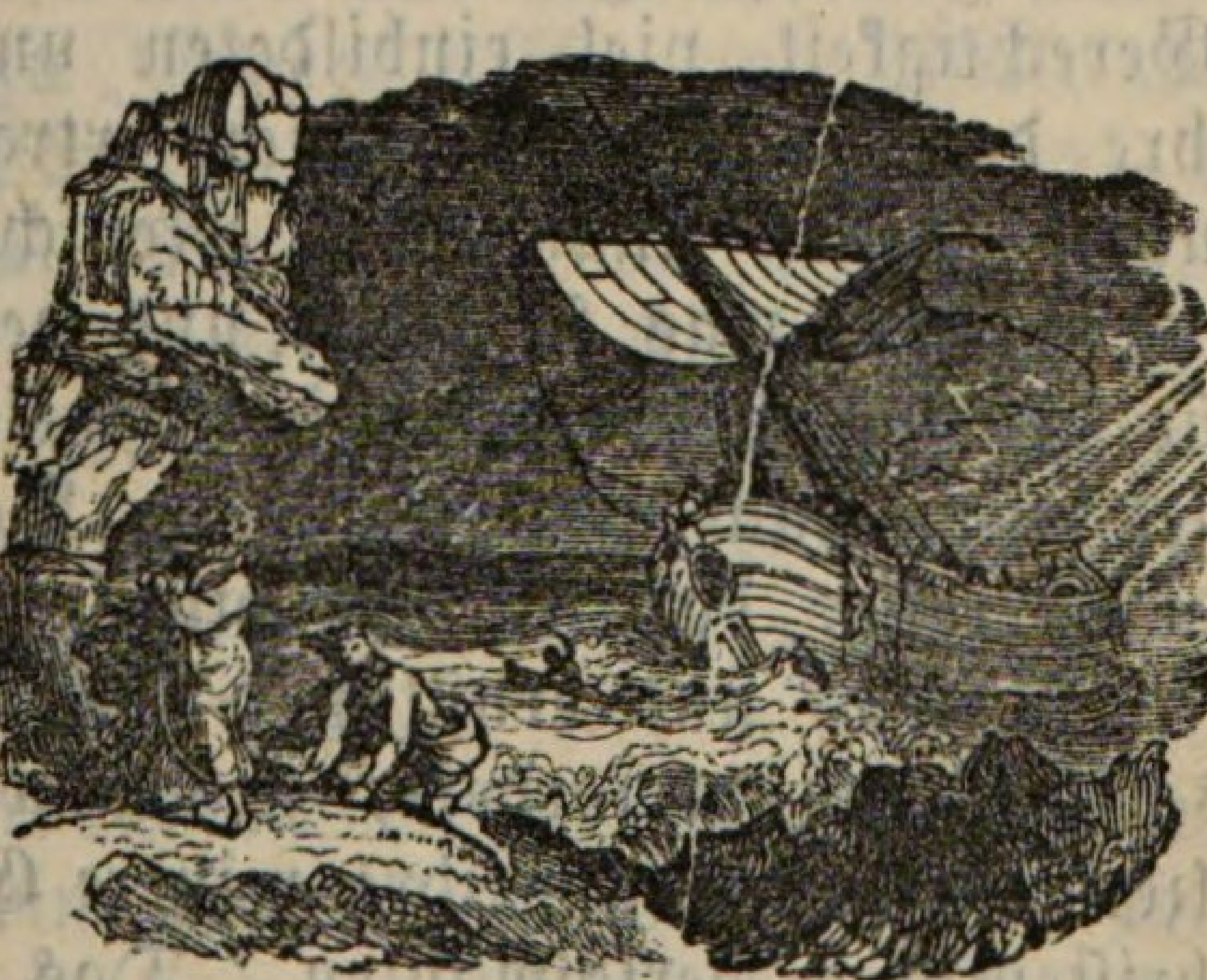
der Erstling der Blutzeugen zu werden, erhob sich die erste Verfolgung gegen die Christen in Jerusalem, welche zum Theil in's Gefängniß geführt, zum Theil getödtet wurden. Die Uebrigen aber zerstreuten sich, und trugen das Wort des Lebens in alle Städte von Judäa und Galiläa, nach Samarien, Phönicien und Syrien und bis in die Insel Cyppern hinüber. So wurde erfüllt, was Marc. 16, 10. steht: die zwölf Apostel, welche schon bei Lebzeiten JEsu die ersten Versuche ihrer apostolischen Thätigkeit gemacht, und die durch den Austritt des Judas entstandene Lücke mit dem Apostel Matthias wieder ausgefüllt hatten, verließen größtentheils Jerusalem, und suchten sich auswärts ihre Arbeitsstätte auf; nur einige blieben in Jerusalem zurück. Auch außer ihnen fanden sich aber unter den ersten Christen tüchtige Männer, welche zu Lehrern und Vorstehern brauchbar waren (Ap. 6, 5.). Ihre Predigt wurde sowohl in Jerusalem als auswärts durch Wundergaben und Wunderwerke mächtig bestätigt (Mark. 16, 20. Ap. 2, 43. 4, 15. 5, 12 ff. 19, 11. 12 ff.). Damals geschah es, daß der Schatzmeister der Königin von Aethiopien am Bache Sorek einen Schatz fand, der mehr Werth hatte als alle Schatzkammern, über die er gesetzt war. Kein Wunder, daß er



seine Straße so fröhlich zog! Daß er seinen Schatz zu Hause habe sehen lassen, ist sehr wahrscheinlich; er brauchte

ja nicht zu fürchten, daß er ihm werde genommen werden.

Aus Anlaß der ersten Christenverfolgung werden wir auch mit Paulus, dem ersten Heidenapostel, bekannt. Zwar wurde die Familie Cornelius in Cäsarea durch Petrus zur Gemeinde Christi gebracht; aber dieser beschäftigte sich doch auch nach der Hand ebenso ausschließlich mit der Arbeit unter den Juden, wie Paulus mit der Predigt unter den Heiden. Dieser Paulus ist schon durch die Art und Weise seiner Bekehrung merkwürdig. Wenn ein Bürger in einer Stadt über die Regierung des Königs schimpfte, und dessen getreue Unterthanen anfeindete, und der König gienge selbst zu dem Manne in's Haus, und machte ihm Vorstellungen, und trüge ihm ein wichtiges Amt an, so würden die Leute sagen: der König muß doch eine große Meinung von der Brauchbarkeit dieses Mannes haben, daß er sich so zu ihm herabläßt. Etwas der Art war es bei der Bekehrung des Saulus. Gott machte da eine Ausnahme. Der Fisch war zu groß in's Netz; ein Pfeil mußte ihn treffen. — Er ist ferner merkwürdig dadurch, daß er so viel um Christi willen gelitten hat. Von den Juden hat



er fünfmal, von den Römern dreimal Streiche bekommen; einmal wurde er gesteinigt; viermal hat er Schiffbruch

erlitten, einmal Tag und Nacht als Schiffbrüchiger mit den Wogen des Meeres kämpfen müssen: er hat auf seinen Reisen die mannigfaltigsten Gefahren, Beschwerden und Entbehrungen ausgestanden, und endlich sein Leben um Christi willen aufgeopfert. Das Merkwürdigste aber ist seine große Thätigkeit zur Ausbreitung des Reiches Christi. Kaum war er, der bisherige Verfolger der Christen, in Damaskus getauft worden, so predigte er schon in den Synagogen der Juden, und bewies ihnen, daß JEsus der Messias sei. Bald darauf machte er mit Barnabas seine erste Missionsreise über Cypern nach Klein-Asien, auf welcher ihm die Juden so feindselig entgegenwirkten, daß er ihnen erklärte, in Zukunft werde er sich vorzugsweise an die Heiden wenden, und diesen die von den Juden verworfene Botschaft des ewigen Lebens bringen. Die damaligen Juden theilten sich hauptsächlich in zwei religiöse Parteien, Pharisäer und Sadducäer (eine dritte, die Essener, scheint nicht zahlreich gewesen zu sein). Die Pharisäer hielten streng auf genaue Beobachtung der äußerlichen Gebote im Gesetz Mosis, noch mehr aber an den Menschensatzungen, die sich nach und nach neben das Gesetz eingedrängt hatten. Sie waren rechtgläubige Juden, die sich aber auf ihre äußerliche Gerechtigkeit viel einbildeten und die demüthigende Lehre des Evangeliums nicht ertragen konnten. Die Sadducäer waren ungläubige Menschen, die nur das für wahr hielten, was sie sehen und begreifen konnten. Für sie war die Lehre Christi, in welcher das Unsichtbare Alles gilt, auch nicht bequem. Beide Parteien kamen darin überein, daß sie von einer gänzlichen Erneuerung des Herzens und ernstlicher Selbstverleugnung, wie sie das Christenthum fordert, nichts wissen wollten, und im stolzen Vertrauen auf ihre reinere Gotteserkenntniß das Christenthum verschmähten. Das letztere Hinderniß hatte Paulus bei den Heiden nicht zu überwinden, und darum waren sie auch dem Evangelium zugänglicher als die Juden, welche doch durch ihre Synagogen in den

meisten Städten dem Evangelium den Weg bereitet hatten. Eine große Anzahl bekehrte sich, und fast in allen Städten konnte Paulus christliche Gemeinden stiften. Des Götzendienstes nämlich waren Viele damals müde geworden, weil sie anfingen zu merken, daß sie mit demselben betrogen seien; ihre weisesten Männer hatten es mit allem Nachdenken zu keinem klaren und gewissen Glauben bringen können, weil es ihnen an einer Offenbarung fehlte; durch alte Weissagungen, welche unter den Heidenvölkern aufbewahrt wurden, hatte sich eben damals weit umher die Erwartung verbreitet, daß die Erscheinung eines Retters der Völker vor der Thüre sei, der eine neue Religion in die Welt bringen und das goldene Zeitalter der Glückseligkeit unter den Menschen wiederherstellen werde. Aber freilich, was den Juden ein Aergerniß war, das mußte auch den Heiden als eine Thorheit vorkommen: daß nämlich das Heil der Welt von einem Gekreuzigten und Auferstandenen ausgehen sollte. Deßwegen waren es auch unter den Heiden nur Einzelne, welche zum Glauben an Christus kamen, so viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.

Auch auf seiner zweiten (J. 52) und dritten (J. 55) Reise nach Klein-Asien und Griechenland machte Paulus viele Heiden zu Jüngern JEsu, und stiftete christliche Gemeinden in Philippi, Thessalonich, Beröa, Athen, Korinth, Ephesus, Troas u. s. w. Auf seiner letzten Reise nach Jerusalem gerieth er in dieser Stadt in Gefangenschaft (59), mußte zwei Jahre lang in Cäsarea in der Haft sein, und reiste von dort über Kreta und Melite (Malta) als Gefangener nach Rom (62), etwa 26 Jahre nach seiner Bekehrung.

Rom war damals die Hauptstadt der Welt, und war selber eine kleine Welt. Die schönsten und reichsten Länder von Europa, von Nordafrika und vom westlichen Asien standen unter ihrer Herrschaft. Diese Stadt auf sieben Bergen hatte einen außerordentlichen Umfang, und die Zahl ihrer Bürger belief sich, wie erzählt wird, auf

300,000. Sie hatte 37 Thore, 424 Straßen, 46,000 einzeln stehende Häuser, 1780 Paläste, unter welchen der Palast des Kaisers Nero der glänzendste war. Götzentempel gab es in Rom mehr als 400, der prachtvollste stand auf dem Kapitol. Er konnte eine ungeheure Menschenmenge fassen und seine Ausschmückung hatte sieben Millionen Thaler gekostet. In diese große, prächtige und stolze Stadt, nach welcher er schon viele Jahre ein Verlangen gehabt, zieht Paulus nun als Gefangener ein. Was mag er wohl beim Anblick dieser Paläste, dieser Götzentempel, dieses üppigen Volkes gedacht haben? Habt ihr etwa schon von Cortez gehört, wie er mit seiner Hand voll spanischer Abenteurer in die großmächtige Stadt Mexico einzog, die er erobern wollte? Noch ärmlicher und schwächer tritt Paulus einher, und fürwahr! er hat auch Eroberungsgedanken. Nichts Geringeres will er, als diese ganze Stadt zu einem Eigenthum JEsu machen; und er weiß, daß früher oder später diese Eroberung gewiß zu Stande kommen wird. Die stolzen Rathsherren von Rom ziehen steif an dem unansehnlichen Teppichweber vorbei und blicken ihn kaum an; sie haben keine Ahnung davon, daß er der Gesandte eines Mannes ist, dessen Name in wenigen Jahrhunderten die ganze Welt erfüllen wird, und vor dem alle Götzen in Rom noch in den Staub fallen müssen.

Paulus erhielt die Erlaubniß, sich eine Wohnung in der Stadt zu miethen, und bis zur Entscheidung seiner Sache für sich zu bleiben, doch unter der beständigen Aufsicht eines Soldaten, an welchen er mit einer Kette angeschlossen wurde, der ihn aber nicht hinderte, sein apostolisches Lehramt durch mündlichen und schriftlichen Unterricht auch in den Banden fortzuführen. Sogar bis an den kaiserlichen Hof drang seine Predigt aus seiner stillen Haft, und mehrere von den Hofleuten wurden zu dem Häuflein der Jünger JEsu in Rom durch die Gnade Gottes hinzugethan. Hätte er frei in Rom umhergehen dürfen, so hätte vermuthlich das Aufsehen, das seine frei-

müthige Predigt veranlaßt haben würde, ihn bald um seine Wirksamkeit gebracht; so aber ließ man ihn ruhig



gewähren: von dem Mann im Gefängniß meinte man keine Unruhen befürchten zu dürfen.

Nachdem Paulus zwei Jahre lang in Rom gefangen gewesen war, und sich vor dem Kaiser verantwortet hatte, wurde er wieder freigelassen; wie? wissen wir nicht. Ohne Zweifel trat er jetzt seine Missionsreise nach Spanien an, die er schon längst vorhatte (Röm. 15, 23.). Wenigstens deutet dieß Clemens von Rom an, ein Schüler der Apostel. Jedenfalls aber kam Paulus auch nach der Insel Kreta, wo er den Titus zurückließ, um in den neugepflanzten Gemeinden die nöthigen Einrichtungen zu treffen (Tit. 1, 5.). Dann hat er wohl Ephesus und Macedonien besucht (1 Tim.), worauf wir ihn in Nikopolis finden an der Grenze von Illyrien, wo er früher schon gepredigt hatte (Röm. 15, 17 ff.); und endlich kam er wieder über Troas, Milet und Korinth nach Rom (2 Tim.), wo ihn Kaiser Nero mit dem Schwert hinrichten ließ (etwa 67 J. nach Chr. G.). Wo Paulus selbst nicht hinkommen oder sich nicht länger aufhalten konnte, da stellte er andere christliche Männer auf (Ap.

14, 23.), die er durch seinen Umgang zu tüchtigen Christenlehrern gebildet hatte. Ihr kennt ja die Namen Barnabas, Silas, Markus, Lukas, Timotheus, Titus und Andere. Was dieser große Apostel von Antiochien, Ephesus, Korinth und Rom aus in den umliegenden Städten und Ländern mit unabläßiger Treue gearbeitet hat, ist von solchem Umfang und von so großer Wichtigkeit, daß er selbst, gegenüber von den andern Aposteln, von sich sagen konnte: „ich habe mehr gearbeitet denn sie Alle“ (1 Kor. 15, 10.).

Und doch waren diese unterdessen auch nicht müßig gewesen; und wenn uns gleich die Geschichte von ihren Arbeiten keine so ausführlichen Nachrichten hinterlassen hat, wie von der Wirksamkeit des Apostels Paulus, so ist es doch wohl der Mühe werth, daß wir uns noch einmal nach ihnen umsehen. — Petrus war von dem HErrn Jesus dazu ausersehen worden, mit der Predigt des Evangeliums unter Juden und Heiden den Anfang zu machen. So lange die Apostel in Jerusalem waren, pflegte er das Wort zu führen. Späterhin predigte er das Evangelinm den zerstreuten Juden in Syrien und Klein-Asien. Dann war er eine Zeitlang in der alten Stadt Babylon, wo sich eine christliche Gemeinde um ihn gesammelt hatte. Endlich ist er nach Rom gekommen, und dort gekreuzigt worden. — Jakobus, der Sohn Zebedäi, wurde bekanntlich in Jerusalem auf Befehl des Herodes mit dem Schwert hingerichtet (Ap. 12.). Jakobus der Jüngere, auch einer von den zwölf Aposteln, soll in Spanien seinen Wirkungskreis gefunden haben; wir wissen jedoch nichts Gewisses darüber, weil er gewöhnlich mit einem dritten Jakobus, Bischof in Jerusalem, verwechselt wird, der aber keiner von den zwölf Aposteln gewesen ist, sondern ein Bruder JEsu. Er ist es, von dem 1 Kor. 15, 7. Gal. 2, 9. und in mehreren Stellen der Apostelgeschichte die Rede ist; und von ihm ist der Brief Jakobi geschrieben, sowie der Brief Judä von seinem leiblichen Bruder Judas. Als ein Bruder JEsu genoß er unter

den Christen großes Ansehen, und wurde als eine „Säule der Kirche“ betrachtet; auch gab man ihm den Beinamen „der Gerechte.“ Nachdem er 30 Jahre lang Vorsteher der Christengemeinde in Jerusalem gewesen war, starb er daselbst den Tod der Märtyrer. — Von dem Apostel Andreas wird erzählt, daß er in den Ländern des schwarzen Meeres das Evangelium gepredigt habe, und zuletzt zu Patras in Achaja den Kreuzestod gestorben sei. — — Der Apostel Philippus predigte, wie die Geschichte sagt, in Scythien und Phrygien, und starb in hohem Alter in Hierapolis. — Bartholomäus und Thomas sollen die Nachricht von Christus nach Indien hinüber gebracht haben: wenigstens leiten die Thomas-Christen, welche man noch in zahlreichen Gemeinden auf den Küsten von Malabar antrifft, ihren Ursprung von ihm her. — Von der ferneren Geschichte und Wirksamkeit des Matthäus, Simon, Judas Thaddäus und Matthias läßt sich nichts Zuverlässiges berichten; nur so viel ist nicht zu bezweifeln, daß Jeder von ihnen in seinem Theile dem Befehle JEsu Folge leistete: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Kreatur!“

Zwei von den Gehilfen der Apostel, Markus und Lukas, haben uns Beschreibungen des Lebens und der Werke JEsu hinterlassen, worin ihnen der Apostel Matthäus vorangegangen war und der Apostel Johannes folgte. Weil Christus und Sein Werk den Hauptinhalt der apostolischen Predigt ausmachte, so enstanden natürlich bald unter den Juden und Heiden außerhalb Palästina Nachfragen und Wünsche: wer denn dieser JEsus gewesen sei? wo und wann er gelebt, was er Alles gethan habe? Man möchte gern einmal eine ausführliche aneinanderhängende Erzählung Seiner Geschichte, Seiner Wunder und Thaten hören und dergl. So schrieb denn Matthäus unter der Leitung des heiligen Geistes auf, was er gesehen und gehört hatte; so schrieben unter dem Beistande desselben Geistes Markus und Lukas, was sie von den Aposteln des HErrn vernommen hatten;

jener wahrscheinlich zum Gebrauche der Christen in Rom, dieser zunächst für einen gewissen Theophilus; alle aber nach der Absicht JEsu zur Belehrung und Ermunterung vieler tausend Christen zu allen Zeiten und an allen Orten, die alle nicht wüßten, wo sie etwas Gewisses und Ganzes von der Geschichte JEsu erfahren sollten, wenn nicht die lieben Evangelisten auf den Befehl JEsu sich die Mühe genommen hätten, uns alles so genau und anschaulich zu erzählen. Derselbe Theophilus, für den Lukas sein Evangelium geschrieben hatte, wollte auch gerne wissen, wie es denn mit der Ausbreitung des Christenthums nach der Himmelfahrt Christi zugegangen sei; und ihm zu lieb schrieb Lukas seine Apostelgeschichte, ein Buch, an dem sich seitdem so unzählige Christen ergötzt und gestärkt haben.

Die Christengemeinden, deren Sammlung durch die Apostel, und namentlich durch Paulus, uns die Apostelgeschichte erzählt, hätten es nun freilich am liebsten gesehen, und wären auch am besten gediehen, wenn die Apostel immer hätten bei ihnen bleiben können; aber das war nicht möglich, weil es mehr Gemeinden gab als Apostel. Paulus hatte in der Regel an den einzelnen Orten nur so viel Zeit, um zu pflanzen; dann mußte er weiter ziehen, und die zarte Pflanze im Wind und Wetter stehen lassen: er fand auch nicht überall wie in Korinth einen fleißigen Apollos, der das Begießen besorgte. Von manchen dieser zarten Pflanzen war daher zu befürchten, sie möchten durch Auswüchse entstellt, oder durch Stürme abgeknickt werden, und das war dem sorgfältigen Gärtner nicht gleichgiltig. Er suchte daher auch aus der Ferne zum gesunden Wachsthum und zur Befestigung derselben etwas beizutragen. So entstanden seine Briefe an verschiedene christliche Gemeinden und einzelne Personen, in welchen er aus dem reichen Schatz seiner Erkenntniß ihnen Altes und Neues mittheilt, sie vor Irrlehren und Irrgängen warnt, und sie zum Glauben und zum standhaften Beharren ermuntert. Ihr kennt

ja seine Briefe an die Gemeinden in Rom und Korinth, in Galatien, Ephesus und Kolossä, in Philippi und Thessalonich, und seine Sendschreiben an Timotheus, Titus und Philemon, die aber uns Deutschen eben so gut gelten wie jenen. Paulus selbst hat zwar damals, als er seine Briefe schrieb, noch nicht an uns gedacht, aber der Geist JEsu, der in ihm war. In derselben Absicht schrieben auch Petrus, Johannes, Jakobus und Judas ihre Briefe an verschiedene Christen unter Juden und Griechen, und ein unbekannter apostolischer Jünger den an die Ebräer (Ebr. 2, 3.). Endlich kam auch noch die Offenbarung des Johannes hinzu, in welcher Gott den Christen aller Zeiten, Seinen ganzen Rathschluß über die Welt vor Augen legte, und so war die Reihe der neutestamentlichen Schriften vollendet. Das geschah aber nicht auf einmal, sondern nach und nach; und ihr dürft euch nicht einbilden, als ob die Apostel und ihre Gehilfen, ein Neues Testament unter dem Arm, in die Judenschulen gegangen wären, ein Kapitel daraus vorgelesen, und dann darüber gepredigt hätten. Damals gab es noch keine gedruckten Bücher; man machte Abschriften von einzelnen apostolischen Schriften und ließ sie unter den Christen circuliren; der Brief an die Kolosser z. B. wurde auch nach Laodicea geschickt (Kol. 4, 16.); und als das erste Mal alle neutestamentlichen Schriften zu einem Ganzen vereinigt und in ein Buch geschrieben wurden, da war keiner der Apostel mehr am Leben.

So lange sie da waren, genoßen sie allgemeines Vertrauen und Ansehen unter den Christen, und alle Streitfragen wurden ihnen zur Entscheidung vorgelegt; z. B. als es sich davon handelte, ob die Christen aus den Heiden auch noch nöthig hätten, sich beschneiden zu lassen und alle jüdischen Gebräuche zu beobachten. Da schickte man zu den Aposteln in Jerusalem, und ließ sie fragen, und sie sagten: Nein. Von verschiedenen kirchlichen Aemtern und Würden wußte man damals noch nicht viel: doch gab es außer den Aposteln auch noch Diakone

(Helfer), männliche und weibliche, welche die Almosen- und Krankenpflege zu besorgen hatten, und Evangelisten, welche von Ort zu Ort zogen, um das Evangelium zu predigen, neue Gemeinden zu gründen, und die gegründeten zu besuchen. Von ihnen sind zu unterscheiden die Hirten und Lehrer (Ephes. 4, 11.), welche das Predigt- und Seelsorger-Amt bleibend an einem Orte verwalteten. Sie heißen im Neuen Testament auch Bischöfe (Aufseher, Vorsteher), oder Presbyter (Aelteste); denn beides war in der ersten apostolischen Kirche noch gleichbedeutend, und erst späterhin wurde zwischen Bischöfen und Presbytern ein Unterschied gemacht. Doch war auch das Lehramt überhaupt zu der Zeit noch nicht so streng gesondert und ausgezeichnet, da sich häufig in den christlichen Gemeinden außerordentliche Gaben des Geistes fanden, namentlich die Gabe der Weissagung, d. h. das Vermögen, aus Eingebung des Heiligen Geistes von göttlichen Dingen zu reden. Die Männer, welche diese Gabe besaßen, hießen Propheten (Ap. 13, 1. 1 Kor. 14, 1.). Solche Gaben, verborgene Dinge zu offenbaren, in fremden Sprachen zu reden, Kranke zu heilen, Wunder zu thun, u. dgl. (1 Kor. 12.), wurden in den ersten christlichen Gemeinden, besonders zu Korinth, vielfach angetroffen, und mußten auch dazu dienen, Juden und Heiden auf das Christenthum aufmerksam zu machen, und für dasselbe zu gewinnen. Aber auch die christlichen Gemeinden selbst bedurften solcher außerordentlichen Glaubensstärkungen um so mehr, je kürzer die Zeit währte, da sie von außen Ruhe genoßen, und sich im Frieden bauen konnten. Denn schon im Jahre 64 n. Chr. Geburt begann die Reihe der heidnischen Christenverfolgungen, welche mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen bis in's vierte Jahrhundert fortdauerten, und deren man gewöhnlich zehn hauptsächliche aufzählt. Die erste erhob sich in dem Mittelpunkt der damals heidnischen Welt, in Rom, gleich nach der Abreise des Apostels Paulus, welcher somit glücklicherweise noch ein paar Jahre für die

Kirche erhalten wurde. Der Kaiser Nero, ein gräulicher Mensch, der seine Lehrer, seine Mutter, seine Gemahlin hatte umbringen lassen, bekümmerte sich anfangs im Taumel seines Sündenlebens um die Christen nicht viel; aber bald fand er Gelegenheit, sich auch an ihnen als Wütherich zu zeigen. Seine Eitelkeit war erstaunlich groß. Sie gab ihm den tollen Gedanken ein, die Stadt Rom anzünden zu lassen, und sich durch Erbauung einer neuen prächtigeren Stadt einen Namen zu machen. Sieben Tage lang brannte die Stadt, bis fünf Siebentheile sammt ihren Tempeln und Palästen und Kunstwerken in Trümmer und Asche verwandelt waren. Man kann sich leicht vorstellen, welche Erbitterung sich unter dem Volke verbreitete, als das Gerücht auskam, der Kaiser selber sei der Brandstifter. Der Unmensch wußte den Folgen seines Verbrechens nicht anders zu entgehen, als durch ein neues noch schrecklicheres: — er schob die Schuld auf die Christen. Auf diese gieng es nun von allen Seiten los. Sie wurden in Säcke genäht, diese mit Werg ausgestopft, von außen mit Pech begossen, wie Pfähle in die Erde gesteckt, und oben angezündet, um wie Fackeln oder Pechpfannen in langen Reihen zu nächtlichen Tänzen und Spielen zu leuchten. Andere wurden in Thierhäute eingenäht, und zur öffentlichen Belustigung von Hunden zerrissen. Noch Andere wurden in Nero's Gärten reihenweise ans Kreuz geschlagen, oder unter ähnlichen qualvollen Martern hingerichtet. Das im Stillen zurückgebliebene Christenhäuflein zu trösten und zu stärken, war wohl die Hauptabsicht Pauli, als er zum zweiten Mal nach Rom kam, wo er dann bald den Ehrentod für Christus sterben durfte.

Wenn die feuerspeienden Berge auf Island in großer Bewegung sind, so werden gewöhnlich auch die Vulkane in Italien und Sicilien unruhig, was auf einen unterirdischen Zusammenhang schließen läßt. Etwas Aehnliches ist nicht selten in der Geschichte der christlichen Kirche vorgekommen. Noch ehe das Feuer der Verfolgung in

Rom ausbrach, wurden auch in Jerusalem die Feinde Christi wieder aufrüstig, und fielen über den dortigen Bischof Jakobus, den Bruder JEsu, her. Er wurde vor den hohen Rath geführt, und als er öffentlich bekannte, daß JEsus zur rechten Hand Gottes sitze, und auf den Wolken des Himmels kommen werde, wurde er von einer Altane hinabgestürzt, und gesteinigt. Laut rief er noch: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Ein Schlag mit einer Keule auf sein Haupt machte seinem Leben ein Ende (63). Dieß war aber eine der letzten Gewaltthätigkeiten der Juden gegen die Christen; denn schon war das schwere Gericht über sie im Anzug, welches ihnen JEsus (Luk. 19, 43. 44.) vorhergesagt hatte. Die Juden hatten von Anfang an die römische Herrschaft nur mit Widerwillen geduldet, und das Benehmen des letzten römischen Landpflegers, Gessius Florus, trug dazu bei, ihnen dieselbe immer verhaßter zu machen. Endlich brach die Empörung in helle Flammen aus, und ergriff, wie ein Waldbrand im Sturmwinde, in kurzer Zeit das ganze Volk. Alle Warnungszeichen giengen an diesen bis zum Wahnsinn aufgeregten Menschen wirkungslos vorüber. Nur die Christen in Jerusalem bereiteten sich zur eiligen Flucht, eingedenk der Ermahnung JEsu (Luk. 21, 20.); und der König Agrippa wies ihnen das Städtchen Pella jenseits des Jordans zum Zufluchtsort an. Andere mögen anderswo eine Unterkunft gefunden haben; denn die Zahl der Christen war dazumal weit beträchtlicher, als daß sie in einer kleinen Stadt alle Platz gehabt hätten. Jerusalem wurde von dem Heer des römischen Feldherrn Vespasian eingeschlossen; und als er zum römischen Kaiser gewählt wurde, übernahm sein Sohn Titus die Belagerung dieser durch ihre natürliche Lage und ihre Festungswerke so sehr geschützten Stadt, welche überdieß eine so zahlreiche Besatzung in ihren Mauern hatte. Es war nämlich, als Titus die Stadt umzingelte, gerade das Passahfest, an welchem sie von unzähligen Festgästen angefüllt war.

Josephus, der jüdische Geschichtschreiber, sagt: fast die ganze Nation, mehr als anderthalb Millionen Menschen, seien hier gleichsam in ein Gefängniß eingeschlossen gewesen. Und so war denn die letzte Stunde dieser großen Stadt gekommen, welche wir als die wichtigste Stadt der ganzen Welt betrachten müssen. Als Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte, war der Berg Morijah, auf welchem nachher der Tempel stand, noch ein wüster, einsamer Hügel; späterhin als das Volk Israel aus Aegypten kam, stand bereits eine Stadt daselbst, welche bei der Vertheilung des Landes den Stämmen Juda und Benjamin gemeinschaftlich zufiel. Die Stadt wurde verbrannt, aber nachher von den Jebusiten wieder aufgebaut und so befestigt, daß sie meinten, Blinde und Lahme würden sie gegen David vertheidigen können. Aber David eroberte sie, und machte sie zu seiner Haupt- und Residenzstadt; zu seines und seines Sohnes Salomo Zeiten stand sie in ihrem höchsten Glanze, und es war in ihr der Reichthum so groß, daß man das Silber achtete wie die Steine auf der Gasse. Von Salomo erhielt sie ihre größte Zierde, den Tempel, dessen Wunderbau von der ganzen damaligen Welt angestaunt wurde. Aber dieser prachtvolle Tempel wurde sammt der Stadt von Nebukadnezar zerstört; und was nach der babylonischen Gefangenschaft von den zurückgekehrten Juden in kümmerlicher Zeit wieder aufgebaut wurde, erreichte den alten Glanz bei weitem nicht. Eine neue Trübsal kam über Stadt und Tempel zur Zeit der Makkabäer, welche aber durch ihre Tapferkeit die völlige Zerstörung mit der Hilfe Gottes verhinderten. Herodes der Große führte den Tempel fast ganz von Neuem auf, und schmückte ihn mit großem Aufwande. Als Christus in diesem Tempel auftrat, — die größte Ehre, welche ihm widerfahren konnte, — hatte man bereits 46 Jahre an demselben gebaut, und man fuhr damit fort bis ganz kurz vor der Belagerung der Stadt. So war er wieder eines der herrlichsten Gebäude und ein Wunderwerk der Welt geworden (Mark. 13, 1.),

von welchem man überall mit Bewunderung sprach; und Titus selbst wünschte nichts mehr, als ihn unverletzt erhalten zu können. Aber die Worte Jesu mußten erfüllt werden. Was half es den zahllosen Schaaren, die in Jerusalem sich zusammendrängten, daß die Mauern der Stadt so fest und die Thürme so hoch waren! Diese Steine konnten sie nicht essen, und die Lebensmittel giengen bald so zusammen, daß eine Hungersnoth entstand. Endlich kam es so weit, daß Menschenfleisch gegessen und Menschenblut getrunken wurde. Es wird von Weibern erzählt, die ihre eigenen Kinder geschlachtet und verzehrt haben; der eckelhaften Nahrungsmittel, wie Leder, Mäuse, Ratten u. dgl. nicht zu gedenken. Ueberdieß führten die Parteien in der Stadt selbst fortwährend Krieg mit einander und vergoßen das Blut in Strömen. Es war, als wenn die Juden noch recht offenbar zeigen sollten, daß das Gericht Gottes über sie ein gerechtes sei. Sie hatten fürchterlich gesündigt; sie wurden auch fürchterlich bestraft. Endlich drang das Römerheer in die Stadt ein; Alles wurde schonungslos niedergehauen, was sich entgegensetzte; der Tempel von den wüthenden Kriegern



gegen des Titus ausdrücklichen Befehl in Brand gesteckt (10. Aug. 70), und kein Stein auf dem andern gelassen. Ganz Jerusalem wurde verwüstet, 97,000 Juden wurden gefangen weggeführt, 1,100,000 waren während der Belagerung umgekommen.

Das war das Ende der großen Stadt, die noch jetzt in ihrem jämmerlichen Verfall von den Arabern „die heilige" genannt wird, und zugleich das Ende der jüdischen Staatsverfassung und des jüdischen Gottesdienstes. Für die Kirche Christi konnte ihr Fall nur wohlthätige Folgen haben. Es mußte nun offenbar werden, daß das Christenthum, wenn gleich aus dem Judenthum hervorgewachsen, doch seine eigene Wurzel habe, und die häufige Verwechslung der Christen mit den Juden, welche den ersteren oft nachtheilig gewesen, mußte nun aufhören. Zudem wurde die Kirche durch diesen Fall unabhängiger von jüdischen Einrichtungen und Gebräuchen, die sie bisher aus einer gewissen kindlichen Scheu noch in Achtung hielt, die aber doch ihrer innern freien Entwicklung hinderlich waren. Wäre Jerusalem stehen geblieben, so würde es wohl der Hauptsitz und Mittelpunkt des Christenthums geblieben sein, und einen solchen soll dieses, als eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, nicht haben, weder in Jerusalem noch in Rom.

Es ist ungewiß, ob noch einer von den Aposteln außer Johannes die Zerstörung Jerusalems erlebt hat. Dieser hatte sich wahrscheinlich mit nach Pella begeben und war dann nach Ephesus gezogen, um von dort aus den umherliegenden Christengemeinden mit seinem apostolischen Lichte zu leuchten. Als unter dem Kaiser Domitian eine neue Verfolgung gegen die Christen ausbrach, welche fast dreißig Jahre lang Ruhe genossen hatten, soll auch Johannes darunter gelitten haben, doch wissen wir davon nichts Gewisses. Auf Patmos kann er auch zur Verkündigung des Worts gewesen sein, nicht als Verbannter.

Um diese Zeit geschah es, daß Domitian Nachforschungen anstellen ließ, ob auch noch Nachkommen der Familie Davids anzutreffen seien; denn er hatte gehört, daß ein Messias aus Davids Stamm König aller Reiche werden sollte, und den hätte er gerne aus der Welt geschafft, um sich nicht vor ihm fürchten zu müssen. Nun brachte man zwei Enkel von Juda, dem Bruder JEsu, vor ihn. Als sie ihm aber die Schwielen ihrer Hände zeigten, und ihm dadurch bewiesen, daß sie von ihrer Händearbeit leben müßten, auch Christi Reich nur als ein himmlisches darstellten, das erst am Ende der Zeiten komme, entließ er sie mit Verachtung als arme Leute, von denen nichts zu befürchten sei. Auch die Christenverfolgung, welche vielen Christen das Leben gekostet hatte, hörte nun bald auf, und Domitian wurde umgebracht.

In Ephesus schrieb Johannes sein Evangelium und seine Briefe, in welchen er auf falsche Lehrer Rücksicht nimmt, die zu der Zeit ihre Irrthümer in die Kirche Christi hineintragen wollten. Er soll einem solchen, Cerinth, im Badehaus begegnet und schnell herausgesprungen sein, damit das Gebäude, worin der Feind der Wahrheit sei, nicht auf sie einstürze. Wunderschön ist die Erzählung von dem Jüngling, den er in einer Gemeinde dem Bischof zum Taufunterricht anempfahl, der



aber durch Verführung bis zum Räuberhauptmann herabsank, worauf der alte Johannes ihn selbst aufsuchte und zu Buße und Glauben zurückführte. Er starb (a. 100) in hohem Alter, nachdem er in seinen letzten Lebenstagen die Ermahnung immer wiederholt hatte: „Kindlein, liebet euch unter einander!" Er meinte, dieß Eine genüge. Doch lernen die Christen seit achtzehnhundert Jahren an der einfachen Lection und haben sie bis auf diese Stunde noch nicht gelernt.

---

2. Ausbreitung der Kirche unter dem Druck.

Man kann an einem Lichte viele andere Lichter anzünden, ohne daß es dadurch an Helle verliert, und so ist es gewiß auch für die christliche Kirche heutzutage kein Verlust, wenn sie von ihrem Licht den finstern Heidenländern etwas zukommen läßt. Aber bei der christlichen Kirche nach der apostolischen Zeit kommt es einem vor, als wäre sie an innerem Leben in dem Maaße schwächer geworden, in welchem sie sich weiter nach außen verbreitet; als hätte sie dasselbe erfahren, wie dort unser Heiland, da ihn das kranke Weib anrührte, und eine Kraft von ihm gieng. Diese Kraft machte zwar das kranke Weib gesund; aber er hatte sie doch verloren, und mußte sich wieder aufs Neue von oben stärken lassen. Die edle Einfalt und den festen Zusammenhalt, den starken Glauben nnd die reine Lehre, wodurch die apostolische Zeit ausgezeichnet ist, treffen wir in der Gemeine Christi nachher nicht mehr so ungetrübt, obgleich die Liebe und der Ernst, der Eifer und die Treue noch keineswegs erkaltet waren. Der schnellere Verfall, zu welchem sich die Kirche vom vierten Jahrhundert an neigte, wurde früher hauptsächlich durch die heftigen Verfolgungen aufgehalten, deren Hitze erwärmte, was erkalten wollte, und läuterte,

was nicht reines Gold war. Allein so förderlich auch das Feuer der Verfolgung für die weitere Verbreitung des Christenthums zu sein pflegt, und so schöne Früchte des Glaubens und der Liebe und der Hoffnung es zum Vorschein bringt, so sind doch solche bewegte Zeiten für die innere Ausbildung und Befestigung der Kirche, namentlich was die Erkenntniß der Wahrheit betrifft, nicht so günstig. Und doch, um wie viele gute Eigenschaften hätte unsere Zeit die damalige Kirche zu beneiden!

Jerusalem lag in Trümmern; aber das Feuer, das der HErr daselbst angezündet hatte, war von seinen einstürzenden Mauern nicht ausgelöscht worden: es flog in hellen Funkeln nach allen Richtungen hin. Die Nachfolger der Apostel kannten und ehrten ihre große Verpflichtung, an dem heiligen Werke der Friedensbotschaft da fortzufahren, wo jene bei ihrem Abschied von der Erde hatten abbrechen müssen. Noch waren unermeßliche Strecken heidnischer Brachäcker mit dem guten Samen anzusäen; und die Jünger JEsu durften noch lange nicht an's Aufhören und Ruhen denken, wenn sie dem Befehle ihres HErrn und Meisters pünktlich gehorsam sein wollten: „Prediget das Evangelium aller Kreatur!“ Ihre Arbeit machte auch im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts beträchtliche Fortschritte, von denen wir freilich keine so genauen und ausführlichen Berichte haben wie von den jetzigen Missionsarbeiten; damals wurde mehr gethan, weniger geschrieben. In Palästina gab es auch nach dem langen Verheerungskriege noch eine schöne Reihe christlicher Gemeinden, an welche sich jetzt manche Israeliten anschloßen, deren jüdische Hoffnungen durch die Zerstöruug des Tempels den letzten Stoß bekommen hatten. Auch in Tyrus, Sidon und Damaskus fanden sich viele Christen; und die Gemeinde in Antiochia behauptete immer noch ihre wichtige, einflußreiche Stellung wie in der apostolischen Zeit. Aber auch in die umliegenden näheren und ferneren Länder drang die Botschaft von Christus immer reichlicher und immer tiefer

ein. Freilich Missionsgesellschaften und Missionsschulen gab es damals noch nicht; denn jeder Christ sah sich als einen Missionar an, und benützte jede Gelegenheit, um von Dem zu zeugen, an den er glaubte; auch brauchte man keine Missionskassen, denn die Verbreitung des Evangeliums wurde von den christlichen Gemeinden als eine gemeinsame Angelegenheit betrachtet, an welcher jeder Einzelne Theil nahm. Doch fanden sich immer freiwillige Leute genug, die ihr ganzes Leben dem seligen Berufe der Heidenbekehrung widmeten, und als Evangelisten (3 Joh. 5 ff.) hin und her reisten, um in der Nähe und Ferne neue Straßen für den Siegeswagen des Evangeliums aufzusuchen und zu bahnen. In Aegypten und namentlich in Alexandria, wo viele Juden wohnten, hatte das Evangelium frühzeitig Eingang gefunden; und von dort aus verbreitete es sich über das rothe Meer hinüber nach Arabien, wo schon Paulus Samen streute, und weiter hinüber nach Indien. Wie es nach Persien gekommen, wissen wir nicht; nur so viel, daß es im dritten Jahrhundert bereits viele Anhänger daselbst hatte. Dagegen wird beschrieben wie es zugegangen, daß das Bergvolk der Iberier (in Georgien) christlich wurde. Eine gefangene Christin betete für das kranke Kind ihres Herrn zu Christus, und es wurde gesund. Die Königin, welche in einer schweren Krankheit lag, wurde ebenfalls durch die Fürbitte der Christensklavin geheilt. Als nun der König auf der Jagd in Gefahr kam, erinnerte er sich an den Gott der Christen, und betete zu ihm um Hilfe. Sie wurde ihm zu Theil, und nun wurde er ein Christ, und unterrichtete sammt seiner Gemahlin auch seine Unterthanen im Christenthum, bis Prediger aus Rom kamen. Das war in den Jahren 320—30. So kann eine Krankheit zur Genesung und eine Sklavin zur Freiheit helfen! — In Kleinasien, namentlich aber in Jonien und Phrygien, hatte das Reich Christi seinen Hauptsitz aufgeschlagen: und kaum einige Jahre nach dem Tode des Apostels Johannes schreibt ein kaiserlicher Statthalter in

jener Gegend (Plinius), überall im Lande umher seien die Tempel und Altäre der Götter verlassen, und es gebe nur noch wenige Einwohner, die dem Priester ihre Opfergaben bringen.

Auch in Macedonien und Griechenland hatte das Christenthum feste Wurzel gefaßt, und breitete seine Zweige immer weiter aus. Schon zu den Zeiten des Apostels Paulus war der Schall, „der in alle Lande geht," auch nach Dalmatien und Illyrien gedrungen. Zu den Ufern der Donau hatten die siegreichen Waffen des Kaisers Augustus dem Evangelium eine Bahn gebrochen; er hatte diese Länder erobert, und um sie desto sicherer zu behaupten, legte er der Donau entlang eine Reihe römischer Kolonieen an, welche gleich anfangs mit 120,000 römischen Ansiedlern besetzt, und von Zeit zu Zeit durch neue Ankömmlinge verstärkt wurden. Diese römischen Kolonieen erstreckten sich bis hinauf nach Hohen-Rhätien (Graubündten), und bildeten die ersten Grundlagen der jetzt blühenden Städte: Lorch (in Oesterreich), Salzburg, Augsburg, Regensburg, Bregenz, Trient, Botzen, Chur u. s. w. Natürlich bestand zwischen ihnen und dem römischen Mutterlande ein lebhafter Verkehr; und wie eine Mutter dem Söhnlein in der Fremde alle Neuigkeiten mittheilt, und von allem Guten, was man zu Hause hat, wo möglich auch eine Portion schickt, so empfingen diese ausgewanderten Römer unter Anderem auch das Christenthum aus der Heimat, wenigstens zunächst die Nachricht davon. Unter den neuen Ansiedlern, die von Zeit zu Zeit nachgeschickt wurden, mögen manche Christen gewesen sein; und auf jeden Fall fand sich unter den römischen Soldaten, die in jene Gegend kamen, eine nicht unbedeutende Zahl von solchen, die an Christum glaubten. Die Kirchengeschichte erzählt von einer römischen Legion, welche den Namen der „blitzenden Legion" führte, und unter welcher viele Christen gewesen seien. Als nun der Kaiser Mark Aurel an der Donau dem Heere der Markomanen und Quaden gegenüberstand,

war er in großer Noth; denn seine Krieger litten von brennender Sonnenhitze und heftigem Durst, und die Feinde drohten einen Ueberfall. Da fielen die christlichen Soldaten der blitzenden Legion auf ihre Kniee, und beteten zu Jesu um Hilfe. Auf ihr Gebet kam ein Regen, der den Römern den Durst löschte, und ein Gewitter, das die Feinde so schreckte, daß die Römer siegten. Der Kaiser meinte freilich, sein Heidengott Jupiter habe geholfen, und errichtete ihm in Rom eine prächtige Bildsäule. Aber er hat's nicht recht gewußt. Dieß soll im Jahr 174 geschehen sein. Um diese Zeit schreibt auch Tertullian, die Festungen, Legionen und Feldlager seien mit Christen angefüllt. — Was uns die Geschichte von Lucius, Maximian, Victorin, Quirinus und Narcissus erzählt, welche von Graubündten bis nach Oesterreich hinab die Glaubenssaat gestreut haben, und von der heiligen Afra in Augsburg, welche den Feuertod starb (304), ist im Einzelnen unzuverlässige Sage; aber so viel lernen wir daraus, daß im Laufe des dritten Jahrhunderts bereits eine Anzahl christlicher Gemeinlein in jenen Gegenden gepflanzt war. Ebenso beweist uns die Erzählung von der thebaischen Legion, welche der Kaiser Maximian im J. 286 niederhauen ließ, weil sie den Götzen nicht opfern wollte, wenn auch der Bericht nicht ganz getreu sein sollte, wenigstens so viel, daß unter dem römischen Heere die Zahl der Christen damals sehr ansehnlich gewesen sein muß.

Helvetien (die Schweiz) stand schon seit dem Jahre 60 vor Chr. Geburt unter römischer Herrschaft. Im ganzen Lande umher waren römische Festungen erbaut und römische Städte angelegt, unter denen Avenches (Aventicum) und Windisch (Vindonissa) hervorragten. Diese Niederlassungen sind als die Flußbette anzusehen, durch welche mit der Zeit das Lebenswasser des Evangeliums in das hohe Gebirgsland hinaufströmen konnte, von welchem das irdische Wasser sich in reichen Strömen nach den nördlichen und südlichen Meeren her-

abgießt. Doch verliert sich das, was von der Pflanzung der ersten Christengemeinden in diesem Zeitraum und von den Heidenboten Beatus, Victor, Ursus, Felix und Regula (welch letztere die Stadt Zürich noch in ihrem Wappen führt) erzählt wird, in die Dunkelheit der Sage; und erst in der Zeit Constantins geht mit dem Lichte des Christenthums auch das hellere Licht der Geschichte in diesem Lande auf.

In einem Lande, wie das alte Germanien (Deutschland), dessen Inneres mit weitgestreckten Wäldern bedeckt, und von wilden, kriegerischen Volksstämmen bewohnt ist, müssen sich die Verbreitungswege der Bildung und des Christenthums den großen Wasserströmen nach ziehen, an deren Ufern die dichten Wälder zuerst gelichtet, und die Völker durch gegenseitigen Verkehr zuerst abgeschliffen werden. Diesen Gang nahm die Niederlassung der römischen Herrschaft und die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland; an den Ufern der Donau und des Rheins treffen wir auf die ersten römischen Kolonieen und auf die ersten Pflanzstätten des Christenthums. In das Innere der deutschen Gauen hat sich die Kirche Christi erst in folgenden Jahrhunderten ihre Wege bahnen können. Schon frühe finden wir am linken Ufer des Rheinstroms hinab die ersten Anlagen von Städten, deren jetzige Namen wohl allen meinen Lesern bekannt sind. Es sind die Städte Rorach (jetzt Augst), Basel, Breisach, Straßburg, Worms, Speier, Mainz, Koblenz, das schon sehr bedeutende Köln, und das sogar ein zweites Rom genannte Trier. Letztere Stadt soll der Wohnsitz der ersten deutschen Christengemeinde gewesen sein. Wie es aber mit der Verpflanzung des Christenthums in diese Rheinstädte zugegangen, darüber haben wir keine genauere Nachricht. Es gieng diesen alten Germanen wie mir, als ich zur Schule kam. Da mußte ich zuerst Latein lernen und die Schriften der heidnischen Römer lesen; dann erst kam ich auch an's Griechische und Hebräische, und wurde mit den Schrif-

ten der Apostel und Propheten bekannt. Die Römer hatten in ihren Niederlassungen zuerst ihr römisches Heidenthum eingeführt, ehe das Christenthum den Zugang zu ihnen fand; und wenn gleich dieser römische Götzendienst um nichts besser war als der germanische, so bildete dieser Wechsel doch den Uebergang zu einer um so bereitwilligeren Annahme der reineren Lehre. Wirklich finden wir auch schon im zweiten Jahrhundert bei Irenäus die Versicherung, daß zu seiner Zeit die Christengemeinden in Deutschland (am Ober- und Nieder-Rhein) nicht anders geglaubt und gelehrt haben als die Christen im Morgenland; und 20 Jahre später wird diese Versicherung von Tertullian wiederholt. Das wilde Deutschland sahen die Bewohner des milden Italiens mit Entsetzen an. Die Eingebornen lebten da im rohesten Naturzustande, in schlechten Hütten. Ihre Liebhaberei war Krieg und Jagd. Ihr Götzendienst war blutig und durch Menschenopfer befleckt. Die hohen Gebirge lagen fast das ganze Jahr unter Schnee und Eis; die Ebenen waren voll finsterer Waldungen, in denen die heidnischen Götter verehrt wurden. Noch im vierten Jahrhundert war der Bodensee so dicht von Wald umschlossen, daß kein Wanderer seine Ufer betreten konnte, außer an den Stellen, wo die römischen Legionen einen Weg mit der Axt gebahnt hatten. Der Winter war lang und streng; wilde Thiere und Schlangen gab's in Menge: davon zeugen noch jetzt Ortsnamen, wie Bern, Bernhausen, Wolfschlugen, Wiesensteig (Wisent d. h. wilder Büffel) u. dgl.

In dem jetzigen Frankreich wohnten damals die Kelten oder Gallier. Ihr Land war früher und besser angebaut als Deutschland. Ihre Priester, Druiden genannt, hatten einen unbeschränkten Einfluß auf das Volk; und obgleich ihre Religionslehren nicht so albern waren wie bei andern heidnischen Nationen, so waren doch die Religionsgebräuche, über deren Beobachtung sie hielten, unmenschlich und blutig. An vielen Orten hatten sie ungeheure große, aus Weiden und Stroh geflochtene Götzen-

bilder, welche inwendig mit Menschen angefüllt und dann angezündet und verbrannt wurden. Solcher Art waren ihre Gottesdienste! Selbst den heidnischen Römern graute es vor denselben: sie rotteten die Götzenhaine aus, und hoben den Priesterorden der Druiden auf, noch ehe sie den Galliern für den zerstörten Götzendienst die bessere Gabe des Christenthums bieten konnten. Schon in der Mitte des zweiten Jahrhunderts finden sich große, blühende Gemeinden in Lyon, Vienne, Arles u. s. w., daher die heidnische Regierung ihrem weiteren Wachsthum durch Verfolgung steuern zu müssen meinte. Vermuthlich waren die ersten Saatkörner dieses lieblichen Gartens Christi aus Klein-Asien herübergebracht worden, entweder durch asiatische Legionen, die in Gallien lagen, oder durch Evangelisten, welche ausdrücklich in der Absicht nach Gallien gekommen waren, um auch da Seelen für Jesum anzuwerben. Wenigstens waren die ersten Bischöfe dieser gallischen Christengemeinden, welche die Geschichte nennt, Nicetius, Pothinus und Irenäus, sämmtlich aus Kleinasien. Aus dem Lande also, wohin im dritten Jahrhundert vor Chr. große Schaaren von Galliern ausgewandert waren, und sogar ihren Namen verpflanzt hatten (Galater), kam dem heidnischen Mutterlande die erste Friedensbotschaft von Christo zu. — Wie es nun bei Urbarmachung des verwilderten Bodens, und bei der Aussaat durch die Knechte Christi zugegangen, welche Schwierigkeiten oder welche Vorbereitungen sie gefunden, das wissen wir nicht. Die Geschichte der Kirche Christi läßt uns gar manche Fragen übrig, auf die sich ein so neugieriger Mensch, wie ich, noch in der andern Welt Antworten erbitten wird. In Gallien ist die Kirche kaum vor unsern Blick getreten, so sehen wir auch schon die Flammen der Verfolgung über ihr zusammenschlagen, welche sie aber nur noch mehr verherrlichten. In der Mitte des dritten Jahrhunderts kamen dann sieben Missionare aus Italien nach Gallien, ließen sich in verschiedenen Gegenden des Landes nieder, und gründeten christ-

liche Gemeinden. Dieß ist aber auch Alles, was wir von ihnen wissen; und eine allgemeinere Verbreitung fand das Evangelium in Gallien erst am Ende unseres Zeitraums, da es von oben mehr Schutz genoß.

Auch in Spanien hat das Christenthum frühzeitig festen Fuß gefaßt, ohne daß wir von seiner Pflanzung genaueres wüßten. Doch muß um das J. 250 die Zahl der Christen in Spanien schon bedeutend gewesen sein; und je weniger damals das Bekenntniß zu Christo ein bloß äußerliches war, desto erfreulicher ist es, wenn man an einem Ort auch nur ein kleines Christenhäuflein antrifft.

Nach Britannien (England) ist das Evangelium spätestens in Trajans Zeit gekommen. Die Alten erzählen, ein britischer Kriegsheld, der neun Jahre lang glücklich gegen die Römer in seinem Vaterlande gefochten, sei endlich mit seiner ganzen Familie gefangen genommen und nach Rom geführt worden. Dort haben sie mit Christen Bekanntschaft gemacht, und bei ihrer Rückkehr in's Vaterland (i. J. 62) ihren neuen Glauben unter ihren Landsleuten verbreitet. Römische Christen, die sie begleitet, seien ihnen hierin behilflich gewesen. Auch ist Grund zu glauben, daß Claudia (2 Tim. 4, 21) eine vornehme Britin war und Gattin des Pudens wurde, dessen Sohn, ein zweiter Timotheus, später an der Bekehrung der Briten gearbeitet haben soll.

Auch in Britannien, wie in Gallien, war der Götzendienst der Druiden einheimisch; und ein alter Brite erzählt, die Götzen seines Landes seien so zahlreich wie in Aegypten gewesen, und eben so häßlich, und er habe selbst noch einige gesehen, die man zum Andenken aufbewahrte. Der römische Kaiser Claudius aber ließ im Jahr 61 alle Druiden umbringen und alle Götzenhaine vertilgen. Mit der Gründung der christlichen Kirche jedoch gieng es nur langsam von Statten, und von einem festen Bestand derselben konnte gar nicht die Rede sein, bis mit dem Kaiser Constantin ruhigere Umstände eintraten.

Wie wenn ein Seefahrer sich einer unbekannten Küste nähert, die mit dichtem Nebel bedeckt ist, und es verschwindet auf einmal der Nebel, und das langgedehnte Ufer liegt mit schönen Städten und blühenden Gärten vor seinen Augen, — so tritt auch die Nordküste von Afrika am Ende des zweiten Jahrhundert mit Einem Male aus der Dunkelheit hervor, und es steht da bereits auf ihrer ganzen Länge das Christenthum als eine festgewurzelte Anpflanzung, die nicht erst von gestern her sein kann. Wir haben durchaus keine Nachricht, durch welche Hand der lebendige Same eines neuen Lebens dort eingestreut worden; nur so viel läßt sich wahrscheinlich machen, daß dieser Liebesdienst von Rom aus geleistet worden ist: denn zwischen Rom und Carthago, dem Mittelpunkt der nordafrikanischen Kirche bestand ein lebhafter Verkehr. Die erste Nachricht von dieser Kirche empfangen wir von dem ersten lateinischen Kirchenlehrer, von Tertullian, Presbyter in Carthago; und zu seiner Zeit (um 180) ist die Kirche bereits zu einer solchen Ausdehnung gelangt, daß er an den römischen Statthalter schreiben kann: „Wenn du fortfährst, die Christen in Afrika zu verfolgen, was willst du denn mit den vielen Tausenden beiderlei Geschlechts, jeden Ranges und Alters anfangen, die sich dir als Christen freiwillig stellen werden? Wirst du wohl Feuer und Schwert genug haben, diese alle aus dem Leben zu schaffen? Von Carthago selbst muß der zehnte Theil auf die Schlachtbank, und unter den Schlachtopfern wirst du deine eigenen Verwandten und Freunde, du wirst die vornehmsten Männer und Frauen der Hauptstadt unter ihrer Zahl treffen. Willst du uns nicht verschonen, so schone deiner selbst, schone Carthago's, habe Mitleiden mit der Provinz, deren Regierung dir anvertraut ist." In einer andern Stelle schreibt er: „Ueberall hört man unsere Widersacher rufen: die ganze Stadt ist von Christen belagert, und man trifft sie überall auf den Dörfern, in den Castellen, auf den Inseln an." Wirklich zählte man auch schon

ums J. 200 in der Provinz 70 Bischöfe, und etwa hundert Jahre später nicht weniger als 446.

Auch nach Ober-Aegypten hatte sich von Alexandrien aus der süße Geruch des Evangeliums verbreitet, und war um 200 schon Vielen ein Geruch des Lebens zum Leben geworden, der sie stärkte, die Schrecken des Todes unter den damaligen Verfolgungen zu überwinden. Um 180 wurde in Alexandrien eine Katechetenschule errichtet, welche man die erste Missionsanstalt nennen kann, und welche auch auf die Ausbreitung des Christenthums einen entschieden segensreichen Einfluß ausgeübt hat. Ihre ausgezeichnetsten Lehrer waren Pantänus, Clemens und Origenes. Auch der Umstand trug zur Ausbreitung der Lehre Christi bedeutend bei, daß schon frühzeitig das Neue Testament in die alte koptische Landessprache übersetzt und dadurch dem Volke zugänglich gemacht wurde. In der Diocletianischen Verfolgung (303 n. Chr.) sollen in Aegypten 140,000 Christen unter dem Beile gestorben, 700,000 im Gefängniß, durch Sklavenarbeit oder in der Verbannung umgekommen sein.

Wir haben unsern Kreislauf durch die Grenzländer des römischen Reichs geendigt und kommen nun auf den Mittelpunkt desselben, nach Rom, zurück. Obwohl diese Hauptstadt der Welt von Jahr zu Jahr tiefer in Sittenverderbniß fiel, und der Schauplatz stets wiederholter bürgerlicher Verwirrungen wurde; obgleich hier das Feuer der Verfolgung fast unausgesetzt brannte, — so wuchs doch nichtsdestoweniger die Zahl der Christen in ihr immer mehr an, und erstarkte unter den Augen der heidnischen Kaiser so sehr, daß alle Bemühungen derselben, sie zu vertilgen, fruchtlos sein mußten. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts zählte die Gemeinde zu Rom einen Bischof, 46 Presbyter, 7 Diakonen, ebensoviele Unter-Diakonen, 50 Vorleser, Exorcisten und Pförtner, und theilte an 1500 ihrer Mitglieder Almosen aus. Ueberhaupt nahm während dieses Zeitraums die Anzahl der Christen so reißend zu, daß schon um 200 Tertul-

lian dem römischen Kaiser und Senat in's Gesicht hinein sagen konnte: „Wir Christen sind erst von gestern her, und haben schon alle eure Besitzungen, eure Städte, Inseln, festen Plätze, Gemeinderäthe, Heere, Zünfte, Paläste, ja den Senat und die Gerichtshöfe angefüllt und den Heiden nur noch ihre Tempel übrig gelassen. Hätten wir im Sinne, uns für erlittene Mißhandlungen zu rächen, so würden wir stark genug sein, mit den Waffen in der Hand unser Recht geltend zu machen: denn unsere Freunde befinden sich nicht bloß in dieser oder jener Provinz, sondern in allen Theilen der Welt. Ja, würden wir uns nur gemeinschaftlich verabreden, den römischen Boden zu verlassen, welcher Verlust von Unterthanen wäre dieß nicht für die Regierung! Die Welt würde staunen über die Verödung, welche wir zurückließen, und menschenleer und todt würde dann die Stadt erscheinen, in welcher ihr regieret."

---

3. Die Verfolgungen der Christen.

Man zählt gewöhnlich bis zur Zeit des Kaisers Constantin zehn Hauptverfolgungen, welche über die Christen ergiengen, nämlich unter den Kaisern Nero, Domitian, Trajan und Hadrian, Mark Aurel, Septimius Severus, Maximin, Decius, Valerian, Aurelian und Diocletian. Veranlassung dazu gab gewöhnlich die Zumuthung, welche man den Christen machte, den heidnischen Götzen zu opfern, und den Bildsäulen der Kaiser durch Räuchern u. dgl. Verehrung zu bezeugen. Weigerten sie sich deß, wie sie ja Gewissens halber nicht anders konnten, so sah man dieß nicht bloß als eine Verachtung der Staatsreligion an, sondern auch als eine Unbotmäßigkeit gegen die Regierung, und glaubte deßhalb volles Recht zu haben, sie mit Gewalt zu zwingen, und ihr hartnäckiges Widerstreben mit dem Tode zu be-

strafen. Jemehr die Zahl der Christen wuchs, desto größer wurde die Besorgniß der heidnischen Kaiser, sie möchten endlich durch ihre Uebermacht der Regierung selbst gefährlich werden: und in ihrem Unglauben wußten sie dieser vermeintlichen Gefahr durch kein anderes Mittel zu steuern, als durch möglichste Ausrottung derselben. Manchmal rührten auch die Verfolgungen, ohne besondern Befehl des Kaisers, bloß von einzelnen Statthaltern römischer Provinzen her, welche Feinde der Christen waren. Ihre tiefer liegenden Ursachen sind in der Feindschaft des natürlichen Menschen gegen Gott und sein Wort zu suchen, — in dem Haß der Finsterniß gegen das Licht, welches sie offenbar macht, — in dem Bestreben sich die lästigen Bußprediger vom Hals zu schaffen, die durch Wort und Wandel Zeugniß ablegten gegen den beharrlichen Sündendienst. Oefters wurden die friedlichen Christen mit den empörungssüchtigen Juden verwechselt, und mußten unschuldigerweise mit ihnen leiden. So unter dem Kaiser Hadrian, da ein gewisser jüdischer Betrüger Simon, Bar Cocheba (Sternsohn), nachher Bar Cosiba (Lügensohn) genannt (132) mit einem großen Anhange verblendeter Juden sich gegen die Römer empörte, und nach einem langen Kriege mit vielen Hunderttausenden von Juden vertilgt wurde. Da kamen auch viele Christen mit um, obgleich Bar Cocheba selbst sie grausam verfolgt hatte. — Keines von den Ländern, in welchen das Christenthum Eingang gefunden, blieb von der Verfolgung verschont. Man plünderte die Häuser und Güter der Christen; man marterte sie auf alle Art; und es gibt kaum eine Todesstrafe, die nicht bei ihnen angewendet worden wäre. Ganze Gemeinden mit ihren Lehrern flüchteten sich in abgelegene Orte, in Wüsten und Wälder. Viele verloren da ihr Leben elendiglich durch Hunger und Durst, durch Kälte und Krankheiten, durch wilde Thiere und Menschen. Viele Christen, welche ihren Verfolgern in die Hände geriethen, waren nicht stark genug, ihr Bekenntniß durch den Tod zu besiegeln,

und fielen ab; Andere aber blieben bis zum letzten Augenblick eines martervollen Todes ihrem Glauben getreu, und gaben freudig ihr Leben dahin. Laktantius (im 3. Jahrh.) schreibt: „Hätte ich hundert Zungen und einen hundertfachen Mund, und die stärkste Stimme der Welt, so könnte ich doch nicht alle die Verbrechen beschreiben, welche begangen wurden, noch die Martern alle nennen, die der Scharfsinn der Obrigkeiten gegen die große Menge der unschuldigen Christen ersonnen hat.“ Männer und Weiber, Jünglinge und Greise, Jungfrauen und Matronen, Soldaten und gemeine Leute jeder Gattung und jeden Alters mußten um Christi willen leiden. Einige erhielten durch Geißel und Feuer die Krone der Sieger; Andere wurden sogleich durch das Schwert, zum Theil nach kurzer Folter, hingerichtet. Jedermann hatte Erlaubniß, die Christen zu beleidigen. Einige schlugen sie mit Keulen, Andere mit Ruthen; Etliche geißelten sie mit Riemen von Leder, Andere mit Stricken. Einige Christen wurden mit zurückgebundenen Händen an eine hölzerne



Maschine befestigt, und alle ihre Glieder aus einandergezogen. Die Folterknechte zerrißen ihnen den ganzen

Leib mit eisernen Nägeln. Andere hieng man an einer Hand auf, und ließ alle ihre Gelenke auseinanderzerren; wieder andere wurden in Ketten aufgehängt, so daß die Füße nicht auf den Boden reichten, damit die Ketten durch das Gewicht des Körpers sich um so fester und schmerzhafter anschließen möchten; und diese Qual mußten sie beinahe einen ganzen Tag ohne Unterbrechung aushalten. Wann sie den Geist aufgegeben hatten, ließ man sie auf der Erde umherschleifen. Ein Statthalter sagte: „Es kümmere sich Niemand um diese Christen! sie sind nicht werth, wie Menschen behandelt zu werden.“ Nachdem ein Märtyrer die Folter und die brennenden Platten ausgehalten hatte, ließ ihn der Richter über und über mit Honig bestreichen, und dann mit zurückgebundenen Händen in den sehr heißen Sonnenschein legen, damit er von den Fliegen zerstochen werde. Zuweilen wurden auf einmal 10, dann 30 und 60, und einmal 100 Männer und Weiber mit allen ihren Kindern an Einem Tage auf mannigfaltige Weise hingerichtet. Eusebius sah in Aegypten, wie an Einem Tage so Viele abgethan wurden, daß die Scharfrichter darüber ermüdeten und ihre Werkzeuge sich abstumpften. Die Christen litten aber mit der größten Standhaftigkeit und Geduld. Ja viele frohlockten, und bis zum letzten Athemzug sangen sie Dank- und Loblieder. Doch darf auch nicht verschwiegen werden, daß manche Christen in eitlem Selbstvertrauen zu den Martern sich drängten, und manche es leichter fanden, für das Evangelium zu sterben, als ihm gemäß zu leben.

Simeon, Bischof der Gemeinde von Jerusalem, war schon 120 Jahre alt, als er vor den römischen Statthalter geführt wurde. Er wurde mehrere Tage hintereinander gegeißelt und blieb so standhaft, daß selbst seine Verfolger darüber staunten. Endlich, als er nicht von Christo lassen wollte, wurde er an das Kreuz geschlagen (im J. 107). Dann wurde der Bischof Ignatius von Antiochia auf Befehl des Kaisers Trajan nach Rom

geführt, um dort seinen Glauben an den Gekreuzigten mit dem Tode zu büßen. In einem Briefe, den er an die Gemeinde zu Rom schrieb, heißt es unter Anderem: „Auf dem ganzen Wege von Syrien nach Rom kämpfte ich mit wilden Thieren, gebunden an zehn Leoparden (Soldaten), die immer wüthender gegen mich werden, je mehr ich ihnen Gutes thue. Doch — werfe man mich in's Feuer, oder vor die wilden Thiere, nagle man mich an's Kreuz, zerreiße man mir alle meine Glieder, — was ist das Alles, wenn ich nur Jesum genießen darf!" — In Rom wurde er den wilden Thieren vorgeworfen.



Als er die Löwen brüllen hörte, sprach er: „Ich bin Christi Waizenkorn, das der Zahn wilder Thiere erst zermalmen muß, damit es als reines Brot erfunden werde." Bald hatten ihn die Löwen zerrissen. Die wenigen Knochen, welche sie übrig gelassen, sind in Antiochia beerdigt worden (116).

Im Jahr 169 wurde der neunzigjährige Bischof von Smyrna, Polikarpus, ein Schüler des Apostels Johannes, verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Als man ihm zumuthete, seinen Glauben zu verleugnen, sagte er: „Sechs und achzig Jahre schon diene ich Christo, meinem HErrn, und er hat mir nie etwas zu Leide

gethan; wie sollte ich ihm untreu werden, der mich erlöst hat!" Nachdem man ihn an den Pfahl gebunden, und er noch brünstig gebetet hatte, wurde der Scheiterhaufen angezündet. Aber so hell auch das Feuer brannte, so wollte es den frommen Mann doch nicht ergreifen, wie wenn es sich vor ihm gefürchtet hätte. Sie durchbohrten ihn endlich mit einem Dolch und ließen seinen Leichnam zu Asche brennen.

Oft erfährt man erst durch der wahren Christen Tod, wie viel die Erde an ihnen verloren hat. Schwerlich würde uns die Geschichte die Namen jener auserwählten Seelen in Lyon und Vienne (in Frankreich) genannt haben, wenn sie nicht in ihren beispiellosen Martern solche Wunder der Geduld und des Glaubens verrichtet hätten. Ein fernes dumpfes Tosen hatte eine Zeitlang vorher das Gewitter angekündigt, das im Jahr 177 (unter dem Philosophen-Kaiser Mark Aurel) über die Christen in Lyon und Vienne ausbrach. Die Angesehensten unter ihnen wurden schnell überfallen und in's Gefängniß geworfen. Der 90jährige Bischof Pothinus hatte von den Fußtritten, Steinwürfen und andern Mißhandlungen der erbosten Heiden so sehr gelitten, daß er nach zwei Tagen im Kerker verschied. Die Sklavin Blandina, von zartem und schwächlichem Körper, welcher selbst die Christen nicht Kraft genug zutrauten um standhaft zu bleiben, wurde vom Morgen bis an den Abend mit allen Arten von Martern so gepeinigt, daß endlich die Peiniger selbst ermüdeten und gestanden, sie wüßten keine neue Qual mehr anzuwenden und es sei ihnen unbegreiflich, wie sie noch habe am Leben bleiben können: denn ihr ganzer Leib war überall zerrissen und geöffnet. Aber der HErr hatte sie mächtig gestärkt, daß sie bei dem Geständniß verharren konnte: „Ich bin eine Christin, und das Böse, das man den Christen nachsagt, ist Verleumdung." — Ebenso wurde auch der Diakon Sanctus barbarisch gequält, antwortete aber, von Christus kräftig gemacht, immer wieder: „Ich bin ein Christ!" Erbittert darüber, ließen seine Peiniger

eiserne Platten an die empfindlichsten Theile seines Leibes befestigen und glühend machen. Aber obgleich sein Leib nur Eine große Wunde und ganz zusammengekrümmt war, so daß er keinem Menschen mehr gleich sah, blieb er doch standhaft bei seinem Bekenntniß. Nach einigen Tagen wurde sein Körper, voll geschwollener und entzündeter Wunden, welche nicht einmal eine leise Berührung vertrugen, auf's Neue gepeinigt; aber auch das konnte ihn nicht bewegen, vielmehr erhielt er durch diese zweite Marter seine natürliche Gestalt wieder. — Zur Hinrichtung der Märtyrer wurde ein außerordentliches Volksfest angestellt. Sanctus und Maturus, ein erst kürzlich Getaufter, wurden gegeißelt, auf einen glühenden eisernen Stuhl befestigt, der ihre Leiber röstete, und dann den wilden Thieren vorgeworfen. Sie blieben bei ihrem Bekenntniß; und weil die wilden Thieren sie nur zerfleischten, nicht tödteten, so wurden sie endlich mit dem Schwerte vollends zum Tode gebracht. Blandina, mit ausgestreckten Armen in Gestalt eines Kreuzes, an einen Pfahl gebunden, sollte ebenfalls von den wilden Thieren zerrissen werden; weil ihr aber diese, mitleidiger als die Menschen, kein Leid thaten, so hob man sie zu einem künftigen Kampfe auf. Später, nachdem auch noch zwei andere Christen, Attalus und Alexander, auf dem eisernen Stuhl gebraten und den wilden Thieren zur Speise geworden waren, kam die Reihe noch einmal an sie. Mit Freuden, wie zu einem Hochzeitmale, gieng sie ihrem Tode entgegen. Sie wurde in ein Netz gesteckt, und einem wilden Stier vorgeworfen, der sie mit seinen Hörnern hin und herschleuderte, bis sie den Geist aufgab. Mit ihr starb ein fünfzehnjähriger Jüngling, Ponticus, nachdem er eine heldenmüthige Geduld bewiesen hatte. — Viele Christen wurden eben so grausam getödtet; andere erlagen den Mißhandlungen im Kerker.

In der Verfolgung unter dem Kaiser Severus (203) erlangte auch der Nachfolger des Pothinus, Irenäus

die Krone der Märtyrer. Von diesen und anderen Blutzeugen singt ein altes Lied:

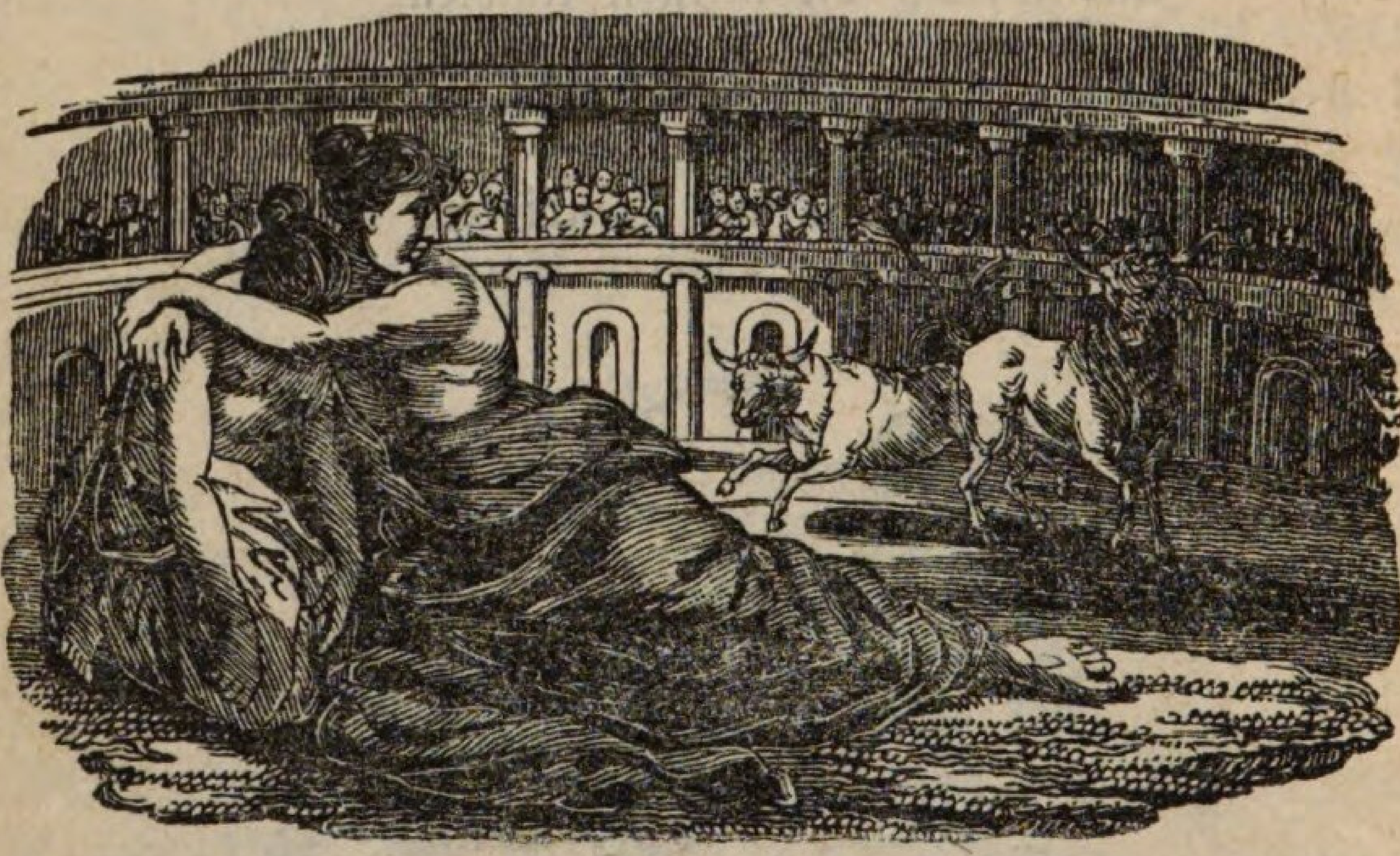
Löwen, laßt euch wieder finden,
  Wie im ersten Christenthum,
Die nichts konnte überwinden!
  Seht nur an das Marterthum,
Wie in Lieb' sie glühen,
Wie sie Feuer sprühen,
  Daß sich vor der Sterbenslust
Selbst der Satan fürchten mußt'!

Ganz großmüthig sie verlachten,
  Was die Welt für Vortheil hält,
Und wonach die meisten trachten,
  Es mocht' sein Ehr', Wollust, Geld.
Furcht war nicht in ihnen!
Auf die Kampfschaubühnen
  Sprangen sie mit Freudigkeit,
Hielten mit den Thieren Streit.



Um diese Zeit wurden in Carthago, auf der Nordküste von Afrika, mehrere Christen gefangen gesetzt. Unter ihnen war Perpetua, eine 22jährige Frau vornehmen Standes, welcher man ihren Säugling von der Brust gerissen hatte, und eine Sklavin, Felicitas. Der Vater der Perpetua war ein Heide, und gab sich alle erdenkliche Mühe, sie in ihrem Entschluß wankend zu machen. Zuletzt gieng er noch zu ihr in den Kerker und redete sie also an: „Habe Mitleiden, meine Tochter, mit meinen grauen Haren! Habe Mitleiden mit deinem Vater, wenn

ich je dieses Namens würdig war! Habe Mitleiden mit deinem Kinde, welches dich nicht überleben kann! Laß dich erweichen: denn wenn du umkommst, werden wir vor allen Menschen zu Schanden." Er küßte ihr die Hände, warf sich ihr zu Füßen, weinte und nannte sie nicht mehr seine Tochter, sondern seine Gebieterin, die Gebieterin über sein Schicksal. Welcher Muth gehörte dazu, diesen Bitten zu widerstehen im Namen Dessen, den man mehr lieben soll als Vater und Mutter! Perpetua und Felicitas wurden einer wilden Kuh vorgeworfen, und bekamen endlich den Todesstoß durch die Hand eines Kampffechters (202).



Kaiser Maximin (235—38) erlaubte, die Christen zu verfolgen, nachdem sein Vorgänger schon daran gedacht hatte, das Christenthum mit den andern Religionen zu einer zu verschmelzen. Die erste allgemeine Verfolgung aber wurde von Kaiser Decius verhängt (249). Diese wüthete furchtbar durchs ganze große Reich. In Alexandrien ergriff man einen alten Mann, Namens Metras, und muthete ihm Gotteslästerung zu. Als er sich weigerte, schlugen sie ihn mit Keulen, zerkratzten sein Gesicht mit stachlichten Gewächsen, schleppten ihn darauf in die Vorstadt, und steinigten ihn zu Tode. Darauf zogen sie eine gläubige Frau, Quinta, mit Gewalt zum Götzentempel,

und bestanden darauf, daß sie anbeten sollte. Als sie sich dessen mit Abscheu weigerte, banden sie ihr die Füße, schleppten sie über die rauhen Pflastersteine durch die Stadt, zerstießen sie an Mühlsteinen und peitschten sie; endlich brachten sie sie wieder an den Ort zurück, wo sie ergriffen worden war, und hier wurde sie vollends getödtet. Darnach wurden sie eins, die Häuser der Christen anzugreifen. Jeder lief in das Haus seines Nachbars und plünderte es; man nahm die besten Sachen mit, und verbrannte das Uebrige auf den Straßen; es war, als ob die Stadt von einem feindlichen Heere erobert und geplündert worden wäre. Unter Andern ergriffen sie eine betagte Jungfrau, Apollonia, und stießen ihr alle Zähne aus; und nachdem sie ein Feuer vor der Stadt angezündet hatten, wurde sie mit Verbrennung bedroht, wenn sie nicht lästern wollte. Sie bat um einen kleinen Verzug, sprang darauf ins Feuer und wurde verzehrt. Den Serapion ergriffen sie in seinem Hause, marterten ihn, indem sie ihm seine Gebeine zerbrachen, und warfen ihn dann aus einem hohen Zimmer auf die Straße. Keine Gasse war für die Christen zugänglich, weder bei Tag noch bei Nacht; immer und allenthalben schrie das Volk, daß man, wenn sie nicht lästern wollten, sie in die Flammen werfen würde. — Ein Kaufmann in Asien, Namens Maximus, rief unter den Foltern aus: „Es sind nicht Schmerzen, die wir für den Namen unseres Herrn Jesu Christi ausstehen, sondern Salbungen.“ Er wurde dann gesteinigt (250).

Auch die Nachfolger des Decius setzten seine Verfolgung fort. So wurde 260 der Bischof der Gemeinde in Rom, Sixtus hingerichtet. Nach dessen Tode ließ der Präfekt von Rom, dem man gesagt hatte, die römische Kirche besitze ungeheure Reichthümer, den ersten Diakonen Laurentius, zu sich kommen und befahl ihm, dieselben auszuliefern. Laurentius sagte: „Laß mir ein wenig Zeit, Alles in Ordnung zu bringen, und jedes einzeln zu bemerken.“ Der Präfekt gab ihm drei

Tage Zeit. Am dritten Tage ließ Laurentius alle Armen, die von der römischen Gemeinde unterhalten wurden, zusammenkommen, gieng mit ihnen zum Präfekt und sagte: „Komm und siebe die Schätze unsers Gottes; der ganze Hof ist voll güldener Gefäße.“ Der Präfekt gieng hinaus; da er aber in dem Hofe nichts als arme Leute sah, wandte er sich gegen Laurentius mit einem Blick voll Zorn. „Was mißfällt dir denn?“ sagte Laurentius. „Das Gold, welches du so begierig verlangst, ist nur schlechtes Metall, welches aus der Erde gegraben wird, und dient als Reizung zu allen Verbrechen; das wahre Gold ist das Licht, dessen Jünger diese armen Leute sind. Diese sind die Schätze, die ich dir versprochen habe; und dann sind hier noch köstliche Steine; siehe diese Jungfrauen und Wittwen: sie sind die Krone der Kirche.“ — „Verspottest du mich?“ rief der Präfekt aus: „ich weiß, ihr thut euch etwas darauf zu Gute, daß ihr den Tod verachtet; und darum sollst du nicht auf einmal sterben.“ Er ließ darauf den Laurentius entkleiden, und auf einen eisernen Rost ausgestreckt befestigen, um ihn durch ein langsames Feuer zu Tod braten zu lassen. Als Laurentius eine beträchtliche Zeit mit der einen Seite am Feuer gelegen war, sagte er zum Präfekt: „Man wende mich; ich bin auf der einen Seite genug gebraten.“ Nachdem man ihn gewendet hatte, blickte er gen Himmel, betete für die Einwohner in Rom, und gab den Geist auf.

Soll ich euch auch etwas von Kindern erzählen, welche um Christi willen geduldig litten und starben? Nun es sei! Zuerst von Cyrillus. Das war ein junger Knabe in Cäsarea, der den Namen JEsu Christi beständig anrief, und der sich weder durch Drohungen noch durch Schläge verhindern ließ, seinen Christenglauben laut zu bekennen. Einige Kinder von demselben Alter verfolgten ihn, und sein eigener Vater jagte ihn aus dem Hause. Der Richter ließ ihn vor sich kommen, und sagte: „Mein Kind, ich will dir verzeihen, und dein Vater soll dich wieder aufnehmen; es ist in deiner Gewalt, deines

Vaters Erbe zu sein, wenn du weise bist, und dein eigenes Beste bedenken willst." — „Ich leide gern," — antwortete das Kind, — „Gott wird mich annehmen; ich bin nicht betrübt, daß ich aus dem Hause vertrieben worden bin; ich werde eine bessere Wohnung bekommen. Den Tod fürchte ich nicht; denn er führt mich zu einem besseren Leben." Nachdem er dieses gute Bekenntniß gethan hatte, ließ man ihn binden und zur Hinrichtung führen. Der Richter aber hatte heimlich den Befehl gegeben, ihn wieder zurückzubringen, in der Hoffnung, daß der Anblick des Feuers seine Entschlossenheit besiegen werde. Allein Cyrillus blieb unbeweglich. Als man ihn zurückbrachte, fieng der Richter aus Mitleiden seine Vorstellungen wieder an. Der junge Märtyrer erwiederte: „Dein Feuer und dein Schwert thun mir nichts; ich gehe zu einem bessern Hause; fertige mich geschwinde ab, daß ich bald dahin komme."



Die Anwesenden weinten aus Mitleiden. „Ihr solltet euch lieber freuen" — sagte er — „aber ihr wisset nichts von der Stadt, wohin ich gehe." So gieng er hin zum Tode, und war ein Wunder vor den Augen aller Einwohner (260).

Ein zarter Knabe in Afrika, den der Statthalter durch

Drohungen leicht schrecken zu können glaubte, erwiederte mit standhaftem Muthe: „Thut, was ihr wollt; aber ich bin und bleibe ein Christ.“

In Antiochia wurde ein gewisser Romanus gegeißelt. Ein Soldat, der seiner spottete, sagte zu ihm: „Aber dein Christus ist ja nur von gestern her! die Götter der Heiden sind viel älter.“ Romanus rief einen Knaben herbei, um dem Soldaten zu antworten. Der Knabe sagte freimüthig: „Daß es viele Götter gibt, können wir Kinder nicht mehr glauben: Es ist nur Ein Gott, der im Herzen wohnt.“ Das Kind wurde mit Ruthen gehauen, und seine dabei stehende Mutter sprach ihm muthig zu: „Halte aus, mein Kind, und bleibe standhaft; bald glänzt die Krone der Herrlichkeit auf deinem Haupte!“ und als das Kind unter den Hieben den Geist aufgab, rief die Mutter weinend aus: „Lebe wohl, mein holdes Kind; der Tod Seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn!“

Nicht selten gab es bei solchen Gelegenheiten Auftritte, welche die Heiden selbst zum Staunen brachten. Eusebius, der christliche Geschichtschreiber, erzählt z. B. von mehreren Personen in Palästina und Phönizien, die er kannte, und deren ungemeine Geduld er bewundern mußte, als sie gegeißelt und den wilden Thieren vorgeworfen wurden. Einer von ihnen, kaum zwanzig Jahre alt, stand mit ausgestreckten Händen in einer betenden Stellung vor den Bären und Leoparden, die ihn durchaus nicht angreifen wollten. Ein Stier, den man mittelst eines glühenden Eisens gegen ihn hetzte, mißhandelte nicht ihn, sondern seinen Führer, und nur mit Mühe konnte man die wilden Thiere dahin bringen, daß sie ihn endlich tödteten. Die Standhaftigkeit aber, mit welcher die Christen gewöhnlich die heftigsten Martern ertrugen, weil sie besondere Stärkung von oben erfuhren, die Freudigkeit, mit welcher sie einem schmerzhaften Tode entgegengiengen, und oft sogar auf dem Scheiterhaufen in Lobliedern ihre Seele aushauchten, machte auf viele

der umstehenden Heiden einen tieferen Eindruck als die kräftigste Predigt, und war eines der fruchtbarsten Mittel, dem verfolgten Christenhäuflein neue Schaaren von Bekennern zuzuführen und die Lücken wieder auszufüllen.

Das dritte Jahrhundert, in welchem die Christen so heftig verfolgt wurden, war überhaupt eine Zeit großer Verwirrung. Nicht viel weniger als fünfzig römische Kaiser bestiegen im Laufe desselben den Thron, die meistens von den Soldaten erwählt, und nach kurzer Zeit von den Soldaten wieder ermordet wurden. Große und schwere Landplagen verheerten das Reich, welche von den Christen als Strafen für die an ihnen begangenen Grausamkeiten betrachtet wurden, aber wohl auch mitunter die Heiden nur noch mehr gegen sie erbitterten. Schon im Jahr 180 unter der Regierung des Commodus, als eben noch die Christenverfolgung im Gange war, wüthete eine Pest in ganz Italien, Griechenland und dem übrigen römischen Gebiete: in Rom allein wurden eine geraume Zeit jeden Tag 20,000 begraben. In Aethiopien starben ums Jahr 256 so viele Leute an der Pest, daß es unmöglich war, die Zahl der Todten zu berechnen. Im Jahr 311 unter der Verfolgung des Maximian starben in seinem Kriegsheer jeden Tag 5000 Soldaten an der Pest. Auch einige Kaiser, welche die Christen verfolgten, wurden noch bei ihren Lebzeiten von auffallenden Strafgerichten betroffen. So Valerian. Dieser gerieth in die Gefangenschaft des persischen Königs Sapor, der ihn bei sich behielt, sich seines Nackens zu bedienen pflegte, wenn er sein Pferd bestieg, und ihn zuletzt lebendig schinden ließ (260).

Die heftigste Verfolgung kam unter Kaiser Diocletian (303) und seinen Mitregenten über die Christen, nachdem eine 40jährige Ruhe sie schon ziemlich verweichlicht hatte. Da gab es überall viel Abtrünnige, aber auch wunderbare Beispiele von Standhaftigkeit. Ein Glück wars, daß damals mehrere Kaiser das weite Reich unter sich theilten und nicht alle gleich grausam waren.

Einer derselben, Galerius, wurde 310 von einer unheilbaren Krankheit befallen. Alle seine untern Theile gingen in Fäulniß über; Aerzte und Götzenbilder wurden vergeblich zu Hilfe gerufen; ein unerträglicher Geruch verbreitete sich durch den Palast, wo er wohnte; er wurde von Würmern angefressen, und mußte ein ganzes Jahr in dieser fürchterlichen Lage aushalten. Durch dieses Leiden endlich erweicht, ließ er 311 einen Befehl ausgehen, welcher die Verfolgung der Christen aufhob und ihnen erlaubte, ihre Kirchen wieder zu bauen: ja, er ersuchte sie sogar, um seine Genesung zu beten. Bald darauf kam dann der Kaiser Constantin zur Regierung über das ganze Reich, der die Christen schützte und den 300jährigen Verfolgungen ein Ende machte.

Ihr werdet froh sein, daß Mord und Scheiterhaufen jetzt aufhören. Wie froh wäre auch ich, wenn ich nicht noch einmal von dergleichen Abscheulichkeiten berichten müßte.

4. Der Zustand der Christengemeinde und ihrer Glieder.

So zahlreich und heftig auch die Verfolgungen waren, unter denen die Kirche Christi in ihrem zweiten und dritten Jahrhundert zu leiden hatte, so kamen doch zwischen hinein wieder ruhige Zeiten, in welchen es ihr vergönnt war, sich zu bauen und ihre inneren Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Es lag in der Natur der Sache, daß die immer steigende Anzahl der Christen auch verschiedene Einrichtungen und Bestimmungen herbeiführte, von denen die apostolische Zeit noch nichts wußte; und wenn diese nicht immer aus dem Geist der christlichen Einfalt hervorgiengen, so ist die Schuld davon

zum Theil in den drückenden Umständen zu suchen, unter welchen sie entstanden. Die Verfassung der Christengemeinden in der apostolischen Zeit war sehr einfach. In jeder etwas größeren Gemeinde war eine Anzahl von Aeltesten (Presbytern, daher unser deutsches Priester) oder Aufsehern (Bischöfen), welche das Lehr- und Aufsichtsamt verwalteten, und denen die Diakonen zur Seite standen. Ueber ihnen, zur Anordnung und Entscheidung in Sachen des Glaubens und Lebens, standen nur die Apostel, so lange sie lebten; und außerdem wußte man nichts von einer Unterordnung, oder von einem Unterschied zwischen Geistlichen und Laien. Allmählich kam es dahin, daß unter den Aeltesten einer Gemeinde Einer ausschließlich Bischof genannt wurde und eine entscheidende Stimme führte. In Zeiten des Friedens kann es von Nutzen sein, wenn das Regierungsgeschäft unter mehrere vertheilt ist; aber in stürmischer Zeit, wo es so oft auf einen schnellen Entschluß, auf Einheit und Planmäßigkeit ankommt, ist die Regierung besser in den Händen Eines tüchtigen Mannes, der das Steuerruder führt. Die Feindseligkeit der heidnischen Obrigkeiten ließ die Christen nicht aus der Uebung des apostolischen Gebots (1 Kor. 6) kommen, nach welchem sie ihre Zwistigkeiten unter sich nicht vor die heidnischen Richter bringen sollten; und somit wurde die Entscheidung derselben gewöhnlich den Bischöfen überlassen, welche dadurch noch mehr Einfluß und Ansehen unter den Christen erlangten. Ob sie einen Mißbrauch davon machen wollten, hieng von ihrem christlichen Charakter ab; und man hatte nicht viel davon zu fürchten in einer Zeit, wo das Bischofsamt mehr gefährlich als ehrenvoll war. Noch um 250 versichert der Bischof Cyprian zu Karthago, er thue nicht das geringste ohne Einstimmung der Gemeinde.

Gefährlicher für das Heil der Kirche wurde der Umstand, daß man um diese Zeit anfieng, den Bischöfen in den großen Hauptstädten des römischen Reichs, Rom, Karthago, Alexandria, Antiochia, ein größeres Ansehen

zuzugestehen, als den übrigen Bischöfen. Theils waren die Gemeinden in diesen Städten die ersten und ältesten, von den Aposteln gestiftet, von ihren Schülern geleitet; theils waren sie die zahlreichsten, wohlhabendsten, durch angesehene Mitglieder einflußreichsten; theils fand der Wunsch, die Einheit der Kirche auch äußerlich darzustellen, in diesen großen Städten die natürlichsten Anknüpfungspunkte. Zwar hatte keiner dieser Bischöfe dem andern etwas zu befehlen; aber es war eben doch damit der erste Schritt gethan zu den Ansprüchen auf Vorrang und Herrschaft, welche sich die Bischöfe zu Rom auch schon während dieses Zeitraums herausnahmen, und welche später in gräuliche Tyrannei ausarteten. Ein Körper, in welchem ein so gefährliches Geschwür sich bilden konnte, ist freilich schon zu der Zeit nicht mehr ganz gesund gewesen, da es noch unter der Haut steckte, und sein Dasein nur erst durch eine kleine Erhöhung verrieth. Indessen muß man sagen, daß die Anmaßungen der römischen Bischöfe Viktor I. (196) und Stephanus I. (256) bei den übrigen Kirchen keineswegs respektirt wurden; erst im folgenden Jahrhundert, unter dem Schutze christlicher Kaiser, konnten sie mit mehr Erfolg erneuert werden.

Außer den Bischöfen, Aeltesten und Diakonen finden wir um diese Zeit auch noch einige andere Kirchenämter. Wir lesen von Subdiakonen, Vorlesern, Dienern (Akoluthen), Exorcisten (Teufelaustreibern) und Thürhütern. Die völlige Unterscheidung zwischen Geistlichkeit und Volk (Priestern und Laien), zu welcher mit der Zeit diese Vermehrung der Kirchenämter führen muße, konnte nicht eintreten, so lange noch die außerordentlichen Geistesgaben unter den Christen gefunden wurden, deren Besitz ja nie an eine äußerliche Würde gebunden war. Daß diese besonderen Wundergaben mit der apostolischen Zeit nicht aufgehört haben, wird uns von glaubwürdigen Zeugen versichert. Justin, der Märtyrer schreibt an den Kaiser Antoninus (138): „Sehr Viele, welche in der Welt umher und selbst in dieser Stadt (Rom) von bösen Geistern

geplagt wurden, und bei allen euren Zauberern und Beschwörern keine Hilfe finden konnten, sind von uns Christen durch den Namen JEsu geheilt worden, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde; und solche Heilungen geschehen heute noch, indem die bösen Geister von den Besessenen ausgetrieben werden." Später (um 180) schreibt Irenäus, Bischof von Lyon: „Einige treiben im Namen JEsu wahrhaftig und gewiß Teufel aus, so daß sehr oft die, welche von bösen Geistern befreit worden, gläubig werden und in der Gemeine sich befinden. Andere besitzen die Gabe, zukünftige Dinge vorherzuwissen, und prophetische Träume und Weissagungen zu haben. Andere heilen durch Auflegung ihrer Hände allerlei Krankheiten. Ja, auch Todte sind wieder auferstanden und sind viele Jahre unter uns geblieben. Und wer vermag die Gnadengaben alle zu nennen, welche Gott überall in der Welt Seiner Gemeine ertheilt, und die im Namen JEsu Christi zur Rettung der Völker täglich umsonst verliehen werden!" — Und Tertullian (um 190) fordert alle römischen Statthalter also auf: „Lasset einen Besessenen vor euren Richterstuhl gebracht werden, und ihr sollt mit euren eigenen Augen sehen, daß auf das Machtwort eines Christen derselbe Geist, der sich zuvor fälschlich rühmte, ein Gott zu sein, eingestehen muß, daß er ein Dämon ist." Ueberhaupt beriefen sich fast alle christlichen Schriftsteller bis auf Eusebius († 340) herab als Augen- und Ohrenzeugen darauf, daß es sehr gewöhnlich unter den Christen sei, die bösen Geister aus den Besessenen im Namen JEsu vertreiben zn sehen; daß andere ihrer Mitbrüder künftige Dinge vorher wissen, und durch göttliche Erscheinungen und Offenbarungen davon belehrt werden; daß wieder Andere wunderbare Heilungen durch Auflegung ihrer Hände, und zwar nicht im verborgenen Winkel, sondern frei und öffentlich verrichten.

Wenn aber auch diese Lebenszeichen der christlichen Kirche dazu dienten, die Ungläubigen aufmerksam zu machen und zum Nachdenken zu bringen, so konnten sie

dennoch nicht verhüten, daß die Reinheit des Glaubens und der Lehre vielfach in Gefahr kam. Bald suchten sich falsche Lehrer, bald falsche Lehren in die Kirche einzuschleichen: und ihre Wächter hatten genug zu thun, wollten sie es verhindern. Es würde euch nichts nützen, wenn ich euch die Namen der Irrlehrer von Simon Magus an, der schon den Aposteln Noth machte, nennen wollte, ohne auch den Inhalt ihrer Lehre anzugeben; und dazu fehlt der Raum. Was liegt auch daran; der Irrthum vergeht, die Wahrheit bleibt, und diese ist im Worte Gottes so offen und deutlich dargelegt, daß man bei ernstlichem Nachdenken und Gebet nicht im Ungewissen bleiben kann. Wenn sich damals unter den Christen eine Uneinigkeit über irgend einen Lehrpunkt erhob, so wurde die Entscheidung gewöhnlich einer Kirchenversammlung übertragen, auf welcher Bischöfe von verschiedenen Gegenden zusammenkamen. So lange vorauszusetzen ist, daß die Mehrzahl der Kirchenlehrer im rechten Geist des Glaubens und der Wahrheit stehe, können solche Versammlungen zum Heil der Kirche dienen; aber wenn einmal der größere Theil der Vorsteher von dem Geist des Unglaubens und der Lüge durchdrungen ist, dann kann auch eine solche Kirchenversammlung ein Werkzeug der Hölle werden, wie z. B. die in Constanz im Jahr 1415, welche den Wahrheitszeugen Huß verbrennen ließ. Im zweiten und dritten Jahrhundert fehlte es der Kirche Christi noch nicht an treuen Arbeitern, welche sehr bemüht waren, über die Reinheit der Lehre zu wachen, ob sie gleich auch nicht von allen Irrthümern freizusprechen sind. Die Namen eines Justinus († 165), Irenäus († 202), Tertullian († 220), Clemens († 220) und Origenes († 254) von Alexandrien, Cyprian († 258) von Carthago, sind es werth, daß ihr sie im Gedächtniß behaltet. Sie waren Säulen der Kirche und haben in ihren zahlreichen Schriften, die zum Theil auf uns gekommen sind, Denkmale ihres Eifers und ihrer reichen Erkenntniß hinterlassen.

Die Versammlungen der Christen zur gemeinschaftlichen Anhörung des Wortes Gottes und angemessener Erbauungsreden so wie zum Gebet, Gesang und Genuß des heiligen Abendmahls, wurden in den ersten und schwersten Zeiten theils in Höhlen und Wäldern, theils in Häusern und Kellern gehalten; erst gegen das Ende dieses Zeitraums wurden Kirchen erbaut. Gewöhnlich kam man am Sonntag, als dem schon früher gefeierten Gedächtnißtag der Auferstehung Christi, zusammen; außerdem wurden als jährliche Feste schon damals allgemein das Osterfest und Pfingstfest begangen, in einigen Gegenden auch schon das Weihnacht- und das Erscheinungsfest. Die Versammlungen wurden mit einem gemeinschaftlichen Gesang eröffnet, darauf ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorgelesen, wozu bald auch die Schriften des Neuen Testaments dienten. Der Bischof oder Presbyter hielt dann eine kurze einfache Ansprache an die Gemeine. Einzelne Männer, welche die Gabe dazu hatten, sprachen aus, was ihnen wichtig und nützlich dünkte. Ein Gebet des Bischofs mit Fürbitte und ein Gesang beschloß die Versammlung. Doch wurde gewöhnlich auch ein gemeinschaftliches Liebesmahl gehalten, mit welchem man die Feier des heiligen Abendmahls verband; und die Christen brachten ihre freiwillige Gaben für die Lehrer und für die Armen der Gemeinde dar. Ueber dem zur Feier des Todes JEsu bestimmten Brod und Wein sprach der Bischof ein Gebet, und die Gemeinde bekräftigte es mit einem lauten Amen. Darauf wurde beides in der Gemeinde herumgereicht. Getauft wurden schon im zweiten Jahrhundert nicht bloß die Erwachsenen, sondern auch die Kinder gläubiger Eltern. Auf Fasten und besonders auf das Gebet hielt man sehr viel; bald überschätzte man auch den Nutzen der Ehelosigkeit und verfiel in gesetzliches Treiben.

Ein Wandel im Licht vor dem Angesichte Gottes war das Ziel, nach welchem die damaligen Christen mit allem Ernste und nicht ohne Erfolg strebten. Der

Obrigkeit leisteten sie gewissenhaften Gehorsam, so lange man nichts von ihnen forderte, das dem Gebot Gottes widersprach; in diesem Fall aber blieben sie standhaft bei ihrer Ueberzeugung, und wollten lieber Unrecht leiden als Unrecht thun. Mit den herrschenden Sünden und sündlichen Gewohnheiten ließen sie sich nicht ein, und hielten sich in Allem streng an's Wort Gottes, entzogen sich aber den Verpflichtungen des bürgerlichen Lebens, z. B. dem Kriegsdienste, nicht, und suchten nur überall in Wort und Wandel als treue Diener Gottes erfunden zu werden. Die Erde betrachteten sie als eine Fremdlingschaft, den Himmel als ihre wahre Heimath; sich selbst sahen sie an als Streiter Christi, welche nach Besitz und Bequemlichkeit nicht trachten dürfen, ihr Leben in die Schanze schlagen und alle Kräfte daran setzen müssen, um der Macht der Finsterniß entgegenzuarbeiten, und ihrem HErrn und Meister Sein Reich zu erweitern. Alle betrachteten einander als Brüder; und wenn auch keine förmliche Gütergemeinschaft eingeführt wurde, so hielt doch Jeder sein Eigenthum für ein anvertrautes Gut, auf das der bedürftige Bruder eben so gut Anspruch habe als er selbst. Freude und Leid waren gemeinschaftlich; der Schwache wurde getragen, der Irrende zurecht gewiesen, der Arme unterstützt, der Verfolgte aufgenommen. Die Gefangenen wurden besucht, ermuntert, getröstet, erquickt; die Gebeine der Märtyrer wurden begraben. Für die, welche um Christi willen den Raub ihrer Güter erduldet hatten, sammelte man regelmäßige Beisteuern, und kaufte Viele im Kerker schmachtende Brüder los. Aber nicht blos gegen ihre Glaubensgenossen übten sie herzliche, brüderliche Liebe; auch Juden und Heiden durften ihre Milde erfahren. Im Familienleben herrschte Ordnung, Stille, gegenseitige Vertraulichkeit und Dienstfertigkeit. Das tägliche Gespräch handelte vom Wort Gottes und von göttlichen Dingen; gemeinsame Erbauung und fleißiges Gebet beschränkte sich nicht blos auf die kirchlichen Zusammenkünfte. Mäßigkeit und Keusch-

heit, Arbeitsamkeit und Freigebigkeit sammt allen übrigen häuslichen Tugenden mußten auch die Heiden an ihnen bewundern. In Zeiten der Theurung waren es die Christen, welche mit der größten Selbstverleugnung nach besten Kräften der Noth zu steuern suchten; in Zeiten der Pest (wie z. B. in Alexandrien um 250) waren sie die unermüdeten Krankenwärter und Tröster, und boten, unbekümmert um ihr eigenes Leben, freiwillig ihre Liebesdienste Christen und Heiden an. Am glänzendsten aber offenbarte sich die Kraft Christi, die in ihnen war, unter den Verfolgungen. Ihre zarte Gewissenhaftigkeit verbot ihnen nicht blos den entschiedenen Abfall von Christus, sondern auch die heuchlerischen Auswege, welche ihnen oft von den Heiden selbst empfohlen wurden, z. B. eine zweideutige Aeußerung oder eine falsche Unterschrift, kurz die geringste Nachgiebigkeit, durch welche die Ehre Gottes hätte verletzt werden können; lieber duldeten sie Marter und Tod. Um die Gemeinde bei der Lauterkeit der Gesinnung und des Wandels zu erhalten, dazu diente hauptsächlich auch die Kirchenzucht, welche meistens streng gehandhabt wurde. Hatte sich einer eines ärgerlichen, jedoch geringeren Vergehens schuldig gemacht, so wurde er für einige Zeit von dem Genuß des heiligen Abendmahls ausgeschlossen; bei schwereren Fehltritten untersagte man ihm die Theilnahme an dem gemeinschaftlichen Gottesdienste überhaupt. Zeigte er ernstliche Früchte der Buße, so konnte er durch einen Beschluß der Gemeinde nach und nach wieder in alle Rechte eines Kirchenmitgliedes eintreten. Auf diese Weise sicherten sich die Christen gegen mancherlei Vorwürfe, welche ihnen von Seiten der Heiden hätten gemacht werden können, und konnten sich ruhig darauf berufen, daß ihr Glaube keine todte Lehre, sondern eine Kraft Gottes sei, deren Früchte an ihnen offenbar geworden. Justin bezeugte öffentlich seinen Feinden gegenüber, die ihn ja hätten widerlegen können, wenn sein Zeugniß ohne Grund gewesen wäre: „Wir Christen, die wir einst der Wollust dienten, streben jetzt

nach Sittenreinheit; wir, die wir einst Goldgewinn mehr als Alles liebten, theilen jetzt auch das, was wir besitzen, mit Allen, und geben jedem Dürftigen. Wir, die wir einst einander gegenseitig haßten und mordeten, die wir Leute aus fremden Völkern wegen der Verschiedenheit der Sitten nicht in unser Haus aufnehmen wollten, wir tragen nach der Erscheinung Christi kein Bedenken, mit ihnen zusammenzuleben; wir beten für unsere Feinde und suchen die uns unbillig Hassenden zu überzeugen, damit sie nach den herrlichen Lehren Christi leben, und dadurch die freudige Hoffnung empfangen möchten, ebenso wie wir von dem allmächtigen Gott begnadigt zu werden." — Den Heiden, unter welchen diese Christen lebten, war besonders das unbegreiflich, wie sie an denen, die ihnen vorher fremd gewesen, eine so große Freude haben könnten, und man hörte aus ihrem Munde oft den Ausruf: „Sehet, wie sie einander so lieb haben!" Ja, wir hören sogar folgende Aeußerung von dem Heiden Cäcilius: „Es findet sich unter den Christen eine verfluchte und ausrottungswürdige Zusammenstimmung ihrer Gemüther. Sie kennen einander an gewissen Zeichen und Merkmalen, die Niemand versteht als sie allein. Das macht, daß sie einander schon lieben, ehe wohl Einer von dem Andern gehört hat."

Wollte Gott, man könnte auch von den Christen heutzutage ein solches Zeugniß ablegen; ach! wie ganz anders würde es dann mit uns stehen!

Zweiter Zeitraum.

Von Kaiser Constantin bis auf Papst Gregor VII.

(Jahr 325—1073 nach Christi Geburt.)

1. Schicksale der Kirche nach außen.

Das kleine Bächlein, das von Jerusalem ausfloß, war mit den Jahren breiter und voller geworden, hatte sich in viele Arme getheilt, die nach allen Richtungen hin sich ergoßen und zum Theil mächtige Ströme geworden waren. Die besorgten Uferbewohner, welche eine allgemeine Ueberschwemmung fürchteten, gaben sich alle Mühe, die weitere Ausbreitung dieser Ströme durch Feuer und Schwert zu verhindern; aber damit kann man die Ströme nicht bezwingen: und auch die Uferdämme, welche sie aufbauten, halfen nichts mehr, als endlich ein Mann kam, der sie durchstach, um das ausgetrocknete Erdreich allenthalben zu bewässern. Freilich hatten diese Ströme auf ihrem schnellen Laufe viele rothe Erde von dem Ufergelände mit fortgerissen, und waren dadurch trübe geworden; und als sie durch die Dämme hereinbrachen, und sich über das ganze Land ergoßen, wurden sie immer trüber, und an manchen niederen Orten, wo das Wasser stehen blieb, entstanden Sümpfe und aus ihnen ungesunde Ausdünstungen; aber wer trinken wollte, wußte nun doch den Weg zu den Quellen, wo das Wasser rein und frisch zu haben war.

Jener Mann, der die Dämme durchstach und den

Strömen Platz machte, war der römische Kaiser Constantin. Schon in dem Hause seines Vaters, des Kaisers Constantius, hatte er das Christenthum kennen gelernt, ohne sich jedoch mit demselben näher zu befreunden. Dazu führte ihn Gott auf eine wunderbare Weise. Auf einem Kriegszuge gegen seinen Nebenkaiser Maxentius, als sein ganzes Schicksal auf dem Spiele stand (312), und er bekümmert zu dem unbekannten Gott gebetet hatte, erblickte er in den Wolken ein Kreuz von Lichtstrahlen und glaubte Gottes Stimme zu vernehmen: „Durch dieses siege!“ Constantin nahm dieß Sinn-



bild zu seinem Kriegspanier und von da an mußte auf allen seinen Fahnen das Kreuz den römischen Adler ersetzen. Eusebius versichert, der Kaiser selbst habe ihm die Geschichte erzählt und mit einem Eide bekräftigt. Auch ist dieses nicht das einzige Beispiel in der Geschichte, daß Gott sich zu den schwachen und sinnlichen Vorstellungen der Menschen herabläßt, und ihnen ein äußerliches Zeichen gibt, wenn sie noch nicht fähig sind, die Stimme Seines Geistes zu vernehmen. Wirklich wurde einige Tage da-

rauf Maxentius in einer entscheidenden Schlacht von Constantin überwunden. Von dieser Zeit an wurde Constantin ein eifriger Beschützer der christlichen Kirche, und erließ im Jahre darauf einen Befehl, daß die Christen geduldet und geschützt werden sollten. Ob er das hauptsächlich aus politischen Rücksichten gethan, bleibt zweifelhaft. Seine Handlungsweise machte dem Christenthum nicht immer Ehre. Als er später J. 325 alle seine Feinde besiegt hatte und der einzige Beherrscher des ganzen römischen Reichs geworden war, fieng das Christenthum an, die herrschende Religion in demselben zu werden. Er gab den Christen das geraubte Eigenthum zurück, ließ viele Kirchen bauen, führte die Sonntagsfeier ein, und sorgte nach Kräften für das Heil der Kirche. Er selbst las fleißig in der Bibel, hielt in seinem Palast zu Constantinopel (welche Stadt er erbaut hatte) Hausandachten, und ermahnte seine Soldaten zum Gebet. Nachdem er, kurz vor seinem Tode im Jahr 337, getauft worden war, wollte er den kaiserlichen Purpurmantel nicht mehr tragen, sondern behielt die weißen Taufkleider an. In der christlichen Kirche, welcher er zuerst Ruhe und Schutz gewährte, wird sein Gedächtniß nicht verlöschen. Unter seinem Sohne Constantin II. wurden alle Götzentempel geschlossen und alle Götzenopfer bei Todesstrafe verboten. Dessen Nachfolger aber, Kaiser Julian (361) hatte andere Gesinnungen, und suchte das Heidenthum wieder emporzubringen. Er gab den Heiden ihre verlorenen Rechte und Tempel zurück, übertrug ihnen allein die öffentlichen Aemter und bewieß den Christen auf alle Weise seine Verachtung. Sie wurden zwar nicht ausdrücklich von ihm verfolgt, — dazu war er zu klug; — doch gewährte er ihnen auch keinen Schutz, wenn seine Statthalter sie drückten. In seiner Feindschaft gegen Christus kam er auf den Gedanken, den zerstörten Tempel in Jerusalem wieder aufbauen zu lassen, und dadurch die Weissagung Luk. 21, 24. zu Schanden zu machen. Aber Der, den er verspotten wollte, war ihm zu stark und vereitelte seine Anschläge.

Als die Arbeiter anfingen zu graben, fuhren Feuerflammen aus dem Boden und vernichteten ihr Werk; und als sich dieß einigemal wiederholt hatte, mußten sie das ganze Unternehmen aufgeben. Der Kaiser selbst aber wurde bald darauf in einer Schlacht gegen die Perser tödlich verwundet und starb nach einer kurzen Regierung von weniger als zwei Jahren. Nachdem ihn das Geschoß getroffen hatte, warf er eine Hand voll Blut gegen den Himmel und rief zürnend aus: „So hast du's doch gewonnen, Galiläer!" So wird wenigstens erzählt.

Unter seinen Nachfolgern wurden nicht nur die Christen geschützt, sondern bald auch die Heiden verfolgt. So sehr hatte sich das Blatt gewendet! In dieser Zeit der Ruhe wurden auch die Vorposten des christlichen Heerlagers nach allen Seiten weiter vorangeschoben und faßten festen Fuß in Abessinien, Persien, Armenien und Georgien (S. 23); auch das Volk der Gothen am Donaustrome sah das Panier des Gekreuzigten über seine Gränzen kommen. Dieser deutsche Volksstamm an den Ufern des schwarzen Meeres bedrohte schon frühe durch seine räuberischen Einfälle von der Donau her die Gränzen des römischen Reichs; und bis auf Constantin hatten viele Kaiser schwere Kämpfe mit ihm zu bestehen. Constantin nahm 40,000 Gothen in seinen Sold und sicherte sich vor ihren Feindseligkeiten. Bei den vielfachen Berührungen mit den südlichen Völkern konnte die Mittheilung des geistigen Sauerteiges, der damals das römische Reich durchdrungen hatte, nicht ausbleiben; und schon von ihren Raubzügen hatten die Gothen unter Anderem unerkannte Schätze mitgebracht, die für sie hochwichtig wurden, nämlich: gefangene Christen, welche ihren Räubern das Kleinod des Evangeliums überlieferten. Unter ihnen war Wulfila (Wölfle), der erste Apostel der Deutschen, der die deutsche Buchstabenschrift ersann und die Bibel in die Sprache der Gothen übersetzte († 388). Indessen hatten sich noch andere deutsche Völker, Alanen, Vandalen, Heruler u. s. w. gegen Süden gezogen und

neben den Gothen niedergelassen. Dieß gab Veranlassung, sie gleichfalls mit dem Christenthum bekannt zu machen, und bei allen drang es allmählig mit der gothischen Bibel und in arianischer Form ein. Was arianisch bedeutet, werden wir später hören; es ist die Lehre, daß Christus dem Vater nicht gleich, höchstens ähnlich sei. Bald aber (355 und besonders 370) brach auch die erste Verfolgung der Christen unter den Westgothen (in der Wallachei) aus. Ihr König Athanarich ließ ein Götzenbild auf einem Wagen vor die Zelte derer hinführen, welche für Christen gehalten wurden. Weigerten sie sich nun, das Götzenbild anzubeten und ihm ihre Opfer zu bringen, so wurden sie in ihren Zelten mit Feuer verbrannt. Des Mordens müde, jagte endlich Athanarich die noch übrigen Anhänger des Christenthums haufenweise nach dem römischen Gebiete, wo ihnen von dem Kaiser Valens Bergungsorte angewiesen wurden. — Nicht lange zuvor (343) begann auch in Persien, wo sich das Christenthum bereits tief gewurzelt hatte, eine heftige Verfolgung, welche gegen 40 Jahre dauerte, und nach gleichzeitigen Berichten außer einer ungezählten Menge anderer Christen auch 16,000 Bischöfen, Geistlichen, Kirchenältesten u. dgl. das Leben kostete. Diese Verfolgung wiederholte sich in den zwei nächsten Jahrhunderten mehrmals; und der Umstand, daß bei aller ihrer Heftigkeit doch immer noch ein christlicher Same übrig blieb, der erst durch den Muhammedanismus völlig vertilgt werden konnte, gibt uns einen Begriff von der weiten Verbreitung, welche das Evangelium zu jener Zeit in Persien gefunden hatte.

Wulfila hatte noch bei seinen Lebzeiten die Freude, einen westgothischen König, Frithigern, getauft, und das Christenthum unter seinem Volke ausgebreitet zu sehen. Bald ergriff es auch die in den Steppen wohnenden Ostgothen und Gepiden. Dagegen erhoben sich bald heftige Stürme gegen die abendländische Kirche, welche ihr den Untergang zu bringen schienen, aber auch nur

schienen: denn im Grunde waren sie doch auf ihren Vortheil berechnet. Der Garten der Kirche Christi war etwas ausgemagert, als Gott ihn allenthalben mit frischem Erdreich überstreute. Das geschah durch die große Völkerwanderung, welche sich (375 — 568) durch zwei Jahrhunderte hindurch erstreckte, uud dem Völkerleben in Europa und Nordafrika eine völlig veränderte Gestalt gab. Dieser Völkerstrom, der mit der Zeit das ganze Abendland überfluthete, kam von Asien her. Zunächst erscheinen die Westgothen; hinter ihnen her drängte ein Volk das andere vorwärts, indem die Hunnen, über die Wolga setzend, auf Alanen und Ostgothen fielen und alle weiter schoben, bis die gewaltige Fluth Europa zu seinem Westende durchströmt hatte, und sich dort über die Meerenge hinüber ergoß, um auch die Küste von Nordafrika zu überschwemmen.

Nachdem 395 der Kaiser Theodosius sein Reich, getheilt in ein oströmisches und weströmisches, seinen Söhnen Arkadius und Honorius hinterlassen hatte, machte sich der Westgothenkönig Alarich auf, um das schöne Italien in Besitz zu nehmen. Neben ihm drang unter dem noch heidnischen Rhadagais eine zügellose Schaar von Sueven, Alanen, Vandalen und Burgunden in die römischen Provinzen ein; aber ein Schrecken von Gott jagte sie in die apenninischen Gebirge und dort starben sie den Hungertod oder wurden gefangen. Allein die Heimsuchung Roms war nur aufgeschoben. Alarich machte weitere Einfälle in Italien, und das dritte Mal 410 wurde Rom erobert und geplündert, die Christen jedoch und die Kirchen verschont. Damals gestanden die römischen Geistlichen: Wir Römer sind Ketzer im Wandel, während die ketzerischen Gothen und Vandalen ein katholisches (d. h. keusches) Leben führen. Unterdessen hatten sich die Sueven, Vandalen, Alanen, Burgunden und andere deutsche Volksstämme über Gallien ergossen, und zerstörten Alles, was ihnen in den Weg kam. Die blühenden Städte am Rhein, Trier, Mainz, Worms,

Speier, Straßburg u. a. wurden in Asche gelegt und viele tausend Christen getödtet. Dieselben Gräuel verübten sie auch in Spanien; die Barbaren hieben die Bischöfe und Geistlichen nieder, zerstreuten die Christengemeinden und warfen das Loos über das eroberte Land. Bald aber stifteten die Westgothen ein mächtiges Reich in Gallien und drängten auf die Vandalen und Alanen in Spanien. Diese zogen unter ihrem Anführer Geiserich 429 nach Afrika hinüber, verheerten mit wilder Wuth die ganze Küste bis nach Karthago und gründeten eine ausgebreitete Herrschaft, die sich bald auch über Sicilien, Sardinien, und Corsika erstreckte. Ihr weiteres Vorrücken verhinderte die drohende Stellung des Westgothen-Königs Theodorich, gegen welchen sie in der Mitte des fünften Jahrhunderts den Hunnenkönig Attila zu Hilfe riefen. Dieser, klein und häßlich, aber kriegerisch und grausam, war der Schrecken aller Gegenden, denen er sich näherte. An der Spitze eines ungeheuren Heeres, das nach dem niedrigsten Anschlag 400,000 Krieger zählte, zog er die Donau hinauf und bezeichnete seinen Weg durch Mord und Brand. Er setzte über den Rhein, ließ die kaum wieder aufgebauten Rheinstädte in Feuer aufgehen, und eilte dem vereinten Heere der Römer und Westgothen entgegen. Auf den katalaunischen Feldern (bei Chalons) hatten sich der römische Feldherr Aëtius und der König Theodorich sammt ihren Heeren aufgestellt. Völker aus ganz Europa, von dem Ausfluß der Donau bis zur Mündung des Tajo, hatten sich hier versammelt, um in Einer großen Schlacht das Schicksal des Abendlandes auf die Wage zu legen 451. Es war ein fürchterlicher Kampf, der mehr als 160,000 Menschen und unter ihnen dem König Theodorich selbst das Leben kostete. Attila mußte endlich vom Schlachtfeld weichen und zog sich in seine Wagenburg zurück. Sein Zug ging nun gerade auf Rom zu; Blut und Feuer zeichneten seinen Weg. Alles zitterte vor ihm. Nur der römische Bischof Leo I. wagte es, zu ihm

ins Lager zu gehen und ihm mit Freundlichkeit und Ernst Vorstellungen zu machen. Es gelang ihm mit der Hilfe Gottes, das trotzige Herz zu bewegen: auf einmal war Attila wieder umgekehrt, eilte seiner alten Heimat zu und starb unterwegs. Seine Hunnen begruben ihn in einem goldenen Sarge, von dem man aber nie eine Spur finden konnte, so wenig als von dem Hunnenvolk bald nach Attilas Tode.

Hätten die Einwohner von Rom damals, als sie aus den Händen des fürchterlichen Attila gerettet wurden, Gott die Ehre gegeben und ernstlich Buße gethan, so würde ihre letzte Stunde nicht sobald hernach geschlagen haben. Der Vandale Geiserich erschien nämlich 455 vor Rom, fand keinen Widerstand und plünderte es mit seinen rohen Kriegern 14 Tage lang. Alles, was noch von Kostbarkeiten und Kunstwerken in dieser alten Kaiserstadt übrig war, das herrliche Capitol, sein vergoldetes Dach, die heiligen Gefäße des Tempels zu Jerusalem, die Titus mitgebracht hatte, die großen Meisterwerke griechischer Kunst, — Alles wurde von den Vandalen zertrümmert oder nach Karthago hinübergeschleppt. Mit Mühe hielten sich noch etliche Kaiser, bis der Deutsche Odoaker 476 dem alten Rom ein Ende machte, das 1200 Jahre lang die Welt durch Waffenmacht beherrscht hatte; aus seinen Trümmern sollte aber eine geistige Macht sich erheben, der eine eben so lange Dauer und noch gewaltigere Herrschaft verliehen wurde.

Nachdem die Ostgothen unter Theodorich 493 Italien erobert hatten, während Britannien 449 von den Angelsachsen (daher Engelland) in Besitz genommen wurde, so war nun im ganzen Abendlande ein neuer Völkerboden gelegt. Bald waren Sueven, Burgunden und Vandalen in die christliche Kirche übergegangen; später folgten ihnen auch die Langobarden, welche sich 568 auf den Trümmern des ostgothischen Reichs niederließen, und von denen jetzt noch das obere Italien den Namen der Lombardei trägt. Alle diese Völker hatten

aus Haß gegen die Römer das arianische Bekenntniß angenommen, waren aber bei aller Rohheit noch bessere Christen als die meisten der von ihnen überwundenen Völker.

Die Franken, welche seit 486 das Meiste von Gallien inne hatten, wurden unter Chlodwig 496 die ersten Katholiken deutscher Zunge und durch sie breitete sich nun der katholische Glaube auch unter den übrigen aus. Die Burgunden (im südöstl. Frankreich), die Sueven und Westgothen in Spanien, auch die heidnischen Alamannen (oder Schwaben) wurden allgemach katholisch. Die Angelsachsen, welche das Christenthum der Briten fast verdrängt hatten, ließen sich 596 von Rom aus bekehren; nachdem Irland durch den Schotten Patrick (s. 431) christlich geworden war. Der Wetteifer der altbritischen und römisch-englischen Kirchen, die verschiedene Formen hatten, regte auf diesen Inseln ein solches geistliches Leben an, daß von hier die meisten Missionare besonders zu denjenigen Deutschen Völkern ausgiengen, die in der Heimat geblieben waren. Ihnen halfen dann die fränkischen Machthaber, die gerne ihre Gewalt nach Osten ausgedehnt hätten, wie Kaiser Karl der Große († 814), der die Sachsen zur Taufe nöthigte. Kaum war damit das Christenthum in Norddeutschland festgewurzelt, als es auch von da nach Scandinavien zu den räuberischen Normannen (durch Anschar † 865) und nach Osten zu den Slaven kam. Doch haben da zunächst griechische Mönche, besonders Methodius († um 900), mehr ausgerichtet, weil sie im Frieden arbeiteten, während die Deutschen Priester meist im Gefolge Deutscher Heere kamen. Christliche Könige wie Knut († 1035) in Dänemark, Olaf der Heilige in Norwegen († 1033), Olaf Skautkonung (getauft 1008) in Schweden, Boleslav der Fromme in Böhmen (s. 967), Mjesko in Polen (966), Stephan in Ungarn (997) befestigten dann die Kirche in ihren Reichen und fügten sich den wachsenden Anforderungen des römischen Bischofs. Die

Russen aber wurden unter Wladimir (988) zum Christenthum der Griechen bekehrt und hielten sich an die Lehre, die von Constantinopel ausgieng. Das ist im Großen der Gang der Ausbreitung des Christenthums im größeren Theile Europas; wir müssen aber noch Einiges genauer erzählen.

---

2. Einzelne Züge aus der Missionsgeschichte dieses Zeitraumes.

Das Einsiedlerleben treffen wir in Asien schon in der vorchristlichen Zeit und bei nichtchristlichen Völkern z. B. Buddhisten an. Die Nasiräer bei den alten Ebräern, und die Essener (Seelenärzte) zur Zeit JEsu hatten viel Aehnliches mit den spätern Einsiedlern und Klosterleuten der christlichen Zeit. Das christliche Einsiedlerleben, das dem Klosterleben vorangieng, zeigt uns, wie dieses, seine ersten Anfänge in Aegypten, und als seine Stifter werden Antonius und Pachomius genannt. Antonius hatte als Jüngling in der Kirche das Wort des Heilands gehört: „Verkaufe, was du hast, und gib es den Armen." Er meinte, diesen Befehl buchstäblich befolgen zu müssen, theilte sein Vermögen unter die Armen aus und zog in eine einsame Gegend, wo er seine Zeit in strengen Bußübungen, stillen Selbstbetrachtungen und Gebeten zubrachte, und ungeachtet dieser strengen Lebensweise ein Alter von 105 Jahren (251 — 356) erreichte. Dieß verschaffte ihm das Ansehen eines heiligen Mannes, und Viele entschloßen sich, diese Lebensweise nachzuahmen. Man nannte sie Mönche, d. h. Einsiedler. Man konnte jetzt kaum mehr Märtyrer werden, weil die Verfolgungen aufgehört hatten; wer also ein besonders guter Christ sein wollte, übte sich auf diese Weise in der Weltentsagung mit mehr oder minder Einfalt und Demuth.

Zur Zeit des Bischofs Basilius († 378) geschah es, daß solche Mönche sich in gemeinschaftliche Gebäude sammelten, wo sie nach bestimmten Regeln zusammenlebten, und mit verschiedenen geistlichen und leiblichen Beschäftigungen ihre Zeit zubrachten. Den Antrieb zu einem solchen Entschluß fanden sie nicht blos in dem Bedürfniß, aus dem Geräusche des äußeren Lebens sich in die Stille zurückzuziehen und da das edle Kleinod des Glaubens zu pflegen, sondern auch in dem Gedanken, daß durch die Vereinigung der Gebete und thätiger Liebeswerke in einer engverbundenen Brüderschaft mehr Ersprießliches für die Kirche Christi geleistet werden könne, als durch vereinzelte Thätigkeit. Dieß war der Ursprung der Klöster. Ihre Zahl vermehrte sich in kurzer Zeit außerordentlich, namentlich in Aegypten und Syrien; und die Achtung vor dem Stande der Klosterbewohner in Manns- und Frauenklöstern war so groß, daß viele Christen ihre Kinder am liebsten in den Klöstern erziehen ließen, auch die meisten Lehrer und Bischöfe aus den Mönchen gewählt wurden. Uebrigens waren diese damals noch nicht an ein lebenslängliches Gelübde gebunden, und es wurde dieser Zwang erst 529 von Benedict im Kloster Kassino eingeführt, indem er eine feste Regel gab, welche nunmehr in den abendländischen Klöstern geltend wurde. Diese milderte übrigens die strengen Bußübungen der morgenländischen Mönche und zeichnete sich durch Einführung regelmäßiger Arbeit aus.

In England, Frankreich und Deutschland nun waren es vorzugsweise die stillen Bewohner der Klosterzellen, welche den süßen Honig aus einem fernen Garten in ihr Vorrathshaus eingetragen hatten, um ihn zur stürmischen Winterszeit in ihren blumenlosen Umgebungen auszutheilen. Die Glaubensboten errichteten allenthalben, wo sie festen Fuß fassen und Boden für das Reich Christi gewinnen wollten, ihre Klöster mitten in der Wildniß; und von diesen aus bahnten sie sich Straßen in das H der dunkeln Wälder und der verfinsterten Menschen. Ihr

einfaches, strenges Leben, ihre Geduld und Sanftmuth, ihre Dienstfertigkeit und Mildthätigkeit mußten auf die rohen Barbaren, in deren Mitte sie sich furchtlos niedergelassen hatten, einen Eindruck machen, und waren die beste Empfehlung der wunderbaren Botschaft, die sie ihnen bringen wollten. Ueberdieß verdankten manche Gegenden in den Abendländern den Klöstern nicht nur den ersten Anbau ihres Bodens und die Einführung nützlicher Gewerbe, sondern auch die Verbreitung der heiligen Schriften und anderer guter Bücher. Und wie die Klöster zur Zeit der Völkerwanderung und nachher unter den germanischen Völkerstämmen Pflanzschulen des Christenthums für ihre nächste Umgebung wurden, so waren sie zum Theil auch Pflanzschulen für eine ganze Schaar von Friedensboten, welche in andere Länder ausgiengen, um den Samen des Lebens auf ihren Ackerfeldern auszustreuen. Die Klöster Lerins, Luxeuil und Corvey in Frankreich, Hy und Bangor in Irland und Wallis, St. Gallen, Hirsau und Fulda in Deutschland gehörten zu diesen fruchtbaren Pflanzschulen christlicher Bildung, von denen das Licht auch in die finsteren Wälder ausgegangen ist, welche unsere Vorfahren bewohnten.

Ihr werdet gern die kurze Geschichte eines solchen Klosters hören. Erroul, der Abt eines französischen Klosters, stand wegen seiner Frömmigkeit in großem Ansehen. Als er aber merkte, daß seine Eigenliebe anfing sich darin zu gefallen, zog er sich mit drei Gefährten in einen abgelegenen Wald zurück, der nur von Räubern und wilden Thieren bewohnt war. Hier ließen sie sich am Ursprung eines Waldbaches nieder und bauten sich aus Baumzweigen und Lehm einige kleine Hütten. Bald kam einer von den Räubern und machte sie darauf aufmerksam, daß man sie in diesem Raubrevier nicht dulden könne, und daß sie daher ihres Lebens nicht sicher sein werden. Erroul erwiederte ihm: vor Menschen, die nur den Leib tödten können, sei ihnen nicht bange; nehmen könne man ihnen nichts, weil sie nichts haben, und

hassen könne man sie auch nicht, weil sie Niemanden ein Leid zufügen. Uebrigens könne er so reich werden wie sie, wenn er sein schlechtes Gewerbe aufgeben und dem wahren Gott dienen wolle; wo nicht, so möge er bedenken, daß das Gericht Gottes auf die warte, welche Böses thun. — Die ernsten und doch milden Worte des Abtes machten einen tiefen Eindruck auf den Räuber. Schon am andern Morgen eilte er zu den Mönchen zurück, brachte dem Abt von seiner Armuth drei seiner geringen Brode und eine Scheibe wilden Honig zum Geschenk, und ließ sich bewegen, bei ihnen zu bleiben, den wilden Boden anzubauen und auf ehrliche Weise durch Hände-Arbeit seine Nahrung zu erwerben. Bald folgten seinem Beispiel noch viele andere Räuber; und so entstand nach und nach das blühende Kloster Ouche in der Normandie, das noch jetzt den Namen des frommen Abtes führt. Mit der Zeit giengen von demselben fünfzehn andere Klöster aus, durch welche die ganze Gegend umher angebaut und in einen Theil der christlichen Kirche verwandelt wurde. Dieß geschah im sechsten Jahrhundert.

Noch wichtiger aber sind für uns jene Klöster in England und Irland, aus denen so manche wackere Glaubensboten in unser deutsches Vaterland herübergekommen sind. Man sagt im Sprüchwort: „Was eine Nessel werden will, brennt bei Zeit;" und in den Lebensbeschreibungen eifriger Prediger findet sich häufig der Umstand angemerkt, daß sie schon in den Knabenjahren zu predigen versuchten. Man möchte fast sagen, daß auch die britische Kirche, welcher der HErr in unsern Tagen vorzugsweise das Werk der Heidenbekehrung übertragen hat, schon in ihrer frühesten Jugend eine lebhafte Vorahnung dieser hohen Bestimmung habe blicken lassen. Von ihr drang das Evangelium nach Irland, von dort übers Meer herüber in unser Vaterland. Das Hauptwerkzeug zur Bekehrung der Irländer war Patrick, geb. in Schottland um 380. Sein Vater war ein christlicher Prediger, er selbst ein leichtsinniger Jüngling bis in sein sechzehntes

Jahr. Da wurde er eines Tages nebst mehreren Andern von Seeräubern überfallen, nach Irland geschleppt und an einen Gutsbesitzer verkauft, dessen Vieh er auf den Bergen und in den Wäldern zu hüten hatte. Als er nun so in Hunger und Blöße, oft unter Schnee und Regen, seine Tage zubrachte, trieb die Noth sein Herz zu Gott, und der Umgang mit dem Unsichtbaren wurde ihm so zum Bedürfniß, daß er oft an Einem Tage hundertmal betete, und im Schnee, Eis und Regen vor Tagesanbruch zum Gebet erwachte. Sechs Jahre war er in der Knechtschaft gewesen; da sagte ihm im Traum eine Stimme, es sei ein Schiff bereit, ihn in sein Vaterland zu bringen. Alsbald gieng er nach der fernen Seeküste, und fand das Schiff, in welches er auch nach langer Weigerung endlich aufgenommen wurde. In Schottland ans Land gesetzt, mußte er siebenundzwanzig Tage durch die Wildniß reisen, bis er die Heimath erreichte. Nach drei Jahren kam er wieder in die Gewalt der Seeräuber, doch nur auf zwei Monate. Von nun an aber gieng sein Zug nach dem Lande seiner Gefangenschaft, um dort das Evangelium zu predigen. Einst sah er im Traum einen Mann aus Irland, der ihm eine Menge Briefe brachte. Auf einem dieser Briefe stand: „Die Stimme der Irländer;“ und indem er weiter las, glaubte er den Ruf vieler Einwohner des Waldes Focult zu vernehmen, welche laut schrieen: „Wir bitten dich, komm herüber, und wandle wieder unter uns!“ Darüber brach er in Thränen aus, konnte nicht mehr weiter lesen und erwachte. Nun konnte ihn aber auch nichts mehr aufhalten, und 431 wanderte er nach Irland. Diese Insel durchzog er nach allen Richtungen, sammelte unter Paukenschlag auf freiem Felde große Volksschaaren um sich her und predigte ihnen einfältig das Wort vom Kreuz, das in den rohen Herzen einen mächtigen Eindruck zurückließ. Hin und her errichtete er Schulen, und machte die unwissenden Insulaner mit dem Worte Gottes bekannt. Er taufte die Könige von Dublin und Munster, und

die sieben Söhne des Königs von Connaught mit dem größern Theil ihrer Unterthanen; und noch vor seinem Tode, der in seinem 121. Jahre erfolgte (?), hatte er die Freude, fast alle Bewohner der Insel für das Christenthum gewonnen zu sehen. Nicht lange nach seinem Tode (516) wurde in Wallis das Kloster Bangor gestiftet, und in Ulster das weniger bekannte Banchor, unter dessen Zöglingen Gall und Columban waren, die das Evangelium nach dem südlichen Deutschland gebracht haben.

Doch ich muß euch zuvor von dem heil. Martinus erzählen, damit ihr auch wisset, warum auf den eilften November sein Name in den Kalender gesetzt worden ist. Er war der Sohn eines römischen Kriegsobersten, geboren um 316, und schon vom fünfzehnten Jahre an Soldat. Obgleich noch nicht getauft, zeichnete er sich doch durch sein menschenfreundliches Wesen vor andern Soldaten aus. Einst zog er in einem kalten Winter an der Spitze der Reiterei durch das Thor von Amiens ein, und erblickte unter demselben einen halbnackten armen Mann, der vor Kälte starrte. Alsbald zog er sein Schwert aus der Scheide, hieb seinen Mantel in zwei Stücke und bedeckte mit der einen Hälfte den erfrornen Körper des armen Mannes. Als der Feldzug zu Ende war, eilte er zu dem frommen Bischof Hilarius in Poitiers, um sich von ihm taufen zu lassen, und dieser forderte ihn auf, sich dem Dienste der Kirche Christi zu weihen. Martinus wollte vorher die Einwilligung seiner noch heidnischen Eltern zu erlangen suchen, fiel aber unterwegs einer Räuberbande in die Hände, und schon hatte Einer das Schwert geschwungen, um ihm den Kopf zu spalten. Martinus blieb unerschrocken, und als der Räuber fragte, wer er sei, antwortetete er: „Ich bin ein Christ und fürchte den Tod nicht; aber das schmerzt mich, das du noch fern von Christus bist.“ Dieses Wort gieng dem Straßenräuber in's Herz, und er entließ den Fremdling unverletzt. In der Heimat angekommen, hatte

dieser bald die Freude, seine Mutter zum Glauben an Jesum gebracht zu sehen; da er aber predigend umherzog und die Gottheit Christi bezeugte, wurde er von Vielen verhöhnt, und am Ende mit Ruthen zum Lande hinausgepeitscht.

Als Martinus zu Hilarius zurückgekommen war, errichtete er in einer noch unangebauten Gegend an der Loire ein Kloster auf einem steilen Felsen, in welchem sich bald gegen achtzig junge Männer um ihn her sammelten, die unter großer Dürftigkeit und Selbstverleugnung zu dem wichtigen Werke der Knechte Christi sich vorbereiteten. Bald gieng eine große Zahl von Bischöfen und Predigern aus diesem Kloster hervor, die in einem weiten Umkreis damit beschäftigt waren, das Ackerfeld Christi anzubauen. Martinus selbst wurde zum Bischof von Tours gewählt; aber er war dabei unermüdlich, im südlichen Frankreich umherzuziehen und die Heiden zum Glauben an JEsum einzuladen. Als er eines Tages durch ein Dorf kam, das von lauter Heiden bewohnt war, liefen diese alle herbei, um den Mann zu sehen. Beim Anblick ihrer großen Menge wurde sein Herz von Erbarmen über ihren elenden Zustand so ergriffen, daß er alsbald auf die Kniee niederfiel und inbrünstig zu Gott für sie betete. Dann stand er auf und fieng an, sie ernst und liebevoll einzuladen, daß sie doch an ihr ewiges Heil denken möchten. Alle Gemüther wurden durch seine Worte erschüttert. Die Geschichte erzählt, es habe ein Weib ihr todtes Kind herbeigebracht und ihn als einen Freund Gottes gebeten, es wieder lebendig zu machen. Er habe hierauf inständig gebetet und den Knaben auferweckt, und dieß habe alle Bewohner des Dorfes bewogen, um christlichen Unterricht und um die Taufe zu bitten. Es kommen solche Wundergeschichten in der Lebensbeschreibung des heil. Martinus noch viele vor, wie denn überhaupt die sparsamen Nachrichten von den ersten Glaubensboten in unsern Abendländern mit einer Menge solcher Wundererzählungen

durchwoben sind, welche in der Regel die Hauptstellen einnehmen. Man sieht daraus, wie wenig die Geschichtschreiber eingesehen haben, daß die Bekehrung der Menschen aus der Gewalt des Satans zu Gott ein größeres Wunder ist, als die Heilung eines Kranken oder die Erweckung eines leiblich Todten. Solche Wundererzählungen, die nicht beglaubigt sind wie die Geschichten des Neuen Testaments, kommen mir vor wie auf alten Gemälden die geflügelten Engelköpfe, die keine Füße haben und darum auch keinen passenden Ort, wo sie stehen könnten: sie schweben meist in der Luft. Uebrigens steht nirgends geschrieben, wann die Wunder aufhören sollen; und es wäre deßhalb thörichte Vermessenheit, zum Voraus bestimmen zu wollen, daß zu irgend einer Zeit keine Wunder haben geschehen können.

Im Jahr 397 wurde Martinus mitten aus seiner segensreichen Wirksamkeit abgerufen, und überließ es seinen Schülern, da fortzufahren, wo er aufgehört hatte. Unter ihnen zeichneten sich Germanus und Lupus aus, die unter den Kriegstrübsalen der damaligen Zeit in die tiefgeackerten Furchen des Saatfeldes Christi in Frankreich und England weinend reichlichen Samen ausstreuten.

Nicht lange nachher fing das Volk der Franken, das die Länder am untern Rhein inne hatte, an, seine Grenzen immer weiter gegen Westen hin auszudehnen, und sich in dem Lande festzusetzen, das seitdem von ihm den Namen Frankreich hat. Sein König, ein junger Kriegsheld, hieß Chlodwig, und es gelang diesem bald, die Hauptstadt des römischen Galliens, Soissons, zu erobern. Um diese Zeit lebte Remigius, Bischof zu Rheims, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Die Franken hatten auf ihrem Kriegszuge auch die Kirchen der Christen geplündert, und Remigius wandte sich an den jungen Sieger, um die Zurückgabe der heiligen Gefäße, besonders eines kostbaren Kruges, zu erflehen. Nach der Sitte des Volkes mußte die ganze Beute an Einem

Ort zusammengebracht und durch's Loos unter die Krieger vertheilt werden. Chlodwig, der dem Bischof eine Gefälligkeit erweisen wollte, bat seine Soldaten, ihm freiwillig das heilige Gefäß zu überlassen. Das ganze Heer willigte ein, nur einer von den Kriegern war damit unzufrieden. Dieser nahm seine Streitaxt, schlug an den Krug, daß er zerbrach, und rief aus: „Der König soll, wie wir, nur bekommen, was das Loos ihm zuweist.“ Als bald darauf das siegreiche Heer auf einem dem Kriegsgott geheiligten Felde sich versammelte, um von Chlodwig gemustert zu werden, sprach der König zu dem frechen Soldaten: „Die schlechtesten Waffen hast du mitgebracht, denn weder dein Spieß noch deine Streitaxt taugen zur Schlacht.“ Mit diesen Worten warf er ihm die Waffen höhnend auf den Boden; und indem der Soldat sich bückte, sie wieder aufzuheben, hieb er ihm seine Streitaxt in den Nacken mit den Worten: „So hast du es mit dem Kruge zu Soissons gemacht.“

Nicht lange nachher heirathete Chlodwig eine christliche Prinzessin, welche sich bemühte, ihren Gemahl zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Lange schien Alles vergeblich, bis endlich in der Stunde der Bedrängniß der ausgestreute Samen aufgehen konnte. Die Alamannen aus den Ländern des Oberrheins fielen plötzlich in das Gebiet des Königs von Köln ein, und Chlodwig eilte diesem zu Hilfe. Bei Zülpich kam es (496) zu einer blutigen Feldschlacht; der König von Köln wurde verwundet, seine Leute flohen, und schon fieng Chlodwig an, die Schlacht verloren zu geben; da wurde er an die Abschiedsworte seiner Gemahlin erinnert, welche ihn ermahnt hatte, den Gott der Christen anzurufen, durch den er alle seine Feinde überwinden werde. Chlodwig stieg vom Pferde, fiel vor den Augen des Heeres auf seine Kniee, nnd betete unter Thränen zu JEsus: „Ich habe meine Götter angefleht, aber sie haben keine Macht. Nun wende ich mich zu Dir, und verlange an Dich zu glauben. Errette mich aus den Händen meiner Feinde,

so bin ich bereit, mich auf Deinen Namen taufen zu lassen." Von diesem Augenblick an wendete sich das Kriegsglück: Chlodwig gewann die Schlacht, die Alamannen wurden besiegt, und dem Christenthum war die Thüre zu den Alamannen und Franken geöffnet. Noch in demselben Jahre wurden Chlodwig und 3000 seiner Krieger in der Kirche zu Rheims feierlich getauft. Seine Bekehrung war freilich keine gründliche, mehr zur christlichen Kirche als zu Christus, und auf seinem ganzem Leben haftet der Vorwurf der Eroberungssucht, des Ehrgeizes und der Hinterlist; aber es konnte doch unter seinem Schutze die christliche Kirche sich gründen und erweitern; und zwar unter einem reineren Glaubensbekenntniß, als das die übrigen deutschen Auswanderer angenommen hatten.

Noch zu Lebzeiten Chlodwigs kam die erste evangelische Botschaft zu den Alamannen am Oberrhein. Fridolin, ein junger Irländer, gebildet in einem Kloster des Landes, faßte den Entschluß, sein Leben dem Missionsberufe zu weihen. Er wanderte zuerst in seinem eigenen Vaterlande von Dorf zu Dorf, und predigte das Evangelium. Bald aber zog er als armer Pilger nach Frankreich hinüber, und hielt sich einige Zeit in einem Kloster zu Poitiers auf, das der Bischof Hilarius gegründet hatte. Aber ein Traum beunruhigte ihn, in welchem er aufgefordert wurde, eine Insel im Rhein aufzusuchen und dort den wilden Bewohnern des Schwarzwaldes zu predigen. Mit einem Schutzbrief von Chlodwig trat Fridolin seine Reise den Rhein hinauf an, und nahm sich überall so viel Zeit, um rechts und links an seinem Wege gute Saatkörner auszustreuen. So kam er endlich in das Rauracherland, wo die alte Augusta (Augst) noch von Attila's Zuge her in Trümmern lag, und fand nicht weit davon die gesuchte Insel, da, wo jetzt das Städtchen Säckingen steht. Er ließ sich in der ungebauten Wildniß nieder und begann sein Missionsgeschäft. Die Tochter eines in der Nachbarschaft wohnenden angesehenen Alamannen, Namens Wacher, war die erste Schülerin

aus diesem Volke, die von Fridolin unterrichtet und getauft wurde; und als dieser von Chlodwig die Rheininsel zum Geschenk erhalten hatte, erbaute er ein Kloster auf derselben, in welchem sich nach und nach fromme Mönche aus dem benachbarten Burgund sammelten, die ihm den ersten Grund zum Bau der Kirche Christi in den alamannischen Gauen legen halfen. Nachdem er auch noch eine Missionsreise in's Glarner Land gemacht hatte, kehrte er auf seine Insel zurück und starb daselbst 538. So erzählt seine Lebensbeschreibung; und wenn uns die Geschichte außer dem Kloster in Säckingen keine weiteren Denkmale seiner Missionsarbeit aufbewahrt hat, so ist dieß wenigstens nicht auffallender, als wenn wir anderwärts auf einmal das Christenthum an einem Ort angepflanzt finden, ohne daß uns gesagt wird, wer die ersten Saatkörner in den Boden gestreut habe. So treffen wir um's Jahr 645 im finstern Schwarzwald, im Nagoldthale, das Städtchen Calw an, und in demselben eine kleine Christengemeinde. Damals wohnte dort eine reiche Wittwe, Helizena, verwandt mit dem Grafen von Calw, die ihr Vermögen gern auf eine Gott wohlgefällige Weise verwendet hätte, und Tag und Nacht deßhalb zu Gott betete. Im Traum sahe sie ein enges Waldthal, in welchem aus Einem Stamme drei lange Tannen aufgewachsen waren, und eine Stimme sagte ihr, sie solle an diesem Ort zur Ehre Gottes eine Kirche erbauen. Am andern Morgen zog sie ihr Festkleid an, wanderte mit einer Magd und zwei Knechten in die dunkeln Tannenwälder hinaus und suchte hin und her, bis sie auf einem ebenen Platze am Nagoldflüßchen den Baum mit drei Stämmen gefunden hatte. Hier fiel sie weinend auf ihre Kniee nieder und weihte unter Gebet den stillen Ort der Verehrung Gottes. An eine der Tannen hängte sie ihr Festkleid auf, und baute dann mit Einwilligung der Grafen von Calw auf derselben Stelle eine Kirche und ein Kloster, welchem sie ihr ganzes Vermögen als Eigenthum vermachte. Dieß ist, der Sage nach, der Ursprung des nachher so berühm-

ten Klosters Hirsau, aus welchem in späteren Jahrhunderten eine Anzahl ausgezeichneter Männer hervorgegangen ist, die zur Verbreitung christlicher Erkenntniß und Wissenschaft im deutschen Vaterlande nicht wenig beigetragen haben.

Gewisser ist, daß den Alamannen fünfzig Jahre nach Fridolin ein neues Licht vom fernen Erin her zugesendet wurde. Es war der Irländer Columban, der in den beiden Klöstern Hy und Banchor sich für den Dienst der Kirche Christi vorbereitet hatte, und von einem unwiderstehlichen Verlangen getrieben wurde, den Namen des HErrn in die weite Heidenwelt hinauszutragen. Er verband sich mit zwölf frommen Jünglingen, wie Gallus, zu einer Missionsreise, und zog mit ihnen 585 durch Frankreich in die Wüste des Wasgaus (Vogesen), wo sie in einem wilden Felsenthale unter Burgunden sich niederließen und ein Kloster bauten. Sie lebten lange blos von Wurzeln und Baumrinde, bis der wilde Boden umgebrochen war und ihre fleißige Hand die Frucht ihrer Arbeiten ärnten durfte. Indessen durchdrang der Ruf des frommen Columban bald die ganze Umgegend; Menschen aus allen Ständen strömten zu ihm, um seinen Unterricht zu empfangen und ihm Kinder zur Erziehung zu bringen; und eine Anzahl heidnischer Jünglinge sammelte sich nach und nach in dem Kloster um Columban und seine Brüder, um ihnen in der Nachfolge des armen Lebens Christi ähnlich zu werden. Bald wurde die Herberge zu eng und es mußten noch zwei andere Kolonieen in der Nachbarschaft errichtet werden, um der wachsenden Anzahl neuer Ankömmlinge ein Unterkommen zu verschaffen. In diesen Klöstern herrschte eine strenge Zucht, welche den damaligen Begriffen angemessen, nach unserem Gefühl aber und nach dem Maaßstab des Evangeliums viel zu hart war; doch diente sie freilich dazu, diese Männer an die äußerste Selbstverleugnung und Abhärtung zu gewöhnen, welche der Missionsberuf in jener Zeit durchaus erforderte. Nach einem zwanzigjährigen Aufent-

halt in seinem geliebten Kloster sah sich Columban genöthigt, vor den Nachstellungen der bösen Königin Brunhild zu fliehen, und gelangte mit seinen Gefährten nach mancherlei Irrfahrten wieder an den Rhein. Er zog an diesem Strome hinauf bis zur Limmat, und erreichte endlich Zürich, welches damals eine kleine Burg war. Weil er aber dort keine Heiden mehr antraf, wandelte er mit seinen Gefährten bis nach Tuggen hinauf, wo er Menschen fand, welche noch in heidnischem Aberglauben versunken waren. Columban ließ sich mit Gallus unter diesen Heiden nieder, und versuchte sie mit dem lebendigen Gott und seinem Sohne Jesus Christus bekannt zu machen. Aber sie erwiederten ihm: „Unsere alten Götter haben uns und unsere Vorfahren bisher mit Regen und Wärme wohl versehen; wir wollen sie nicht verlassen, sie regieren gut.“ Hierauf brachten sie vor den Augen der Missionare ihren Göttern ein Opfer. Die Missionare warfen, im Eifer über solche Verachtung des göttlichen Wortes, die Götzenopfer in den See und zündeten den Tempel an. Darüber geriethen die Heiden in Zorn, mißhandelten sie und jagten sie fort.

Columban stieg nun mit seinen Gefährten von dem Gebirge herab in die Ebene des Bodensee's und gelangte in die alte Burg Arbon, wo ein frommer Priester, Willimar, sie freundlich aufnahm und beherbergte. Von da zogen sie weiter hinauf bis Bregenz, und beschloßen, sich dort niederzulassen. — Ringsum lag von Attila's Heereszug her noch Alles zerstört, und nur seltene Spuren der vormaligen christlichen Anpflanzung waren übrig geblieben. In den Mauern einer zerstörten christlichen Kirche, welche seitdem den Heiden als Götzentempel gedient hatte, wurde den heidnischen Alamannen der Umgegend die erste christliche Predigt gehalten. Ein kleines Christendörflein wurde aufgebaut, in welchem sich nach und nach eine Schaar Bekehrter ansiedelte. Die Missionare legten Gärten an, pflanzten Obstbäume, und trieben den Fischfang im Bodensee und den Menschenfang

unter den Alamannen mit gleichem Glück. Aber nach drei Jahren mußte Columban abermals fliehen, weil ihm Brunhild aufs Neue nachstellte. Er pilgerte mit einigen seiner Schüler über die hohen Alpen nach Italien, während Gallus in Willimars Hütte krank zurückblieb. Einer von Columbans Gefährten, Sigbert, blieb auf dem hohen Gotthard, nahe bei der Rheinquelle, zurück, um unter den wilden Rhätiern von dem Heil in Christo zu zeugen. Dieser stiftete die berühmte Abtei Disentis im Graubündtnerlande, von welcher aus das Licht des Christenthums in die tiefen Thäler von Hohenrhätien hineinleuchtete. Columban gründete eine Klosterschule, Bobbio genannt, um in derselben taugliche Missionare für die noch halbwilden arianischen Langobarden zu erziehen, und hatte noch vor seinem Tode die Freude, den König Agilulf mit einem großen Theile seiner Leute gewonnen zu sehen. Im Jahr 615 wurde er von seinem Tagewerk abgerufen, nachdem er unter den größten Aufopferungen 42 Jahre seines Lebens dem Dienste Christi unter den Heiden in Frankreich, Alamannien und Italien gewidmet, und eine große Schaar von Schülern für dieses segensreiche Geschäft erzogen hatte.

Indessen hatte Gallus an dem Orte, wo jetzt das Kloster St. Gallen steht, sich eine Zelle erbaut, und bald wuchs seine Klostergesellschaft, welche aus lauter bekehrten Alamannen bestand, so an, daß er rings um seine Wohnung her große Reihen von Zellen für seine Brüder anlegen mußte, die er vor Allem in der Erkenntniß des Wortes Gottes unterrichtete. In kurzer Zeit erhob sich das Kloster St. Gallen zu einer der fruchtbarsten Pflanzschulen des Christenthums, aus welcher der Same christlicher Erkenntniß weithin ausgestreut wurde. Gemeinschaftlich mit demselben wirkte das Bisthum Constanz, das in kurzem seinen Kirchensprengel bis in die Neckargegenden hinab erweiterte. Gallus gieng in einem Alter von 95 Jahren in der Wohnung seines alten Freundes Willimar in Arbon in seine Ruhe ein, und

wurde in seiner Zelle begraben. Sein ganzer Nachlaß bestand in einem Felleisen, dessen Schlüssel er immer sorgfältig bewahrte, so daß selbst seine vertrautesten Schüler den Inhalt desselben nie erfuhren. Nach seinem Tode fand sich darin ein härenes Kleid, das er auf dem bloßen Leibe trug, und eine schwere eiserne Kette, auf welcher Spuren von Blut sichtbar waren. Der arme Mann hatte nicht genug, unter großen Entbehrungen und schweren Arbeiten des Tages Last und Hitze zu tragen, sondern meinte auch noch durch selbstersonnene Peinigung, von welcher das Evangelium nichts weiß, seinen ermüdeten Leib plagen zu müssen. Unser weichliches Zeitalter ist freilich nicht mehr im Stande, einen solchen Sinn strenger Entsagung zu begreifen; aber wir danken auch Gott, daß Er uns durch das hellere Licht des Evangeliums gelehrt hat, auf dem Wege der evangelischen Freiheit zu wandeln und unsere Hoffnung der Seligkeit nicht durch solche Selbstpeinigung zu stärken, sondern durch den Blick des Glaubens auf Den, der für uns gelitten hat und gestorben ist. Wenn übrigens nicht von allen hier erwähnten Heidenboten die erste Hälfte des folgenden Verses gilt, so dürfen wir um so gewisser die zweite Hälfte auf jeden derselben anwenden.

Sie giengen ihren Pilgergang
In Klarheit und mit Lobgesang,
Und halfen Ihm im Jammerthal
Vermehren Seiner Kinder Zahl.

---

3. Innerer Verfall der Kirche.

Ehe wir die weitere Ausbreitung des Christenthums in der Welt, und namentlich in Deutschland, aus einzelnen Zügen ihrer Geschichte kennen lernen, müssen wir

uns auch wieder nach den alten Mutterkirchen umsehen und fragen, was aus ihnen in der Zwischenzeit geworden ist. Ich fürchte, wir werden nicht viel Erfreuliches erfahren.

Habt ihr schon den Dom in Köln gesehen? An dieser großen Kirche hat man 200 Jahre lang gebaut, und doch ist sie nicht ausgebaut worden. Während man von außen immer noch daran setzte und sie vergrößerte, war von innen schon wieder manches zerfallen und mußte ausgebessert werden. Gerade so gieng es mit der christlichen Kirche in diesem Zeitraum. Indem sie von außen immer mehr Zuwachs erhielt, erlitt sie von innen heftige Erschütterungen, die ihr den gänzlichen Verfall drohten, und wenigstens viele Risse und Steinfälle zur Folge hatten. Das Bild einer Gemeine Christi, wie es im Worte Gottes gezeichnet ist und wie die apostolische Kirche es darstellte, erschien den Christen bald zu einfach und sie suchten allerlei Verzierungen darauf anzubringen. Jedes folgende Jahrhundert setzte deren neue hinzu, und endlich war es so übertüncht, daß man kaum noch hie und da eine Spur von dem ursprünglichen Gemälde erkennen konnte, bis die Reformatoren kamen und mit ihrem Schwamm darüber fuhren, um die aufgekleckten Farben wegzuwaschen und das Bild in seiner alten Gestalt wieder herzustellen. Hauptsächlich dreierlei Merkmale sind es, in denen sich der innere Verfall der Kirche schon in dem Zeitraum, von welchem wir reden (300—600), verräth: die Verfälschung der Lehre, die Beschaffenheit des Priesterstandes und das Verderben der Sitten.

Den ersten Anlaß zu einer erfolgreichen Spaltung in der Kirche gab Arius, ein Presbyter in Alexandrien. Dieser leugnete öffentlich die Gottheit Christi und lehrte, Christus sei ein Geschöpf, obwohl vor aller Welt geschaffen. Eine große Kirchenversammlung, welche im Jahr 325 zu Nicäa in Kleinasien gehalten wurde, sollte darüber entscheiden. Es erschienen auf derselben 318 Bischöfe und viele andere Kirchenlehrer, welche fast ein-

stimmig die Lehre des Arius verwarfen und ein Glaubensbekenntniß aufsetzten, welches das Nicänische Symbolum genannt wird. Arius wollte aber lange nicht nachgeben; und als er endlich auf eine unredliche Weise seine Unterschrift verwilligt hatte, starb er plötzlich an dem Tage, da er wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden sollte, unter großen Schmerzen; ein Ereigniß, welches von den gläubigen Bischöfen als ein besonderes Strafgericht Gottes über ihn betrachtet wurde. Damit war aber der Streit noch nicht zu Ende. Der Kaiser Constantius erklärte sich für die gemilderte Arianische Lehre, daß nämlich der Sohn dem Vater nur ähnlich, nicht gleiches Wesens mit ihm sei, und auf den Kirchenversammlungen zu Arles und Mailand 353 und 355 erlangte sie den Sieg; auch ein Beweis, daß das Heil nicht von Kirchenversammlungen erwartet werden darf, und daß es bei der Entscheidung über die Wahrheit nicht auf die Mehrzahl der Stimmen ankommt. Die Streitigkeit über die Gottheit Christi kostete vielen Menschen das Leben und führte zu blutigen Kriegen, bis Kaiser Theodosius auf dem Concil von Konstantinopel 381 die Sohnesgleichheit zur einziggiltigen Lehre machte. Das Arianische Glaubensbekenntniß wurde eben darum unter den Gothen und allen deutschen Wanderstämmen aus Haß gegen die Römer das herrschende (s. S. 63) und erst späterhin konnte es nach und nach ausgerottet werden, wobei besonders der Umstand sehr wirksam war, daß die Franken sich gleich zur rechtgläubigen Lehre bekehrten, wie sie namentlich in Rom festgehalten wurde. Doch wucherte das Unkraut in einigen Gegenden fort bis in's siebente Jahrhundert hinein.

Ein anderer Streit erhob sich gegen den Bischof Nestorius in Konstantinopel, welcher es mißbilligte, daß man die Maria eine Gottesgebärerin nenne, weil dadurch die Unterscheidung zwischen der Gottheit und Menschheit Christi verwischt werde. Die Kirchenversammlung zu Ephesus (431) verurtheilte ihn als Irrlehrer.

Er wurde seines Amts entsetzt, und starb im Elend. Da man nun seine Anhänger verfolgte, die nachgerade zwischen dem Göttlichen und Menschen in Christo gar zu scharf schieden, flohen sie nach Persien, wo sie Religionsfreiheit erhielten und eine eigene Kirche bildeten. Sie durchzogen Persien, die Tartarei, und drangen bis China vor, indem sie durch ihren Bekehrungseifer die Zahl ihrer Glaubensgenossen unter den Heiden erweiterten. Man hörte von nestorianischen Bischöfen in der Bucharei, in Turkestan, ja selbst in Tibet; aber der größte Theil ihrer Erwerbungen gieng durch die Verbreitung des Muhammedanismus wieder verloren. Doch finden sich die Nestorianer im Morgenlande immer noch unter den Namen Thomas-Christen, Nasrani oder Suriani.

Noch schlimmer gieng es auf der Kirchenversammlung zu Ephesus, die achtzehn Jahre später gehalten wurde, um die Lehre des Eutyches, daß in Christo göttliche und menschliche Natur zu Einer geworden seien, zu prüfen. Diese Lehre wurde als rechtgläubige Lehre erklärt, indem man die besseren Bischöfe mit Prügeln und Waffen zwang, ihre Unterschrift zu geben. Es wird deßwegen diese Versammlung auch die Räubersynode genannt. Doch von der allgemeinen Kirchenversammlung zu Chalcedon wurde 451 das Urtheil der Ephesinischen verworfen und Eutyches für einen Kezer erklärt. Seine zahlreichen Anhänger, die Monophysiten, trennten sich nun von der Kirche, fanden (um 550) ein thätiges Oberhaupt an Jakob Baradai, von dem sie den Namen Jakobiten angenommen haben, und verbreiteten sich von Armenien bis Aegypten und Abessinien, sind auch noch jezt in diesen Ländern zahlreich anzutreffen.

Pelagius, ein Mönch aus England, lehrte, es gebe keine Erbsünde und kein von Adam geerbtes Verderben der menschlichen Natur, sondern jeder Mensch sterbe wegen seiner eigenen Sünde, auch habe jeder Mensch Kraft genug, das Gute zu wollen und zu thun. Seine Lehre

wurde auf mehreren Kirchenversammlungen verworfen, fand aber doch viele Anhänger, namentlich in ihrer gemilderten Form (als Semipelagianismus).

Von dergleichen Irrlehren, welche aus dem Schooß der Kirche hervorgiengen und mehr oder weniger Anhang gewannen, wäre noch viel zu sagen; aber es kann an diesem Wenigen genügen. Geschieht ja doch nichts Neues unter der Sonne; und was heutzutage oft als neue Weisheit aufgetragen und den Christen angepriesen wird, das ist vielleicht in derselben Gestalt schon in alten Zeiten da gewesen, und hat sich vergeblich in der Kirche geltend zu machen gesucht. Aber das ist wahr, daß auch die wahren Christen in jenen Jahrhunderten durch die beständigen Streitigkeiten gegen alle möglichen Irrlehren an dem unbefangenen Eindringen in die ganze Schriftwahrheit vielfältig verhindert wurden, und daß sich in der Unruhe des Streits hie und da auch etwas von den falschen Meinungen, welche die Kirche zu bekämpfen hatte, an die Kirchenlehre selbst festgesetzt hat, und unversehens ein Bestandtheil derselben geworden ist.

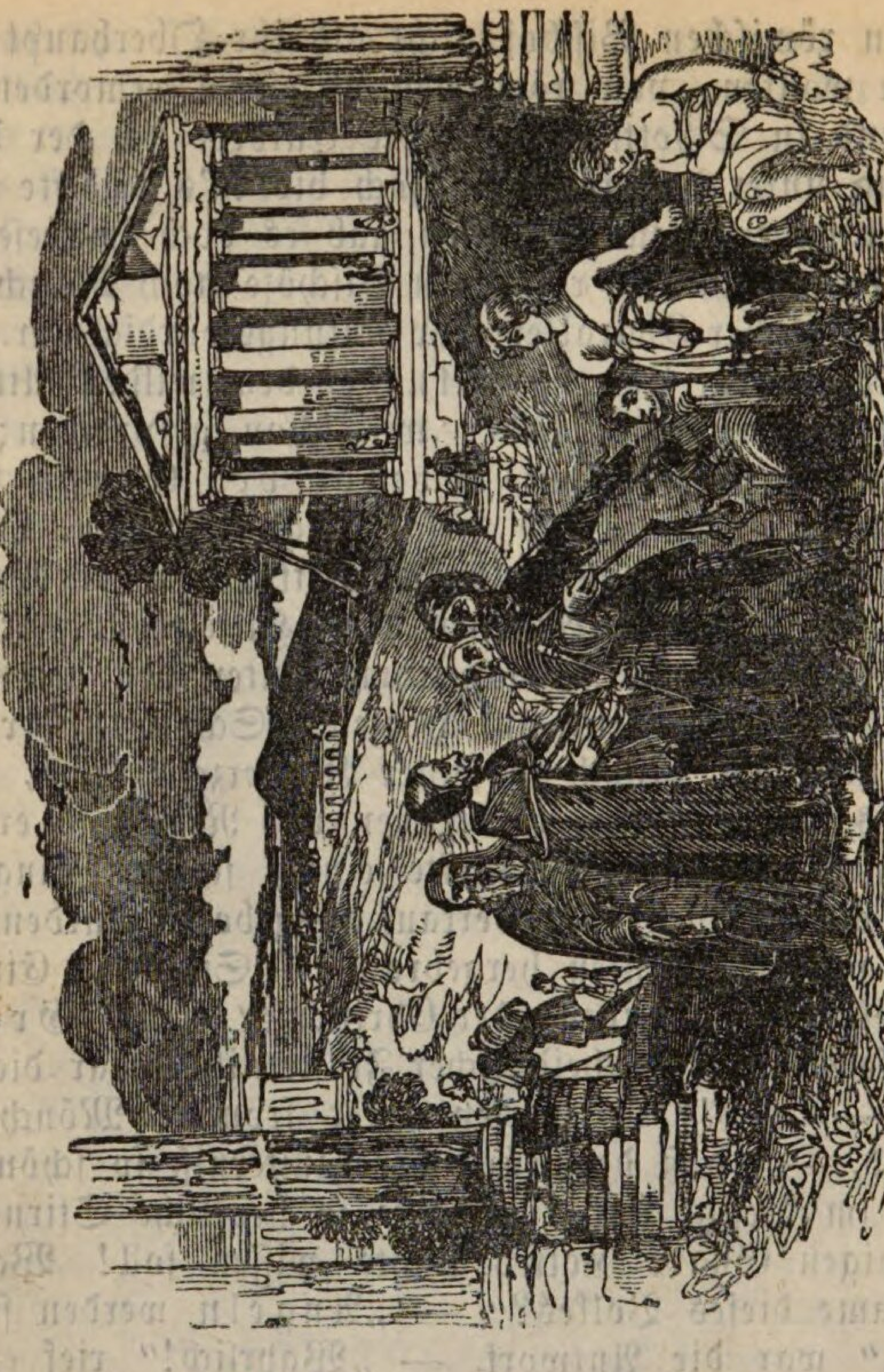
Wo mitten in der Kirche so viele falsche Lehren aufsprießen und mit fleischlichen Waffen vertheidigt werden konnten, da muß es bei den Lehrern selbst gefehlt haben; und schon aus dem Obigen geht hervor, daß viele Unwürdige unter ihnen gefunden wurden. Vieles kam zusammen, um einen solchen bedenklichen Zustand herbeizuführen. Die Denk- und Glaubensfreiheit wurde dem Einzelnen theils durch das Ansehen großer Kirchenlehrer und das Gewicht ihrer Aussprüche, theils durch die Beschlüsse der Kirchenversammlungen sehr verkümmert; er mußte befürchten, bei unbefangenem, fleißigem Forschen in der heiligen Schrift auf irgend eine Ueberzeugung geführt zu werden, welche von der Kirche als irrig betrachtet würde. Das hielt Viele vom eigenen Suchen in der Schrift ab, und es war zudem bequemer, sich an das einfach anzuschließen, was Andere glaubten. Seitdem die christliche Kirche von den Kaisern geschützt wurde, und das

christliche Lehramt aus einem schweren Amte ein Ehrenamt geworden war, wenigstens am Hof und in den Städten; seit den Kirchen Reichthümer und ihren Dienern Belohnungen zu Theil wurden, geschah es auch, daß kirchliche Lehrstellen von Manchen blos um des Geld- und Ehrensoldes willen gesucht wurden; und bald kam es dahin, daß man sie sogar um Geld verkaufte. Damit stand im genauen Zusammenhang, daß der Unterschied zwischen Geistlichen und Nichtgeistlichen immer schärfer hervortrat, und daß die ersteren sich auch äußerlich, z. B. durch ihre Kleidung und besondere Vorrechte vor den übrigen Christen auszeichneten. Hätten sie sich doch lieber durch die Heiligkeit des Wandels, Demuth und Mildthätigkeit vor Andern kenntlich gemacht! Aber daran fehlte es bei Vielen gar sehr. Theils waren sie so unwissend, daß z. B. auf der Synode zu Ephesus (431) ein Bischof und ein Presbyter nicht einmal ihre Namen schreiben konnten; theils so lasterhaft, daß man eigene Gesetze deßhalb ergehen lassen mußte, und z. B. der gottlose Bischof Cyrillus von Alexandrien (um 430) Mord und Todtschlag ungestraft unter seinen Augen verüben ließ. Nichtsdestoweniger ließen sich die Kirchendiener durch Fußfälle, Händekuß und dergleichen die tiefste Ehrerbietung bezeugen; andererseits krochen sie selbst oft vor dem Kaiser. Wenn auf der einen Seite der Anblick dieses in der Kirche einreißenden Verderbens manche stille Seele bewog, sich in die Einsamkeit der Wüste oder in ein Kloster zurückzuziehen, so drang auf der andern der schreckliche Sittenverfall nur zu bald auch in manche Klöster selbst ein, und es war im Morgenlande nichts Ungewöhnliches, daß die Mönche die Ruhe der Kirche und des Staats durch Aufruhr störten. So griff ein Mönch zur Zeit jenes Cyrillus mit fünfhundert seines Ordens den kaiserlichen Statthalter zu Alexandrien auf den Gassen der Stadt an, und verwundete ihn gefährlich durch einen Steinwurf. Was unter solchen Umständen der Kirche an innerem Leben verloren gieng, das suchten die Geistlichen

durch allerlei äußerliches Blendwerk zu ersetzen; und so wurde nach und nach der einfache Gottesdienst der ersten Christen durch eine Menge von selbstersonnenen Gebräuchen und Menschensatzungen entstellt und verunreinigt. Eitle Pracht in den Kirchengebäuden und bei der öffentlichen Andacht riß immer mehr ein, und der Ceremonien wurden so viele, daß schon Augustinus († 430) klagte, das levitische Gesetz sei erträglicher gewesen als der neue christliche Gottesdienst. Dem Zeichen des Kreuzes schrieb man wunderbare Kräfte zu; die Reliquien der Heiligen, und späterhin auch ihre Bilder, wurden verehrt, Wachskerzen geweiht, und eine Menge Feste und Feiertage eingeführt. Das Vertrauen auf gute Werke und eigenes Verdienst, als Fasten, Psalmenlesen, Almosen, Geschenke an Kirchen und Klöster u. dgl., stieg immer höher; und nachdem der römische Bischof Gregor der Große († 604) die Lehre vom Fegfeuer aufgebracht hatte, so war hiemit auch der Grund zu dem Ablaßkram gelegt, der später so große Verwüstungen in der Kirche anrichtete.

Unterdessen traten die Ansprüche, welche die Bischöfe zu Rom auf den ersten Rang unter allen Kirchenlehrern machten, immer deutlicher hervor. Zwar suchten die Bischöfe zu Constantinopel, Jerusalem, Antiochien und Alexandrien ihnen diesen Rang streitig zu machen; und als der römische Bischof ausschließlich den Namen eines Papsts (Papa, Vater) in Besitz nahm, so legten sie sich den Titel eines Patriarchen (Erzvater) bei; allein viele Umstände, und namentlich, daß die römischen Bischöfe sich von den Launen der Kaiser unabhängiger zu erhalten wußten, trugen dazu bei, daß diese letzteren den Sieg behielten, und daß nach und nach die übrigen Kirchen, die griechische ausgenommen, den römischen Papst als den ersten und obersten aller Bischöfe, und somit auch seine Aussprüche und Verordnungen als wichtig und giltig ansahen. Doch fand dieß eine Zeit lang an manchen Orten große Schwierigkeit, z. B. in England, wo eine Menge solcher Lehrer,

die den römischen Bischof nicht als ihr Oberhaupt anerkennen wollten, von römischen Priestern ermordet wurden, und in Schottland, wo die Culdeer sich der Unterwerfung unter das römische Joch bis in's zwölfte Jahrhundert widersetzten. Indessen gab es doch in dieser Zeit unter der Reihe der römischen Bischöfe noch Manche, deren persönlicher Charakter sehr achtungswürdig war. Von einem derselben, Leo († 461), der dem wilden Attila so muthig entgegentrat, haben wir schon gesprochen; aber auch der vorhin erwähnte Gregor der Große ist ein aufrichtiger, frommer und eifriger Mann gewesen. Obwohl er einen sehr kränklichen Körper hatte, war er doch unermüdlich in seinen Arbeiten und Hilfeleistungen; und die Verbreitung des Evangeliums unter den heidnischen Völkern lag ihm sehr am Herzen. Schon zu der Zeit, da er noch als Mönch in seiner Klosterzelle lebte, gieng er eines Tages über die Straßen von Rom und erblickte auf einem öffentlichen Markte einige schöne Jünglinge, welche als Sklaven zum Verkauf ausgeboten wurden. Sie waren von Britannien hergebracht; „Sind die Einwohner dieser Insel Heiden oder Christen?" fragte Gregor. „Sie leben noch in heidnischer Finsterniß," war die Antwort. — „Ach!" — versetzte der fromme Mönch tiefseufzend, — „daß der Fürst der Finsterniß so schöne Gesichter im Besitze hat, und eine so herrliche Stirne von der ewigen Gnade Gottes nichts wissen soll! Was ist der Name dieses Volkes?" — „Angeln werden sie genannt," war die Antwort. — „Wahrlich!" rief er aus — „dieß sind angelische Gesichter, und es ist Jammerschade, daß sie nicht mit den Engeln Gottes Theilhaber sind der künftigen Herrlichkeit. Wie heißt die Provinz, aus der sie kommen?" — „Deira," ward ihm geantwortet. — „Ja, das ist wahr" — versetzte er — „de ira, vom Zorn Gottes hinweg müssen sie gerissen, und berufen werden zur Gnade Christi. Wie heißt denn ihr König? — „Ella," sagten sie. — „O daß er doch bald Hallelujah singen möchte!" — rief Gregor gerührt aus,



und zog seine Straße weiter. Von diesem Augenblick an war es ein Anliegen seines Herzens, das Evangelium unter den Angelsachsen zu verbreiten, und er durfte noch schönen Erfolg erleben.

Von einigen andern ausgezeichneten Männern dieser Zeit erzähle ich um so lieber, weil sie und ihresgleichen es waren, durch deren Bemühungen das Verderben der Kirche noch aufgehalten wurde.

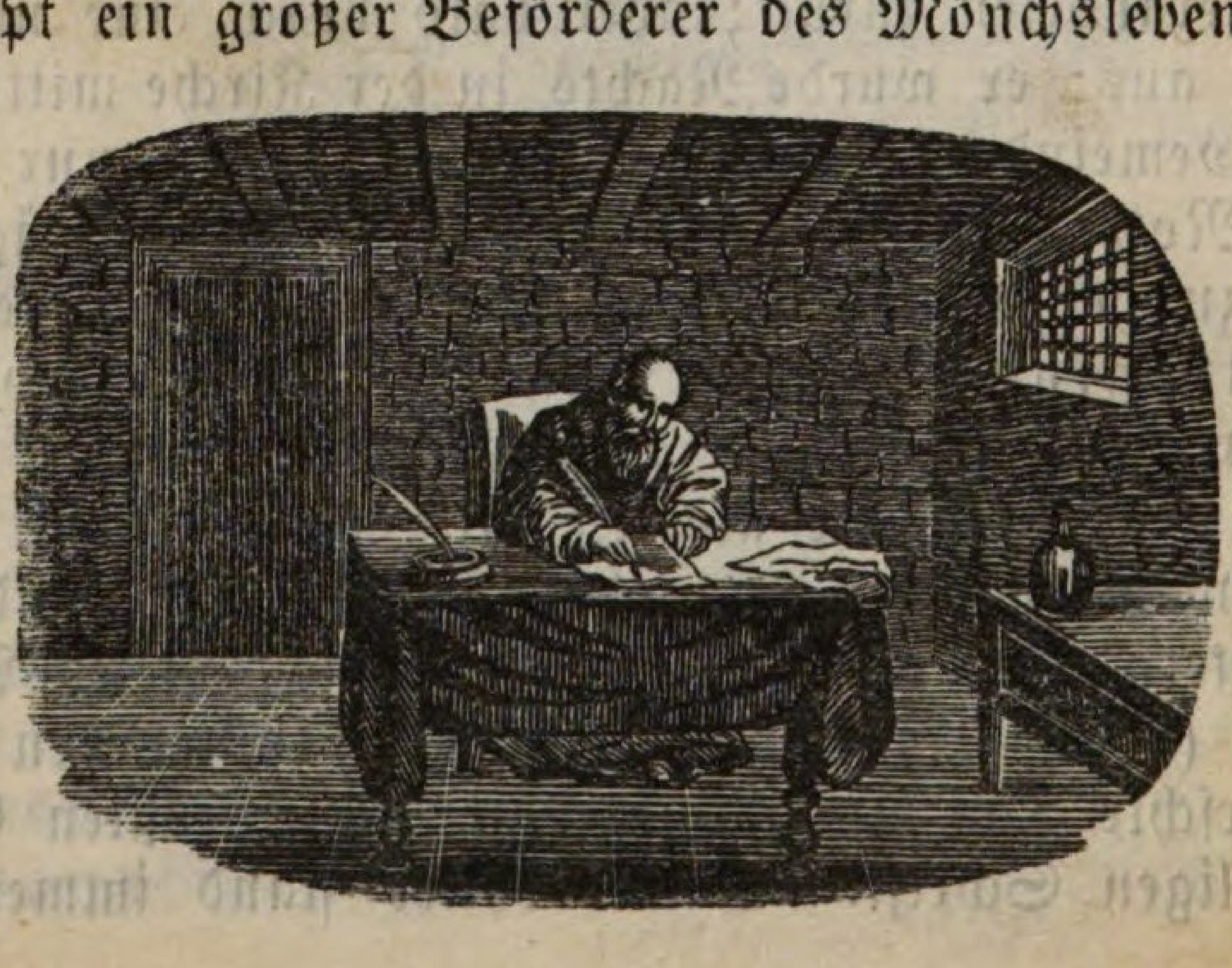
Athanasius, Bischof in Alexandrien (326—73),

vertheidigte mit großer Festigkeit den Glauben an die Gottheit Christi gegen die Irrlehre des Arius und alle Schwankungen der Halbarianer. Fünfmal wurde er vertrieben, war als Flüchtling in beständiger Todesgefahr, und mußte gegen zwanzig Jahre in der Verbannung zubringen. Er wurde 335 vor eine Kirchenversammlung nach Tyrus beschieden, wo man ihm unter vielen schrecklichen Beschuldigungen auch die vorlegte, er habe den Bischof Arsenius ermordet; ja man zeigte sogar in einer Schachtel eine getrocknete und eingesalzene Menschenhand, welche Athanasius als Zaubermittel mit sich geführt haben sollte. Der Tag des Verhörs kam, und die Ankläger zeigten die todte Hand vor. Die Versammlung erstaunte, und die Feinde triumphirten. Athanasius aber blieb ruhig und fragte seine Richter, ob sie den Arsenius persönlich kenneten. Einige sagten: Ja! Da öffnete Athanasius die Thüre, ließ einen Mann hereintreten und sprach: „Ist dieß der Mann, den ich ermordet und dessen Hand ich abgeschnitten habe?" Darauf schlug er ihm den Mantel zurück und zeigte seine Hände. Die Kläger verstummten: denn es war Arsenius, der wunderbarer Weise gerade nach Tyrus hatte kommen müssen. Nichts desto weniger wurde Athanasius verurtheilt, und mußte in die Verbannung nach Trier wandern. Später kam er wieder nach Alexandrien zurück; aber bald brach eine neue Verfolgung aus: er wurde Nachts in der Kirche mitten unter seiner Gemeinde überfallen, und konnte sich nur mit genauer Noth retten. Er flüchtete sich in die ägyptische Wüste zu den Einsiedlern, wo er sechs Jahre lebte und des Antonius Geschichte schrieb, bis er kurz vor seinem Ende zu seiner Gemeinde zurückkehren durfte.

Ambrosius war als Beamter zum Bischof in Mailand gewählt worden, noch ehe er getauft war, und mußte, ungeachtet seiner ernstlichen Weigerung, dieses Amt annehmen (374—97). Er schenkte seine Güter den Armen, und forschte Tag und Nacht mit dem größten Eifer in der heiligen Schrift. Seine Thüre stand immer offen,

damit Jedermann ungehindert ihm sein Anliegen vorbringen könnte. Alles, was er erübrigen konnte, verwendete er zur Loskaufung gefangener Christen, und schonte selbst die silbernen und goldenen Gefäße seiner Kirche nicht. Aber so weichherzig er war, so fest und muthig wußte er auch aufzutreten, wo er es für nöthig hielt. Der Kaiser Theodosius hatte in Thessalonich, wo ihm von dem Volk einige Offiziere getödtet worden waren, im strafenden Zorn 7000 Menschen umbringen lassen, ob er gleich dem Ambrosius versprochen, sie zu schonen. Ambrosius schrieb ihm einen ernsten Brief und erklärte ihm, er sei von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, bis er seine Sünde öffentlich bekenne; und als der Kaiser dennoch zur Kirche kam, stellte sich der Bischof unter die Thüre und verwehrte ihm den Eintritt. Der Kaiser besann sich acht Monate lang; endlich aber verstand er sich dazu, öffentliche Kirchenbuße zu thun. Er zog den kaiserlichen Mantel aus, fiel auf sein Angesicht und betete die Worte des 119. Psalm: „Meine Seele liegt im Staube, erquicke mich nach Deinem Wort.“ Das Volk weinte, und betete mit dem Kaiser. Dieß geschah gegen das Ende des vierten Jahrhunderts.

Der Kirchenvater Hieronymus († 420) lebte eine Zeit lang als Einsiedler in der syrischen Wüste, und war überhaupt ein großer Beförderer des Mönchslebens. Die



letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens brachte er in einem Kloster in Bethlehem zu, wo er sich hauptsächlich mit der Erklärung der heiligen Schrift beschäftigte und viele nützliche Schriften schrieb, besonders aber die Uebersetzung der Bibel in die lateinische Sprache ins Reine brachte. Diese „Vulgata“ ward nun fast die einzige Erkenntnißquelle der göttlichen Offenbarung für die ganze abendländische Kirche, in welcher die Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache beinahe untergegangen war, und welche noch wenige Uebertragungen der heiligen Schrift in die abendländischen Sprachen besaß. Viele tausend Abschriften dieser lateinischen Uebersetzung wurden in den Ländern Europa's von frommen Mönchen in ihren einsamen Klosterzellen verfertigt, und in dem finstern Zeitalter unter heilsbegierige Seelen zum Unterricht im Worte Gottes und zur Erbauung verbreitet. So war noch einmal in dem kleinen Bethlehem ein Licht aufgegangen, dessen Schein den Völkern des Abendlandes, oder wenigstens Einzelnen unter ihnen, durch eine tausendjährige Dunkelheit leuchtete.

Johannes Chrysostomus (d. h. Goldmund, also genannt wegen seiner Beredtsamkeit) wurde im Jahr 398 Bischof in Constantinopel, und predigte in dieser großen sittenlosen Stadt furchtlos das Evangelium, ohne Ansehen der Person. Die Zahl seiner Zuhörer stieg zuweilen auf 10,000. Aber seine Freimüthigkeit konnte den verdorbenen Menschen nicht gefallen, und sie brachten es dahin, daß er nach Armenien verbannt wurde. Auf der Reise mußte er harte Mißhandlungen erleiden, und in der rauhen Gegend wurde seine schwache Gesundheit völlig untergraben. Dennoch predigte er auch in dieser Trübsal unermüdet das Wort Gottes, sandte Missionare zu den Heiden, theilte Brod unter die Armen aus, und kaufte Gefangene von den Räubern los. Diese Wirksamkeit aber wollte man ihm nicht gönnen; und als man ihn nach einem andern Verbannungsort schleppte, starb er unterwegs 407 an den Beschwerlichkeiten der Reise. Sein

letztes Wort war der Wahlspruch seines ganzen Lebens: „Gelobt sei Gott für Alles!“ Er war der letzte große Kirchenlehrer in griechischer Sprache.

Dagegen sollte jetzt erst der größte Kirchenlehrer lateinischer Zunge erstehen. Aurelius Augustinus (geb. 354) hatte eine fromme Mutter, Monika, welche für ihren leichtsinnigen Sohn, der zwar fleißig studirte, aber zugleich ein Sündenleben führte, so ernstlich und anhaltend im Gebete lag, daß der Bischof Ambrosius, dem sie ihre Noth klagte, sie mit den Worten aufrichtete: „Sei getrost! der Sohn so vieler Gebete und Thränen kann nicht verloren gehen.“ Augustinus war von Afrika, wo er geboren wurde, nach Mailand gekommen, und von dem ehrwürdigen Ambrosius aufgefordert worden, fleißiger im Worte Gottes zu lesen. Einige Bekehrungsgeschichten von vornehmen Römern, die ihm zu Ohren kamen, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, und bewegt rief er seinem Freunde zu: „Solche ungelehrte Leute reißen das Himmelreich an sich, und wir, bei aller unserer Gelehrsamkeit, wälzen uns in den Sünden herum.“ Er eilte in den Garten, warf sich unter einem Feigenbaum nieder wie Nathanael, und betete unter heißen Thränen um die Gnade der Erneuerung. Während er so zu Gott schrie, ließen sich aus einem benachbarten Hofe wiederholt die Worte hören: Tolle! Lege! (Nimm und lies!) Augustinus betrachtete sie als eine Ermahnung vom Himmel, die Bibel zu lesen, und schlug die Worte auf Röm. 13, 13 f. Tief drangen ihm diese zu Herzen; er entschloß sich von Stunde an, sein Leben dem Herrn Jesu hinzugeben, und eilte zu seiner Mutter, um ihr die freudige Nachricht zu bringen, daß ihm Barmherzigkeit widerfahren sei. Ihr könnet euch denken, wie süß die Freude und wie heiß der Dank der frommen Monika gewesen sein mag. Augustinus gieng zurück nach Afrika, widmete sich dem Dienst der Kirche, und wurde Bischof in der Stadt Hippo 395, wo er starb, während die wilden Vandalen die Stadt belagerten 430. Er ist so wenig

als die obigen großen Kirchenlehrer von allen Irrthümern seiner Zeit frei geblieben; aber die freie Gnade Gottes in Christo war sein edelstes Kleinod, und in seinen Schriften, die auf uns gekommen sind, liegt ein Schatz von christlicher Weisheit und Erfahrung, wie man es von einem Manne erwarten kann, dem auch der Augustinermönch Luther unter allen menschlichen Lehrern das Meiste verdanken sollte.

Wenn ich gleich noch von manchem treuen Knechte Christi aus dieser Zeit erzählen könnte, dessen Name im Himmel angeschrieben ist, so war doch die Zahl derer, welche ihr Amt gewissenlos verwalteten, noch viel größer, und dieß trug natürlich viel dazu bei, daß die Sittenlosigkeit unter den Christen immer mehr zunahm. Schon im vierten Jahrhundert mußten ganze Kirchenversammlungen durch Verbote und Strafen den gröbsten Lastern unter den Christen entgegenarbeiten. Noch größer aber wurde das Verderben der Christenheit in allen Ständen vom fünften Jahrhundert an. An den christlichen Höfen herrschten, wie in der heidnischen Zeit, Ehrgeiz und Wollust, Gewalthätigkeit und List, kriegerische Eroberungssucht und Ungerechtigkeit aller Art. Unter dem großen Haufen waren heidnische Gewohnheiten und Aberglaube sammt allen möglichen Sünden verbreitet; Sonntage und Fastenzeiten wurden zu Ausschweifungen mißbraucht, und die gottesdienstlichen Versammlungen vernachläßigt. Die meisten Christen hatten vom Christenthum nicht viel mehr als den Namen; und anstatt für ihr lasterhaftes Leben ernstlich Buße zu thun, hielten sie es für hinreichend, Almosen zu geben oder sogenannte gute Werke zu thun, während das Herz ungeändert blieb. Dieses allgemeine Verderben hatte besonders die morgenländische Kirche durchdrungen; und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß Gott für dieselbe in der Stille eine große schwere Ruthe band, welche dem üppigen, faulen Leibe der Kirche Jahrhunderte lang blutige Striemen schlagen mußte.

4. Die muhammedanische Finsterniß.

In der Stadt Mekka in Arabien wurde 571 der Mann geboren, der dazu bestimmt war, der Kirche einen empfindlicheren Verlust zu verursachen, als je einer ihrer früheren Feinde. Die bisherigen Verfolgungen der Christen hatten ihrer Sache weniger geschadet als genützt, und der Erfolg zeigte, daß sie auf ihren Vortheil berechnet waren; aber die gewaltsame Verbreitung des Muhammedanismus offenbarte sich auch durch den Erfolg als ein Strafgericht von Gott; denn die Aufforderung zur Buße und Reinigung, welche Gott durch dieselbe an die christliche Kirche ergehen ließ, wurde nicht von ihr benützt.

Muhammed, so hieß jener Mann, war seines Gewerbes ein Kaufmann, und machte als solcher große Handelsreisen, auf welchen er die Religionen der Juden und der Christen kennen lernte. Zu einem Volke gehörig, das seine Abstammung von Ismael herleitete, fand er in diesen beiden Religionen manche Anknüpfungspunkte für das Gewebe seiner neuen Lehre, die er aus jüdischen und christlichen Wahrheiten und aus seinen eigenen Erdichtungen zusammensetzte. Er lehrte, es sei ein einiger Gott und Muhammed sei sein größter Prophet, größer als Moses und Christus; Alles, was geschehe, sei durch ein unvermeidliches Schicksal vorherbestimmt; nach dem Tode werde das Gute belohnt und das Böse bestraft. Häufiges Gebet zu bestimmten Zeiten, Freigebigkeit gegen Arme, Beschneidung, Fasten, Wallfahrten nach Mekka, Enthaltung vom Wein, sind die wichtigsten Vorschriften seiner Religion. Dagegen gestattete er Vielweiberei, erleichterte die Ehescheidung, und stellte das Leben nach dem Tode als einen unaufhörlichen Genuß sinnlicher Freuden dar, — ein Hauptgrund, warum er so viele Anhänger fand.

Nachdem er in seinem vierzigsten Jahre mit der Be-

hauptung aufgetreten war, der Engel Gabriel sei ihm erschienen und habe ihm dieß Alles geoffenbart, sammelte sich eine Anzahl seiner Landsleute um ihn her, welche er durch Erzählung vorgeblicher Wunder, ohne daß er es für nöthig hielte, selbst welche zu verrichten, in dem Glauben bestärkte, daß seine Lehre von Gott sei. Er fand aber auch viele Gegner, und diese nöthigten ihn 622, nach Medina zu fliehen. Von dieser Flucht (Hedschra) beginnen die Muhammedaner ihre Zeitrechnung. In Medina wuchs die Zahl seiner Anhänger so, daß er im Jahre 630 mit 10,000 Mann Mekka erobern konnte; und nun forderte er alle Könige und Kaiser durch eigene Botschafter auf, ihn als den Gesandten Gottes anzuerkennen, und beschloß, seiner Religion mit dem Schwert Eingang verschaffen. Ehe er aber weitere Schritte thun konnte, starb er 632. Nach seinem Tode wurde seine Lehre, der Islam, in ein Buch zusammengetragen, das der Koran heißt, und von seinen Anhängern bis auf diese Stunde als ihr Religionsbuch heilig gehalten wird. Seine Nachfolger, die Chalifen, hatten in wenigen Jah-



ren Syrien, Palästina mit Jerusalem, Persien, Mesopotamien, Aegypten und Kleinasien erobert. Die Jakobiten

(S. 81) waren froh, andern Herrschern als dem Kaiser zu gehorchen. Aber bald wurde Muhammeds Lehre den geängsteten Bewohnern aufgedrungen. Mag es auch Uebertreibung sein, was die Geschichte erzählt, daß schon zwölf Jahre nach Muhammeds Tode von den Arabern 36,000 Städte und Schlösser erobert und 4000 christliche Kirchen zerstört gewesen seien: so viel geht doch daraus hervor, daß ihr Siegeszug einem Fluge, und ihre Verheerungen dem Ueberfall eines Heuschreckenheeres ähnlich gewesen sein müssen. Die ganze Küste von Nordafrika, die von so zahlreichen Christengemeinden besetzt war, wurde 707 ein Raub der Araber, und es wurde auf ihr das Christenthum so mit der Wurzel ausgerottet, daß auch nicht eine Spur desselben zurückblieb. Nur in Aegypten erhielten sich noch die Kopten, in Persien die Nestorianer, und sonst noch kleinere christliche Gemeinden, aber unter stetem Druck und in einem Zustand, der allmählich alles Leben vertrocknete, so daß sie nun seit langer Zeit selbst der Auffrischung höchst bedürftig geworden sind.

Ein Glück war es für die christliche Welt, daß die Araber unter sich selbst über die Chalifenwahl in einen Streit geriethen, der gegen 30 Jahre lang ihre Aufmerksamkeit und Kraft in Anspruch nahm, so daß die Christen doch wieder ein wenig zu Athem kommen konnten. Jener Streit hatte die Folge, daß die Muhammedaner in zwei Parteien zerfielen, in Schiiten und Sunniten, von denen die ersteren, die man hauptsächlich in Persien zu suchen hat, blos den Koran als Religionsbuch betrachten, die andern aber auch die Ueberlieferungen der vier ersten Chalifen in ihre Religionslehre aufgenommen haben. Erst im Jahre 668 fiengen sie wieder an, ihre Waffen nach außen zu wenden, und belagerten Constantinopel sieben Jahre lang, wurden aber durch das griechische Feuer genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Nachdem sie Nordafrika bis zum atlantischen Meer siegreich durchzogen hatten, wurden sie lüstern, über die Meerenge von Gibral-

tar einen Einfall in Spanien zu machen, dann Europa seiner ganzen Länge nach zu durchziehen, und Constantinopel von der Landseite anzugreifen. Der König der



Westgothen, welche damals in Spanien herrschten, verlor in einer blutigen Schlacht 711 sein Leben, und die Araber zogen nun ungehindert durch Spanien, über die Pyrenäen, bis gegen Lyon und Besançon; und wie 300 Jahre vorher die wilde Fluth des Hunnenvolkes der abendländischen Kirche von Osten her den Einsturz drohte, so war sie nun durch den brausenden Strom der Araber von Westen her auf's Neue in die äußerste Gefahr gebracht. Frankreich und Deutschland zitterten. Aber nicht weniger entscheidend für das Bestehen der christlichen Kirche, als jene große Völkerschlacht auf den catalaunischen Feldern, war der sechstägige Kampf bei Poitiers, in welchem der tapfere Frankenherzog Karl Martell nach gewaltigen Anstrengungen die Araber endlich auf's Haupt schlug (Okt. 732), und nach Spanien zurücktrieb, dessen Grenzen sie von nun an nicht mehr überschreiten durften.

Fürchterlich waren die Verluste, welche die Kirche Christi im Laufe dieses Jahrhunderts zu leiden hatte. Hunderttausende von Christen wurden im wilden Kampfe

erschlagen, Tausende ihrer Tempel zerstört, und große Schaaren giengen aus Furcht und Eigennutz zu dem Glauben an den neuen Propheten über. Die morgenländische Kirche hatte am Ende dieses Zeitraums ganz die Gestalt, welche der Prophet Jesajas beschreibt: „Euer Land ist wüste, eure Städte sind mit Feuer verbrannt; Fremde verzehren eure Aecker vor euren Augen. Was aber noch übrig ist von der Tochter Zion, ist wie ein Häuslein im Weinberge, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten, wie eine verheerte Stadt. Wenn uns der HErr Zebaoth nicht ein Weniges ließe überbleiben, so wären wir wie Sodom und gleich wie Gomorrha."

---

5. Fortsetzung der Missionsgeschichte dieses Zeitraums.

Wir kehren wieder nach Deutschland zurück, um noch einige von den Glaubensboten kennen zu lernen, welche den guten Samen auf diesem damals noch so wilden Boden ausgestreut haben. In den Donaugegenden haben Emmeran (ermordet 654), Amandus, Ruprecht († 718), und Corbinian († 730), das Evangelium gepredigt und die Bayern bekehrt; bald nach ihnen bahnte sich das Wort Gottes auch einen Weg in das Thüringer Land. Ein irländischer Mönch Kilian, ließ sich 685 in Würzburg nieder, wo damals der heidnische Thüringerherzog Godsbert, seinen Wohnsitz hatte. Die Thüringer verehrten, wie andere deutsche Völker, die Götter Wodan, Donar und Freya, und hatten außerdem ihre besondern Götzen: Holla und Püsterich. Der letztere bestand aus einem rohen Bilde von Erz, eine Elle hoch, mit einem weiten Bauche; die rechte Hand des Götzen lag auf dem Haupte, die linke ruhte auf dem Knie. Das

Bildniß war inwendig hohl, und faßte neun Maß Wasser. Oben am Kopfe bezeichneten zwei runde Löcher den häßlichen Mund. Die hohle Bildsäule wurde bei ihren Götzenfesten mit Wasser angefüllt, und jede Oeffnung fest zugestopft. Dann wurde das eherne Bild an's Feuer gestellt und erhitzt. Die Ausdehnung des heißen Wassers schlug die Stöpsel mit einem fürchterlichen Knall heraus, und gleich Feuerstrahlen fuhr den Umstehenden das sprudelnde Wasser in's Gesicht. Solche Götzen haben unsere Voreltern angebetet, und wir würden sie noch anbeten, wenn Gott nicht so gnädig gewesen wäre, uns Sein kostbares Evangelium zu senden.

Kilian verkündigte das Evangelium in den Maingegenden mit glücklichem Erfolg, und der Herzog Godsbert selbst war der erste, der sich taufen ließ. Viele seiner Hofleute und fast ganz Ostfranken folgten bald seinem Beispiele nach. Es war aber der Wille Gottes, daß Kilian das Schicksal des Täufers haben sollte. Der Herzog hatte seines Bruders Weib, Geilane, zur Gemahlin. Kilian wartete klüglich, bis des Herzogs Vertrauen zu ihm befestigt war, und stellte ihm dann vor, daß diese Verbindung sündlich sei und aufgelöst werden müsse. Der Herzog, so schwer es ihm auch wurde, versprach doch, zu gehorchen, schob aber diesen Schritt bis zur Zurückkunft von einem Feldzuge auf, den er eben unternehmen mußte. In seiner Abwesenheit aber ließ Geilane den Missionar und seine Gehülfen einkerkern und im Gefängniß enthaupten (689). In ihrer priesterlichen Kleidung, mit einem Evangelienbuch und einer Hostienkapsel in der Hand wurden diese Knechte Christi in einem Pferdestall eingescharrt. Die Geschichte erzählt schreckliche Dinge von dem Schicksal der Mörder und Mordstifter, welche der strafenden Hand Gottes nicht entgehen konnten: und das Andenken des ehrwürdigen Märtyrers blieb Jahrhunderte lang unter dem Volke gefeiert, dem er zuerst die frohe Heilsbotschaft gebracht hatte.

Während um dieselbe Zeit in Brabant und Flandern

durch Omer, Landbert und Hubert, in Friesland durch Amandus, Eligius und Wilfrid, die ersten Versuche gemacht wurden, diesen alten Heidenboden umzubrechen, machte sich in England eine kleine Schaar von zwölf Knechten Christi auf den Weg, um dem Volke der Friesen die Botschaft des Heils zu bringen. Mehrere von ihnen waren aus königlichem Geschlecht, und ihr Anführer hieß Wilibrord. Sie ließen sich 690 in Utrecht nieder, mußten aber bald erfahren, daß die Friesen nicht sehr geneigt waren, das Christenthum gegen den Götzendienst einzutauschen, und an dem König Radbod selbst hatten die Missionare keine Stütze, sondern einen Feind. Auch die Sachsen auf dem rechten Rheinufer waren nicht freundlicher gegen die Missionare. Zwei von den letzteren, die Brüder Ewald, wurden von den erbitterten Sachsen auf eine empörende Weise ermordet. Ein Dritter, Swidbert, trug das Evangelium in die Wildnisse des Bergischen Landes hinein, und baute ein Kloster auf einer Rheininsel, wo jetzt Kaiserswerth steht. Wilibrord selbst hatte endlich nach manchen Widerwärtigkeiten in Friesland festen Fuß gefaßt, und es kam sogar so weit, daß der König Radbod sich entschloß, die Taufe anzunehmen. Schon stand er mit dem einen Fuß im Taufwasser, als er sich zum Bischof Wulfram mit der Frage wendete: „Aber was denkst du auch von meinen Vorfahren, mein Lehrer? Glaubst du, die größere Zahl derselben befinde sich im Paradiese oder in der Unterwelt?“ Auf die Antwort des Bischofs, daß die meisten derselben wohl in der Unterwelt sein werden, versetzte Radbod: „so halte ich für besser, dahin zu kommen, wo die meisten von ihnen sich aufhalten?“ und nun zog er seinen Fuß wieder aus dem Taufwasser heraus, fest entschlossen, nie ein Christ zu werden. Bald darauf starb er, und zwar unter solchen Umständen, daß sein schneller Tod allgemein als eine besondere Strafe Gottes angesehen wurde. Nun eilten viele Friesen herbei, um sich taufen zu lassen, da und dort sammelten sich neue Christenge-

meinden; Kirchen wurden erbaut, Götzenhaine zerstört, und die christlichen Lehrer genossen volle Freiheit, das Evangelium zu verkündigen. Wilibrord sah endlich die Frucht einer dreißigjährigen Aussaat aufgehen, und genoß die Freude, drei Jahre lang seinen Verwandten Winfrid als Gehülfen an der Seite zu haben, der vom Drang des Mitleids mit den Heiden ebenfalls aus England herübergetrieben war, um sich unter seinen deutschen Brüdern ein Arbeitsfeld aufzusuchen. Gern hätte Wilibrord ihn länger bei sich behalten; aber Winfrid hatte sich das heidnische Hessen und Thüringen ausersehen, und ließ sich nicht länger aufhalten. Im Jahr 722 trat er seine Reise an. Unterwegs übernachtete er in einem Kloster in der Nähe von Trier. Bei Tische mußte ein fünfzehnjähriger Knabe, der eben aus der Schule zurückgekommen war, einen Abschnitt aus der lateinischen Bibel vorlesen. Winfrid sagte zu ihm: „Du kannst schön lesen, mein Sohn; aber verstehst du denn auch, was du gelesen hast?“ Der Knabe fieng an, den Abschnitt noch einmal zu lesen. „So meine ich nicht,“ fuhr Winfrid fort; „ich möchte gerne wissen, ob du mir auch deutsch sagen kannst, was du gelesen hast.“ Der Knabe gestand, daß er das nicht könne. Nun übersetzte ihm Winfrid die Bibelstelle in's Deutsche, und hielt über dieselbe eine eindringliche Anrede an die Tischgesellschaft. Seine Worte drangen dem Jüngling so in's Herz, daß er sogleich seiner Muhme, der Aebtissin, erklärte, mit diesem Manne wolle er gehen, um von ihm die heil. Schrift verstehen zu lernen. Er ließ sich auch durch keine Vorstellungen wankend machen, und sagte zur Aebtissin: „Wenn du mir kein Pferd geben willst, mit ihm zu reiten, so werde ich ihm zu Fuße nachfolgen.“ Die Aebtissin sah, daß etwas Höheres das Herz des Jünglings bewege, und ließ ihn ziehen. Dieser Jüngling hieß Gregor, und wurde später eines der ausgezeichnetsten Werkzeuge Christi für die Ausbreitung des Evangeliums im nördlichen Deutschland.

Winfrid ließ sich zuerst in Amöneburg in Hessen

nieder, predigte gewaltig, und brachte es bald so weit, daß die Einwohner dem Christenthum geneigt wurden, und einige hölzerne Kapellen zum Gottesdienst errichteten. Von da wanderte er in seinem Feuereifer unter den Götzendienern des Landes umher, um ihnen durch Wort und That die Unmacht ihrer armseligen Götzen vor Augen zu stellen. Bei Geismar traf er eine ungeheure Eiche an, welche für die Wohnung Donars gehalten und hoch verehrt wurde. Winfrid zögerte nicht lange, mit einer großen Axt auf die Eiche einzuhauen. Eine Menge Heiden sahen aus der Ferne zu, erstaunten über die Frechheit des Mannes, und erwarteten nichts Anderes, als daß Feuer vom Himmel fallen und den Frevler verzehren werde. Allein Winfrid ließ sich nicht irre machen, bis die Eiche mit gewaltigem Krachen zu Boden sank und auseinanderfiel. Als nun die Heiden sahen, daß auch der mächtigste ihrer Götter nicht stark genug sei, einem solchen Angriff zu widerstehen oder ihn zu bestrafen, faßten viele den Entschluß, sich taufen zu lassen; und auf ihr Verlangen erbaute Winfrid aus dem Holz der Eiche an der Stelle, wo sie gestanden, eine christliche Kirche. — Die Geschichte erzählt noch viele solcher Thaten von Winfrid, daß er große Götzenbilder in Hessen und Thüringen umgestürzt und zerstört, und an ihrer Statt Kirchen und Kapellen gebaut habe. Ueberall, wohin er mit seinen Gehülfen kam, predigte er mit erschütternder Macht in der Landessprache, die er völlig in seiner Gewalt hatte, und bald liefen ihm aus allen Gegenden so große Schaaren zu, daß er sich oft genöthigt sah, unter freiem Himmel seine Vorträge zu halten. Das Verzeichniß von christlichen Kirchen und Dörfern, welche er im Thüringerlande gründete, ist sehr ansehnlich; und er selbst spricht in einem Briefe von hunderttausend heidnischen Einwohnern dieses Landes, welche zum Glauben an Christum bekehrt worden seien. Sein Beispiel erweckte frommen Nacheifer in den zahlreichen Klöstern Englands, und führte ihm manche willkommene Gehülfen aus diesem

Lande zu. Auch fromme Frauenspersonen kamen über das Meer herüber, um für das weibliche Geschlecht Lehrerinnen zu werden. Chunitrud lehrte in Baiern, Thekla in Kitzingen und Ochsenfurt, Lioba, Winfrids nahe Verwandte, in Bischofsheim bei Würzburg, und ihre Schwester Waldburgis in Heidenheim im Thüringer Lande, wo sie 25 Jahre lang im Segen arbeitete.

Auch nach Baiern und Ostfranken erstreckte sich Winfrids unermüdete Thätigkeit: er stiftete Kirchen, Bisthümer und Klöster, erneuerte die Kirchenzucht, wo sie verfallen war, setzte unwürdige Geistliche ab, und führte überall eine geordnete Kirchenverfassung ein. Daß er dabei immer von dem Grundsatz ausgieng, die deutsche Kirche müsse der römischen, und somit dem Papst unterthan sein; daß er diesem feierlich versprach, darauf hinzuarbeiten, und also Deutschland unter den Einfluß und die Herrschaft des Papstthums brachte, war nicht besondern Dankes werth. Aber dreierlei darf dabei doch nicht vergessen werden: Erstens, daß Winfrid in den Vorurtheilen seiner Zeit gefangen war, und in guter Absicht so handelte; zweitens, daß er kein anderes Mittel wußte, in das deutsche Kirchenwesen Ordnung und Festigkeit zu bringen, als wenn er unter päpstlichem Schutze arbeitete; und drittens, daß noch nicht abzusehen ist, wie sich die deutsche Kirche von dem Einfluß des Papstthums hätte frei erhalten können, wenn auch Winfrid nicht die erste Hand dazu geboten hätte.

Winfrid war mehrmals in Rom, und erhielt von dem Papst den Namen Bonifacius und die erzbischöfliche Würde, 732 von welcher er jedoch erst spät Gebrauch machte, als er 745 zum Erzbischof in Mainz erwählt wurde. Dagegen benützte er die ihm übertragene Vollmacht jederzeit, um Bischöfe einzusetzen, Kirchen und Klöster zu gründen, und auf diese Weise Vorsorge zu treffen, daß nach seinem Ende sein Werk nicht liegen bleibe, und es nicht an Pflanzschulen fehle, aus denen tüchtige Arbeiter an demselben hervorgehen könnten. Einer

seiner eigenen Schüler, Sturm, aus einer angesehenen bairischen Familie, fühlte sich getrieben, in irgend einer der ungeheueren Wildnisse, welche Deutschland noch bedeckten, ein Kloster zu gründen, und Winfrid war damit einverstanden. Sturm setzte sich mit seinen Gefährten in einen Kahn, und fuhr die Fulda hinauf, um einen einsamen passenden Ort aufzusuchen: sie mußten aber wieder zurückkehren, ohne einen Ort gefunden zu haben, der ihnen gefallen hätte. Endlich machte sich Sturm ganz allein auf den Weg. Auf einem Esel ritt er einsam durch die wildesten Gegenden, indem er Psalmen sang und betete. Ueberfiel ihn die Nacht, so legte er sich unter einer Eiche nieder, hieb Holz von den Bäumen, verschanzte damit ringsum sein Tragthier, um es gegen die vielen reißenden Thiere zu schützen. Einst begegnete ihm eine Schaar der wilden Slaven, (die damals schon ins Herz des halbgeleerten Deutschlands vorgedrungen waren); nackt zogen sie nach dem Flusse, um zu baden, und umringten ihn mit höhnendem Geschrei. „Wo gehst du hin?“ fragten sie. „Tiefer in die Wildniß hinein,“ antwortet Sturm ruhig und zog seinen einsamen Weg weiter fort. Endlich gelangte er in eine wilde feierliche Gegend an der Fulda, die ihm für seine Absicht passend schien. Winfrid selbst kam mit einer Anzahl seiner Schüler herbei. Sie zogen zuerst auf einen nahen Waldhügel, und flehten Gott um Segen zu ihrem Unternehmen an; dann legten sie munter Hand an's Werk. So wurde 744 der Grund des berühmten Klosters Fulda gelegt, von dem aus die nahen Wildnisse angebaut, und in welchem die ausgezeichnetsten Lehrer der deutschen Kirche in den folgenden Zeiten gebildet wurden.

Noch durfte Winfrid den kraftvollen König der Franken salben; es war der Sohn Martells (S. 95), Pipin, der den letzten schwachen Nachkommen Chlodwigs verdrängt hatte. Dann blieb ihm nur der Wunsch übrig, seine Missionslaufbahn in Friesland zu beschließen, wo

er sie 48 Jahre vorher begonnen hatte. Dort war 746 Wilibrord nach 50jähriger mühevoller Missionsarbeit in seine Ruhe eingegangen, und hatte eine Anzahl frommer Schüler zurückgelassen; aber seine Pflanzungen bedurften doch der Pflege eines so erfahrenen Gärtners wie Winfrid. Schon war dieser 74 Jahre alt, da er seine letzte Missionsreise nach Friesland antrat. Mit jugendlichem Muthe durchreiste er das Land, verwandelte Götzenhaine in Kirchen, richtete auf, was zerfallen, ordnete, was verwirrt war, und taufte Tausende von Männern, Weibern und Kindern. An einem festlichen Tage, wo er alle getauften Friesen zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst eingeladen hatte, hatte er sich früh auf freiem Felde eingefunden, wo er ihre Ankunft erwarten wollte. Aber an ihrer Statt erschienen große Haufen mit Spießen und Schilden bewaffneter Heiden, welche beschlossen hatten, den Feind ihrer Götter an diesem Tage zu ermorden. Winfrids Begleiter wollten ihn gegen die Wuth der Heiden vertheidigen; er aber verbot es, und redete sie also an: „Fasset Muth, meine Brüder, und fürchtet euch nicht vor denen, die nur den Leib, aber nicht die Seele tödten können. Freuet euch in dem HErrn! Auf Ihn werfet den Anker eurer Hoffnung. Ertraget standhaft den kurzen Augenblick des Todes, um ewig mit Christo zu regieren." Kaum hatte er ausgeredet, so fielen die Heiden über das unbewaffnete Häuflein her, und stießen ihrer 53 einen nach dem andern nieder. So starb Winfrid den 5. Juni 755 für Den, welchem er ein halb Jahrhundert lang in Hunger und Blöße, in Fährlichkeit unter Räubern und Mördern, in Wachen und Beten, unter vielen Anfechtungen gedient hatte, — der Apostel der Deutschen.

Winfrids Zögling, Gregor, den wir schon als Knaben kennen lernten, war Abt in dem Kloster zu Utrecht, als sein Lehrer starb. Hier bildete er eine große Anzahl frommer Schüler aus Frankreich, England, Friesland, Thüringen und Sachsen zu Boten des Heils für die

nördlichen Völker Europa's. Er wurde von seinen Schülern innig geliebt, und als seine Todesstunde herannahte, standen sie in dichten Reihen weinend um sein Lager, und sagten einander in's Ohr: „Heute wird er noch nicht sterben.“ Der 70jährige Greis sammelte seine letzten Kräfte, segnete sie und sprach: „Heute müßt ihr mir Urlaub geben.“ Er ließ sich nun von ihnen in die Kirche vor den Altar tragen; hier betete er auf seinen Knieen, empfieng das h. Abendmahl, und gab den Geist auf.

Ich habe mich absichtlich bei der Erzählung von diesen Knechten Christi etwas länger aufgehalten. Gehören sie doch zu den wenigen wahren Christen aus diesem finstern Zeitraum, deren die Geschichte namentlich erwähnt; und verliert ja doch die christliche Kirchengeschichte ihren größten Reiz, sobald sie aufhört, von wahren Christen zu reden. Daß sie mit manchen Irrthümern und Mängeln behaftet waren, ist nicht zu leugnen, — die Beschaffenheit ihres Zeitalters läßt es erwarten, — aber sie gebrauchten ihr Schweißtuch nicht dazu, um ihre wenigen Pfunde darein zu vergraben, sondern um sich den heißen Arbeitsschweiß von der Stirne zu wischen.

Bisher war es der freien Willkür der heidnischen Deutschen überlassen worden, ob sie die Predigt von Christo annehmen und sich taufen lassen wollten; als aber Pipins großer Sohn Karl (768—814), der auch die römische Kaiserkrone trug, und dessen Herrschaft sich über einen großen Theil von Europa erstreckte, in seinem dreißigjährigen Kampfe mit den wilden Sachsen viele derselben mit Gewalt zum Christenthum brachte, so war das Beispiel gegeben, das späterhin so manche Nachahmung gefunden hat. Für Emporbringung der Wissenschaften, für Verbesserung der Kirchenzucht und Geistlichkeit hat Karl der Große viel gethan; allein das Christenthum war eben auch selbst schon so gesunken, und sank immer mehr, daß man es fast eher ein christliches Heidenthum nennen konnte. Die wilden Völker vertauschten die Götter ihres Vaterlandes mit den Heiligenbildern der Christen, lernten

ein Kreuz schlagen, knieen und ein Vaterunser sprechen. Daher konnte man oft in einem Jahre ganze Völkerschaften getauft sehen, die wenige Jahre nachher wieder vom Christenthum abtrünnig wurden. Noch fehlte es zwar nicht an achtungswerthen Männern, welche ihre Kräfte dem Dienste der Kirche gänzlich aufopferten, und mit wahrer Frömmigkeit an der Bekehrung der Heiden arbeiteten, wie z. B. Willehad in Bremen und in Sachsen, Liudger in Ostfahlen, Anschar in Dänemark und Schweden, Rembert in Brandenburg; aber — ob sie zu viel von der bloßen Taufe hielten, oder ob sie dachten, es sei schon viel werth, wenn auch nur die ersten christlichen Begriffe bei einem Volke einheimisch werden: — so viel ist gewiß, daß der größere Theil der Bekehrungen am Ende unsers Zeitraums diesen Namen nicht verdiente. Selten gieng das äußere Bekenntniß der Neubekehrten aus innerer Ueberzeugung und richtiger Belehrung hervor; selten war es mit aufrichtiger Sinnesänderung und thätigem Christentbum verbunden. Der Reiz irdischer Vortheile, das Beispiel der Kaiser, Könige und Fürsten, welche die christliche Religion annahmen, und die Furcht vor ihrer Gewalthätigkeit hatten oft mehr Antheil an dem Entschluß, sich taufen zu lassen, als innere Ueberzeugung des Glaubens an Christum. Nur ein Beispiel davon. Der König Harald von Dänemark hatte sich im Jahr 826 mit seiner ganzen Familie und einem großen Gefolge in Ingelheim, wo Kaiser Ludwig wohnte, taufen lassen, und große Geschenke von dem Kaiser erhalten. Von da an wurde es Sitte, daß zur Osterzeit sich viele Dänen am kaiserlichen Hof einfanden, um sich taufen zu lassen, und reichliche Geschenke an Kleidern und Waffen in Empfang zu nehmen. Einmal kamen so viele Dänen zur Taufe herbei, daß man nicht weiße Kleider genug vorräthig hatte, um nach alter Sitte die Täuflinge damit zu versehen. Der Kaiser befahl das Mangelnde aus leinenen Ueberzügen zu ersetzen. Ein solches Kleid empfieng ein vornehmer Däne, als er aus dem Taufwasser stieg,

und brach zornig in die Worte aus: „Nun bin ich schon zwanzigmal hier gewesen, und habe immer die schönsten Taufkleider erhalten; ein solcher Sack geziemt sich nicht für einen Krieger, sondern für einen Sauhirten; und wenn ich mich nicht meiner Blöße schämte, so würde ich dir alsbald den Sack mit deinem Christus vor die Füße werfen.“

Indessen wurde auch auf eine solche unvollkommene Weise das Christenthum in seiner damaligen Gestalt in Böhmen und Mähren, in Ungarn, Polen und Rußland verbreitet, und wir müssen uns über seine mangelhafte Beschaffenheit mit dem Gedanken trösten, daß es doch, wo es Wurzel faßte, vielen heidnischen Gräueln ein Ende gemacht, und die ersten Grundzüge bürgerlicher Ordnung und höherer Bildung dem Völkerleben eingeprägt hat.

---

6. Weiterer Verfall des kirchlichen Lebens.

Man wundert sich weniger darüber, daß die neuen christlichen Anpflanzungen in heidnischen Gegenden so mangelhaft bestellt wurden, wenn man hört, wie verwildert der Garten der Kirche selbst um diese Zeit ausgesehen hat. Von einem Jahrhundert zum andern riß der Strom des Verderbens tiefer in demselben ein, und der Kardinal Bellarmin selbst bekennt: „es sei nie eine ungeschicktere unglückseligere Zeit gewesen als damals, da die weltlichen Herren gottlos, und die Päpste nicht sonderlich fromm waren.“ Ein anderer Kardinal, Baronius, schreibt von dem zehnten Jahrhundert: „Man möchte es wegen seiner Härtigkeit und Unfruchtbarkeit im Guten das eiserne, wegen der überhandnehmenden ungestalteten Bosheit das bleierne, und wegen des Mangels an Gelehrten das finstere Jahrhundert nennen. Mitten im Tempel sieht man den Gräuel der Verwüstung. Alles, was die Kirche vor diesem unter den heidnischen Kaisern, oder von den Irrlehrern, oder von andern Verfolgungen erlitten hat, ist gegen diese Zeiten fast für Kinderspiel zu achten.

Wie schändlich sah es doch in der römischen Kirche aus, da zu Rom unzüchtige Weibspersonen Macht und Regiment hatten, da nach ihrem Gefallen die Bisthümer besetzt, und — was erschrecklich zu hören ist — die Theilhaber ihrer Sündengräuel auf Petri Stuhl zu Päpsten eingesetzt wurden; Christus schlief um diese Zeit im Schifflein, und es war Niemand, der Ihn aufweckte!"

Bei alle dem stieg die Macht und das Ansehen der Bischöfe in Rom immer höher. Sie gaben vor, als Nachfolgern des Apostels Petrus, dem der HErr die Verheißung Matth. 16, 18. 19. gegeben, gebühre ihnen der erste Rang unter allen Bischöfen der christlichen Kirche und die Entscheidung in allen kirchlichen Angelegenheiten. Der Papst Bonifacius III. verschaffte sich (607) von dem griechischen Kaiser Phokas den Titel eines allgemeinen Bischofs, und ließ seine Kirche das Haupt aller Kirchen nennen. Constantin I. ließ sich sogar von dem Kaiser Justinian II. den Fuß küssen; und als 726 Kaiser Leo III. die Bilderverehrung verbot, gab der lange Streit darüber den römischen Bischöfen Gelegenheit, nicht nur die griechischen Kaiser in den Bann zu thun, sondern auch den völligen Abfall der Römer von ihrer Herrschaft zu bewirken. Dazu kam, daß die Frankenkönige Pipin und Karl der Große dem römischen Bischof die Umgegend von Rom zum Eigenthum überließen, und somit die Päpste auch weltliche Fürsten wurden, ganz zuwider dem Befehl Jesu Luk. 22, 25. 26. Diese Ansprüche auf weltliche Gewalt wurden von kräftigen Päpsten wie Nikolaus (†867), immer mehr auf die Spitze getrieben; und wenn es richtig ist, daß nur durch solche äußerliche Macht die verfallende Kirche noch zusammengehalten werden konnte, so haben wir daran einen neuen Beweis, wie unbeschreiblich verdorben diese Kirche gewesen sein muß. Die Papstgewalt war nun schon so anerkannt, daß auch die liederlichen Päpste, welche durch die Buhlerin Theodora (s. 904) auf den Thron kamen, ihr Ansehen kaum mehr erschütterten.

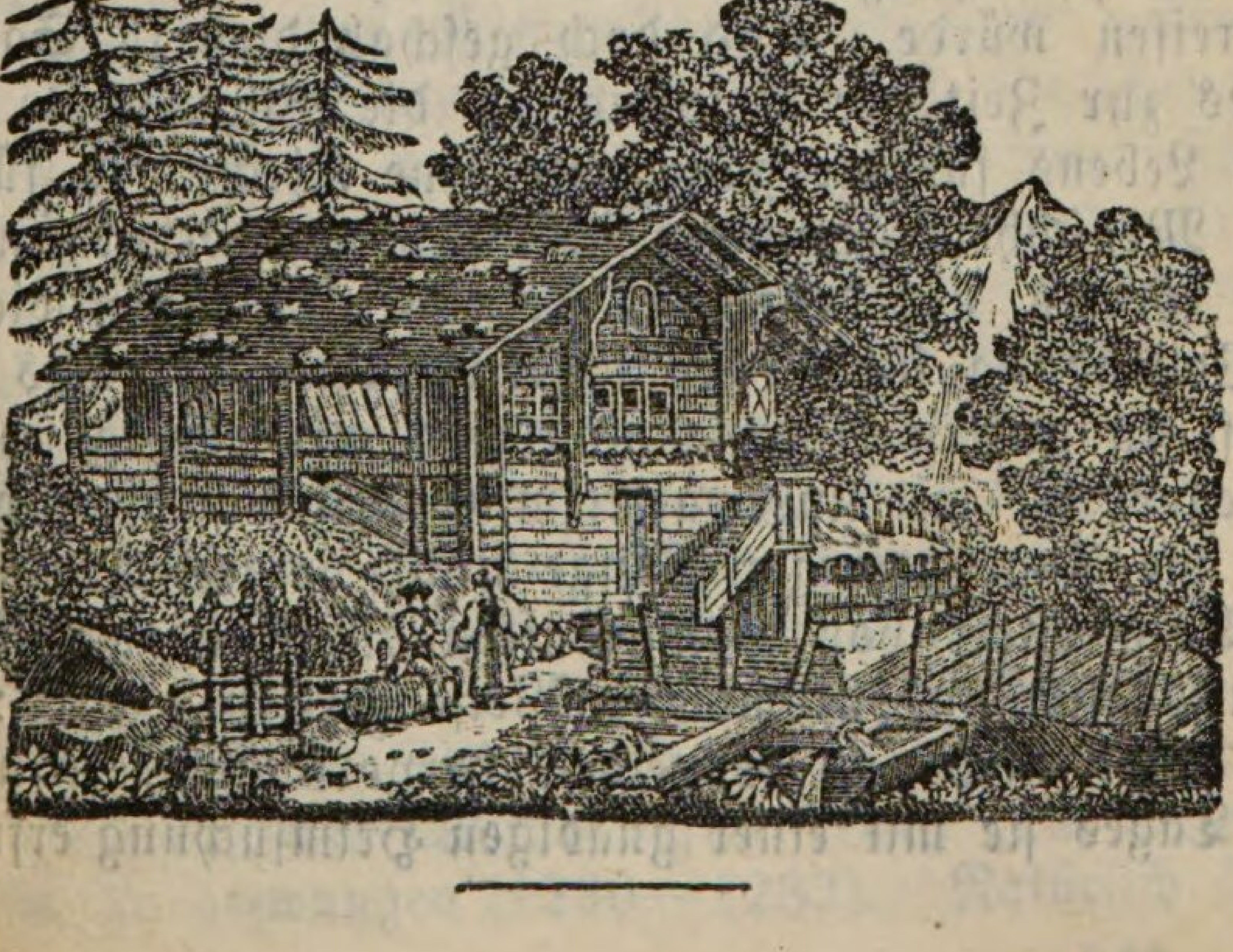
„Wie der Hirt, so die Heerde." Wenn die Entartung und Zerrüttung selbst die obersten Vorsteher der Kirche so ergriffen hatte, konnte man von der niedern Geistlichkeit nichts Besseres erwarten. Sehr häufig wurden die Bisthümer und andere einträgliche Kirchenstellen um Geld erkauft, und als willkommene Mittel zu reichlichem Erwerb betrachtet. Die Geistlichen waren größtentheils so unwissend, daß sie kaum ihre lateinischen Gebete auswendig hersagen konnten; viele hatten nie lesen gelernt. Selbst unter den Bischöfen gab es solche, die sich vor Kriegszügen, Rauben und Morden nicht scheuten. Der Bischof Gerold von Mainz war mit dem Frankenherzog gegen die Sachsen in den Krieg gezogen, und hatte das Unglück, in einem Zweikampf das Leben einzubüßen. Der Herzog machte Gerolds Sohn, Gebilieb, zum Bischof. In einem neuen Feldzuge, an den sich Gebilieb angeschlossen hatte, schickte er seinen Diener in das sächsische Lager, um den Mörder seines Vaters auszukundschaften. Der Diener fand auch wirklich den sächsischen Ritter, und lud ihn zu einer freundschaftlichen Unterredung mit seinem Herrn, dem Bischof, ein. Unbesorgt ritt der Sachse auf seinem Streitrosse in die Weser hinein: aber Gebilieb ritt ihm in's Wasser entgegen, und stieß ihm unversehens mit dem Ausruf: „zur Rache für meinen geliebten Vater!" das Schwert in die Brust. Hierauf kehrte er nach Mainz zurück, und verwaltete wieder sein bischöfliches Amt, ohne daß seine Gemeinde an seinem Verfahren Anstoß genommen hätte. Karl der Große that zwar Alles, was in seinen Kräften stand, um eine bessere Ordnung herzustellen, sammelte fromme und gelehrte Männer um sich her, errichtete Schulen, verbesserte den Kirchengesang, und stellte manchen Unfug ab; allein das Verderben war schon zu weit gekommen, und ein Menschenleben reichte nicht hin, um allen Unrath, der sich in der Kirche aufgehäuft hatte, aus derselben hinauszuschaffen. Die Klöster, welche von Anfang an den Zweck gehabt hatten, gottselige Christen, denen das einreißende Verderben zur Last wurde,

in ihrem stillen Schooße aufzunehmen, um dem wahren Christenthum eine Zuflucht zu verschaffen, wurden nun nach und nach zum großen Theile selbst Wohnsitze der Ueppigkeit und aller möglichen Laster, und konnten wenigstens in den Ländern, wo das Christenthum schon längst herrschte, der allgemeinen Fäulniß nicht mehr Widerstand leisten. Von allen Seiten wurde darauf hingearbeitet, den Glauben der Christen von dem Unsichtbaren abzuwenden und auf das Sichtbare zu richten, d. h. aus Glauben Aberglauben zu machen. Statt auf Christum den Gekreuzigten und Erhöhten ihre Hoffnung zu setzen, hielten sie sich an das Zeichen des Kreuzes oder an ein Bild des Gekreuzigten; sie machten es wie die späteren Israeliten, welche die eherne Schlange verehrten, die einst Moses in der Wüste erhöht hatte. Statt im Sinn und Geist der alten Blutzeugen zu leben, sammelten sie ihre Gebeine und andere Reliquien mit ehrfurchtsvoller Andacht oder beteten ihre Bilder an. Schon um 450 hatten die Christen angefangeu, den Bildern Jesu, der Maria, der Apostel, der Märtyrer und anderer heiligen Männer besondere Hochachtung zu beweisen, und noch vorher betete man bereits zu den verstorbenen Heiligen, in der Meinung, sie seien unsere Fürsprecher bei Gott. In der griechischeu Kirche wogte über ein Jahundert lang (726 bis 842) der heftige Streit über den Bilderdienst; und obgleich Karl der Große in einer Kirchenversammlung zu Frankfurt 794 ihn verdammen ließ, so riß er doch auch im Abendlande unaufhaltsam ein, und wurde von den Päpsten selbst empfohlen und befördert. Man stritt am Ende nur noch, ob wie bei den Griechen bloße Gemälde oder wie im Abendlande auch Bildsäulen geküßt und verehrt werden sollten.

Dennoch fehlte es nicht ganz an Spuren einer christlichen Gemeinde, welche dem überhandnehmenden Verderben in Lehre und Leben, namentlich der angemaßten Herrschaft des Papstthums, sich widersetzte. In der stillen Zurückgezogenheit mancher Klöster fanden sich noch immer

einzelne fromme Leute, die zwar nicht als laute Zeugen gegen das einreißende Verderben auftraten, aber für ihre Person den Glauben in gutem Gewissen bewahrten, in ihren nächsten Umgebungen das anvertraute Pfund wuchern ließen, und ihre einsame Wohnstätte zu einem Bergungsorte christlicher Gesinnung und Wissenschaft machten. Von Zeit zu Zeit traten bei der auch in den Klöstern überhandnehmenden Verwilderung einzelne ernstgesinnte Männer auf, welche durch Stiftung neuer Gesellschaften nach strengeren Regeln die verfallene Zucht wieder herzustellen suchten. So entstanden die strengeren Orden der Cluniacenser (910) und der Camaldulenser (1020), wie auch die Congregation (Vereinigung), welche der treffliche Abt Wilhelm von Hirsau 1069 stiftete. Auch fehlte es, namentlich in der fränkischen Kirche, nicht an Zeugen der Wahrheit. Agobard, Erzbischof von Lyon (816 bis 840) eiferte gewaltig gegen das leichte Leben der Geistlichkeit und fieng an, es in seinem Sprengel zu reformiren. Die Gottesurtheile, welche nach altgermanischer Sitte überall zu Recht bestanden, die Verfolgung der Hexen und ähnliche Reste des Heidenthums bekämpfte er mit großem Ernst. „Die Heiligen, meinte er, wären gewiß dankbar, wenn man ihre Bilder zerstörte, wie Hiskia der ehernen Schlange that. Verflucht ist, wer irgend eine Kreatur verehrt; Gott allein ist anzubeten. Aber der Teufel bezaubert unser Geschlecht, daß es einen neuen Kreaturendienst einführt, während doch Christus allein das wahre Bild Gottes ist.“ — Noch offener trat Bischof Claudius in Turin auf († 839), er reinigte die Kirchen von Bildern und wies Alle auf den ursprünglichen Glauben zurück. Menschliches Verdienst gebe es nicht, alles sei Gnade; Heiligendienst, Wallfahrten nach Rom, u. dergl. helfe nichts. Darüber murrten seine Freunde, als bringe er einen neuen Glauben auf. Aber was kümmerte ihn der grollende Papst? „Er ist nur apostolisch, wenn er apostolisch wirkt. Die Kirche aber ist eine doppelte: das Eine ist die wahre Braut Christi, das andere der gemischte Haufen

und letzterer ist jetzt abgöttischer als die Heiden. Wozu das Kreuzmachen? Man trage es lieber Christo nach!" u. s. w. Natürlich blieben solche Zeugnisse nicht ohne Anfeindung; das half aber nur, daß sie bei einfältigen Seelen um so größere Wirkung thaten. So hört man von kleinen Gemeinden in den tiefen Thälern der Alpen hinter Turin, welche sich verbunden haben sollen, nur der heiligen Schrift gemäß zu leben und Gott im Geiste anzubeten. Näheres von ihnen wird aber nicht berichtet, sie habens auch darauf angelegt, möglichst in der Stille zu bleiben. Sie wußten warum. Denn wie leicht konnte man sie mit schlimmen Secten verwechseln, die damals überall auftauchten! Als der erste dieser Irrlehrer (Priscillian, i. J. 385) hingerichtet wurde, schauderte die Christenheit noch zusammen; die Päpste aber, voraus Leo der Große, billigten diese Strafe und bald wurde allen Sectirern, die sich nicht zur Kirche hielten, emsig nachgespürt und da und dort die Todesstrafe über sie verhängt. Ein Wazon, Bischof von Lüttich († 1048), erhob dagegen laut seine Stimme, mit Berufung auf die heilige Schrift (Matth. 13, 28. ff.); allein sie verhallte ungehört. So mußten sich die Erleuchteteren möglichst in der Stille halten, denn es war böse Zeit.



Dritter Zeitraum.

Von Papst Gregor VII. bis zur Reformation.

(Jahr 1073—1517 nach Christi Geburt.)

1. Ausbreitung der christlichen Kirche.

Nachdem die Kirchen im Morgenlande, welche die Apostel Jesu und ihre edelsten Nachfolger selbst gegründet hatten, zu einem so armseligen Zustand herabgesunken waren, daß Gott sie durch die muhammedanische Macht zertrümmern lassen mußte, war es kaum zu erwarten, daß in einem Lande, welchem das Evangelium mit Gewalt der Waffen aufgedrungen wurde, die neue unwillkommene Pflanzung zu einem lieblichen Garten Gottes heranreifen würde. Und doch geschah dieß in Sachsen, welches zur Zeit der Reformation die Pflanzschule eines neuen Lebens für die ganz erstorbene Kirche, ja für die ganze Menschheit geworden ist. So wunderbar sind die Wege Gottes, auf denen Er Sein Reich zur Entwicklung und Vollendung führt! So lässet Er zerfallen, was herrlich ist in unsern Augen; und was wir gering schätzen, das segnet Er mit unerwartetem Gedeihen. Wir wollen daher die Tage geringer Dinge nicht verachten, in welchen Sein Werk von mangelhaften Werkzeugen auf eine so auffallend unvollkommene Weise getrieben wird: wer weiß, was noch aus demselben hervorkommt, wann Er eines Tages sie mit einer gnädigen Heimsuchung erfrischt!

Auch das Missionswerk jener Tage hatte eine sehr unerfreuliche Gestalt, wenn wir auf das sehen, was die Menschen dabei gethan haben; es gieng dabei oft ächt muhammedanisch dabei zu; aber das große Ziel, zu welchem Gott dasselbe durch das verkehrte Treiben der Menschen hinzubringen wußte, macht uns doch auch schon die schwachen Anfänge wichtig. Schon waren (S. 63) die Normänner in Schweden und Norwegen, ja auch im fernen Island (1000) und Grönland, zum Christenthum gebracht; unter den Wenden zwischen der Elbe und Oder, wurde von den Sachsen nachdrücklich daran gearbeitet, nicht blos mit der Predigt des Worts. Von dem neuen Erzbisthum in Magdeburg, das Kaiser Otto 968 stiftete, gieng zu den Sorben neues Leben aus. Unter den heidnischen Pommern wirkte das Schwert der Polen-Herzoge (1121) und die Belehrung des edeln Bischofs Otto von Bamberg (1124) mit sichtbarem Erfolg. Die wilden Bewohner der Insel Rügen wurden durch die Gewalt der dänischen Waffen genöthigt, vom Dienst ihrer alten Heiligthümer zu lassen (1168). Und den Obotriten in Holstein und Mecklenburg predigte der treffliche Vicelin dreißig Jahre lang (s. 1121), ein helles Licht in einer finstern Zeit; Heinrich der Löwe aber bezwang sie vollends 1162 und zerstörte das Heidenthum. Damals gelang den Schweden die Bekehrung der Finnen in ähnlicher Weise; auch den Lappen wurde 1335 ein äußerliches Christenthum aufgedrungen. Von Bremen aus wurde für Livland ein Bischof ernannt (1188), dessen Nachfolger in Riga den Orden der Schwertritter stiftete, um die mistrauischen Liven schneller zu Christen zu machen (1202). Als das gelungen war, halfen Dänen 1218 auch die Esthen zu unterwerfen, worauf sich die nächstbedrohten Kuren (1230) selbst zur Taufe meldeten. Die hartnäckigen Preußen wurden erst durch den blutigen Krieg der Deutsch-Ritter, welcher 53 Jahre dauerte und das Land in eine Wüste verwandelte, zum Bekenntniß der Kirche gezwungen (1230—1283). Natürlich konnten

diese Völker wenig Werth auf ein Geschenk legen, das ihnen auf der Spitze des Schwertes angeboten wurde; aber ihre Nachkommen hatten doch die Wohlthaten einer Religion zu genießen, die ihnen auf so ungeziemende Weise zugekommen war. Hundert Jahre später (1386) wurden auch die Lithauer unter die Zahl der christlichen Völkerschaften aufgenommen, indem ihr Großfürst Jagello, um den polnischen Thron zu gewinnen, sich mit vielen seiner Unterthanen taufen ließ. Um Europa vollends namenchristlich zu machen, fehlte nur noch Eines und das gelang dem König Ferdinand in Spanien; er eroberte die letzte muhammedanische Stadt, Grenada, 1492, und vertrieb nun erst die Juden und dann auch die Ueberreste der Muselmanen, welche sich nicht taufen oder zu Sklaven machen lassen wollten. Zugleich (1492) öffnete sich durch die Entdeckung von Amerika ein neues weites Feld zur Verbreitung der christlichen Religion. Dieß wurde aber auf eine so empörende Weise bewerkstelligt, und was die Spanier den Amerikanern brachten, nämlich die Taufe und die Sklaverei, sah dem Christenthum so wenig gleich, daß ich lieber gar nichts davon erzählen will.

---

2. Aeußerliche Trübsale der Kirche in diesem Zeitraum.

Die christliche Kirche hat fast zu allen Zeiten das Beispiel der jüdischen Zeloten befolgt, welche während der Belagerung Jerusalems durch Titus die belagerte Stadt selbst durch tägliche Parteikämpfe beunruhigten. Nur selten waren die Christen so klug, wenn sie von außen hart bedrängt wurden, wenigstens für eine Zeit lang ihre häuslichen Zwistigkeiten einzustellen, und sich zum gemein-

samen Widerstand gegen den gemeinschaftlichen Feind um so fester aneinander anzuschließen. Als die Morgenländische Kirche durch die muhammedanische Uebermacht so unsäglich große Verluste erlitten hatte, so hätte man erwarten sollen, daß sie sich nun auf's innigste an die abendländische Kirche anschließen würde, um mit vereinten Kräften dem Feinde gewachsen zu sein. Statt dessen kam es vielmehr zu einer völligen Trennung zwischen beiden, nicht sowohl wegen verschiedener Kirchengebräuche und Lehrsätze, als vielmehr hauptsächlich wegen der Rangstreitigkeiten der Bischöfe zu Rom und Konstantinopel. Jener wollte Herr sein über alle, und dieser wollte sich keinem Andern unterwerfen. Sie stritten so lange, bis der Riß unheilbar wurde; und 1054 verfluchten beide Patriarchen einander nach Herzenslust. Seither ist die katholische (d. h. allgemeine) Kirche gespalten in eine römisch-katholische und eine griechisch-katholische. Jene machte rüstig weiter und erfand immer neue Lehren und Gebräuche; diese hielt fest an der Ueberlieferung des sechsten Jahrhunderts und verknöcherte zusehends. Das griechische Kaiserthum war durch die Macht der arabischen Waffen so geschwächt, und von dem Abendlande so verlassen, daß es seine Glaubensgenossen gegen die muhammedanischen Völker kaum mehr schützen konnte, und mehrmals selbst in die äußerste Gefahr kam. Als die Mongolen unter dem furchtbaren Dschengiskhan (s. 1206) und seinen Nachfolgern über Europa hereinbrachen, und bis gegen Schlesien sich ausbreiteten, hatte die morgenländische Kirche unter ihren verheerenden Zügen viel zu leiden; und was die arabischen Kriege in Asien noch von ihr übrig gelassen hatten, wurde durch jene fast ganz vernichtet. Auch die Erwerbungen der Nestorianer im Innern von Asien giengen um diese Zeit beinahe völlig unter. Das griechische Reich selbst hatte beständig gegen die Angriffe der Sarazenen und Türken zu kämpfen. Auch im Abendlande löste ein Jammer den andern ab. Im Süden von Italien und in Sicilien setzten sich die Sarazenen fest;

die Christen in Spanien lebten in immerwährendem Krieg mit den dortigen Mauren; Deutschland hatte sich wiederholt gegen die Einfälle heidnischer Völkerschaften zu wehren. — Dazu kamen von Zeit zu Zeit andere schwere Heimsuchungen. Schon 544 hatte sich die Pest von Aegypten aus über die ganze Welt verbreitet, und war das Jahr darauf nach Konstantinopel gekommen, wo eine beträchtliche Zeit lang täglich 5000, zuweilen 10,000 und mehr Menschen daran starben. Ihr Zug über die Erde währte 52 Jahre, so daß der größte Theil der damals lebenden Menschen von ihr weggerafft wurde. Sie kam 717 abermals nach Konstantinopel, und fraß in drei Jahren 300,000 Menschen. Unter der Regierung Ludwigs des Frommen 825 nahm die Pest in Frankreich und Deutschland Unzählige hinweg. Noch schrecklicher war aber diejenige Pest, welche im Jahre 1345 ausbrach. Sie begann ihren Verheerungslauf im Morgenlande, wo im Lauf eines Jahres gegen 24 Millionen Menschen umkamen. Bald gieng sie mit gleicher Heftigkeit nach Griechenland und Italien über. In Venedig wurde die Zahl der Todten auf 100,000 berechnet, in Florenz auf 60,000. Mit schrecklicher Wuth zog sie sodann nach Frankreich, Deutschland u. s. w. In den Gegenden, die am besten davonkamen, starben von drei Personen immer zwei hinweg; an manchen Orten aber 16 von 20. Es gab Plätze, wo nicht ein einziger erwachsener Mann übrig blieb. In Deutschland kamen Millionen um: in Lübeck starben in vier Stunden 1500 Personen. Im August 1348 kam sie nach England, und am 1. Nov. nach London. Auf dem Kirchhof von Yarmouth, einer kleinen Stadt, wurden in Einem Jahr 7052 Todte beerdigt. In Norwich starben innerhalb sechs Monaten 53,374 Personen. Genau ein Jahr nach ihrer Erscheinung hörte die Pest in England auf; aber ihre Wirkungen wurden durch ganz Europa schrecklich empfunden. Ochsen und Schafe zogen ohne Hirten im Lande hin und her, und verdarben in großen Schaaren. Die Ernte auf den

Feldern war verloren, weil Niemand da war, sie einzubringen, und der Hunger füllte noch das Maß dieser schrecklichen Heimsuchung. Die armen Juden bekamen die letzte Hefe dieses beispiellosen Jammers. Die unwissende Bevölkerung dieses rohen Zeitalters glaubte, sie hätten die Brunnen vergiftet, und fiel mit erbarmungsloser Grausamkeit über sie her, so daß Tausende dieses Volkes massakrirt und verbrannt wurden. Beweis genug, wie wenig dieses Strafgericht von Gott den Zweck der Buße und Bekehrung bei den Menschen erreichte.

Eine ansteckende Krankheit anderer Art, die ebenfalls Millionen Menschen das Leben kostete, brach 1095 in Frankreich aus, und verbreitete sich von da fast über alle christlichen Länder. Ich meine die Kreuzzüge. Schon seit Konstantin war es unter den Christen herrschende Meinung geworden, daß eine Reise nach Jerusalem, und ein Gebet auf der heiligen Stätte, wo Jesus gelitten, oder an Seinem vermeinten Grabe, etwas Verdienstliches sei und zur Vergebung der Sünden helfe. Daher wurde es auch von da an Sitte, zum heiligen Grabe zu wallfahrten. Als aber die Seldschukischen Türken 1073 Meister von Palästina geworden waren, wurden diese Pilgrime häufig mißhandelt, und einer von ihnen, Peter von Amiens, wußte bei seiner Zurückkunft den Papst zu bewegen, daß er die ganze Christenheit zur Befreiung des heiligen Grabes aufforderte, damit die Christen ungestört ihre Andacht daselbst verrichten könnten. Peter selbst zog von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und predigte auf's Eifrigste, um die Christen zur Theilnahme an diesem Eroberungszug zu vermögen, indem er im Namen des Papstes jedem Theilnehmer für diese verdienstvolle Handlung den Himmel versprach. Große Schaaren eilten herbei, und ließen ihre Namen aufschreiben, und jeder Theilnehmer wurde mit einem rothen Kreuze auf der Schulter bezeichnet. Deßwegen werden diese Unternehmungen Kreuzzüge genannt. Diese Erscheinung, da eine ganze Volksmasse von einem religiösen Aufschwung



in Bewegung gesetzt werden konnte, hat etwas Großartiges im Vergleich mit unserer aufgeklärten nüchternen Zeit; man sieht da, daß dem Aberglauben Kräfte zu Gebot stehen, die der Unglaube nicht in seiner Gewalt hat; — aber eben, weil nicht der reine Glaube die Triebfeder war, dürfen wir auch die religiöse Grundlage jener Bewegungen nicht so hoch anschlagen. Nachdem in der Kirche die Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo verdunkelt worden war, suchten die Menschen, in denen sich doch das Gefühl der Sündhaftigkeit oft gewaltig regte, den Gewissensdruck auf anderem Wege los zu werden; sie plagten sich mit allerlei guten Werken, Almosen, Geschenken an Kirchen und Priester, Wallfahrten zu heiligen Orten, Selbstpeinigungen u. dgl., fanden aber keine volle Beruhigung. Der Aufruf zu den Kreuzzügen war ihnen daher willkommen; auf diesem Wege, durch Entbehrung, Mühseligkeit, Kampf und Tod im Morgenlande hofften sie Erleichterung zu finden. Aber freilich täuschten sich die Meisten in ihrer Erwartung, auf solche Weise Vergebung der Sünden zu erringen; denn die Kreuzzüge selbst gaben Anlaß zu vielfacher Versündigung und häuf-

ten die Schuld. Die Päpste benützten diese Stimmung des Volks, welche ihrem Ansehen ungemein förderlich war. Im Jahr 1096 zog ein Heer von mehreren hunderttausend Streitern aus verschiedenen Ländern unter Anführung des Herzogs Gottfried von Bouillon nach Palästina. Von diesem waren jedoch, als 1099 Jerusalem nach einem ungeheuren Blutbad, in dem wenigstens 40,000 Saracenen und Juden in der Stadt umkamen, wirklich erobert wurde, nur noch etwa 22,000 übrig. Dem edeln Gottfried, der einer Königskrone gewachsen war, wurde die von Jerusalem angeboten; er aber weigerte sich, „da eine Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet habe," und nahm statt des königlichen Titels nur den eines „Beschützers des heiligen Grabes" an. Nach seinem Tode nahm sein Bruder Balduin 1100 den Titel eines Königs von Jerusalem an, hatte aber mit den tapfern Muhammedanern beständige Kämpfe zu bestehen. — Bald schien ihre Bekämpfung das höchste aller frommen Werke, daher sich Ritterorden bildeten, wie die Templer (1119), Johanniter, Deutschritter (1190) u. s. w., welche halb Mönche, halb Krieger für Gott zu streiten meinten, aber durch die Ehre, die ihnen gespendet wurde, zum Theil früh verweltlichten. — Eine allgemeine Begierde, sich an diese Kreuzzüge anzuschließen, ergriff die abendländischen Christen, und zweimal machten sich sogar begeisterte Heere von Kindern, französische und deutsche, auf den Weg, um Jerusalem zu helfen; aber die meisten giengen zu Grunde, noch ehe sie Italien erreichten, andere wurden in die muselmanische Sklaverei verkauft. Obgleich aber noch mehrmals europäische Fürsten mit großen Heeren den bedrängten Christen in Palästina zu Hilfe kamen, so gieng doch im Jahr 1187 Jerusalem wieder verloren; und alle späteren Anstrengungen der abendländischen Mächte waren nicht im Stande, ein dauerndes christliches Reich daselbst zu gründen. Nachdem fast alle großen Fürsten zweier Jahrhunderte ihre Kräfte gegen den Erbfeind der Christenheit

vergeblich versucht, und mehr als sechs Millionen Menschen ihr Leben bei diesen Versuchen aufgeopfert hatten, gieng im Jahr 1291 der letzte Platz, den die Christen dort besaßen, Ptolemais (Akko), in die Hände der Türken über. Für das wahre Christenthum wurde durch diese Kreuzzüge nichts gewonnen, mehr für Dichtkunst, Handel und Gewerbe; aber das war theuer erkauft: die Päpste konnten nun auch gegen Ketzer Kreuzzüge aufbieten. Dagegen breiteten sich, da das immer schwächer werdende griechische Kaiserthum keinen Widerstand mehr leisten konnte, die Türken immer mehr gegen Westen aus, verschlangen nach und nach die noch übrigen griechischen Länder in Kleinasien und Europa, machten dem griechischen Kaiserthum durch die Eroberung von Konstantinopel 1453 vollends ein Ende, und drangen bis an die Grenzen von Ungarn vor, von wo aus sie mehrmals auch Deutschland bedroht haben.

---

3. Die christliche Kirche in ihrer tiefsten Erniedrigung.

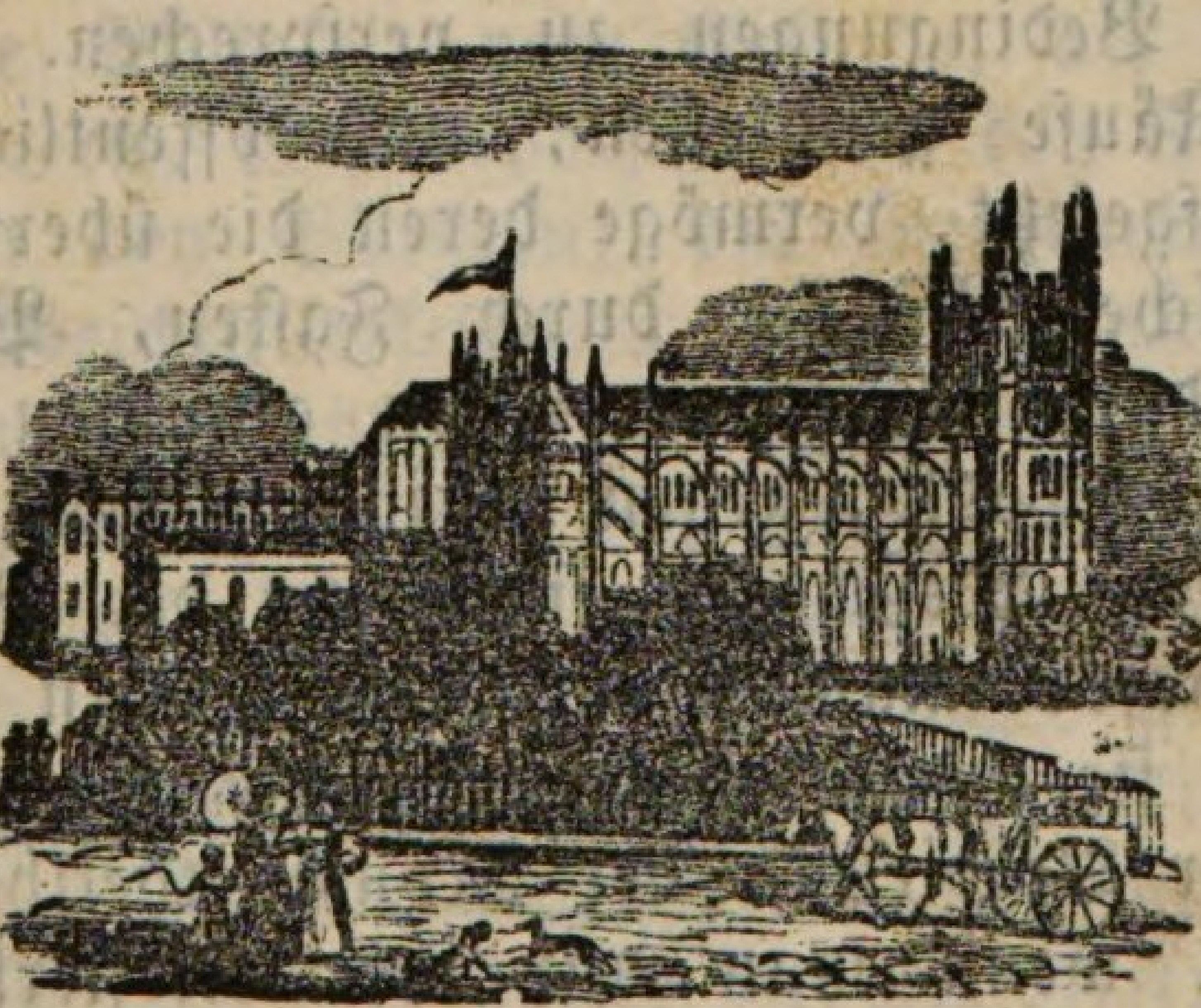
Wie weit mußte es mit der Unwissenheit unter dem Volke gekommen sein, wenn man durch solche abenteuerliche und eigensinnige Kriegszüge die Seligkeit zu verdienen meinte! Wie weit entfernt von dem lebendigen Christus müssen jene Leute gewesen sein, welche Alles erlangt zu haben meinten, wenn sie ein leeres Grab eroberten! Man staunt und fragt sich, ob es möglich sei, wenn man hört, daß die Kreuzfahrer von ihren weiten Kriegszügen unter andern Reliquien (vom Kreuze Jesu, von Seinen Kleidern, Marterwerkzeugen u. s. w., die alle für ächt ausgegeben wurden) auch z. B. einen Strahl von dem Stern der Weisen im Morgenlande, etwas vom Schall der Glocken zu Jerusalem, eine Sprosse

von der Himmelsleiter, die Jakob im Traume sah, und den Pfahl in's Fleisch, der dem Paulus gegeben wurde, mitgebracht haben, und daß das Volk sich von diesen Betrügereien bethören ließ, und mit der größten Andacht seine Wallfahrten zu diesen vermeintlichen Heiligthümern anstellte. So groß war die Finsterniß der damaligen Zeit; so sehr hatte sich die Kenntniß des Wortes Gottes unter dem Volk verloren, und mit ihm alle Erkenntniß überhaupt. In Spanien waren Bücher so schwer zu bekommen, daß im Anfang des zehnten Jahrhunderts ein Exemplar der Bibel, die Briefe des Hieronymus und einige Bände Liturgieen und Märtyrergeschichten oft mehreren Klöstern zumal dienen mußten; und in einem Inventar des Bischofs von Winchester v. J. 1294 besteht die ganze Bibliothek aus einigen Theilen von 17 Büchern über verschiedene Wissenschaften. Der nämliche Prälat entlehnte 1297 von einem Kloster eine Bibel mit Randglossen in zwei großen Foliobänden, und stellte mit großer Feierlichkeit eine Handschrift aus, in welcher er die sichere Zurückgabe dieser Bücher verspricht. Diese Bibel war von seinem Vorgänger gestiftet worden; und in Betracht eines so wichtigen Vermächtnisses, welches noch durch hundert Mark Silber vermehrt wurde, stifteten die Mönche eine tägliche Seelenmesse für den verstorbenen Geber. Wenn ein Buch an einen Ort kam, so war das ein so wichtiges Ereigniß, daß man gewöhnlich angesehene Personen dazu versammelte, und sie den Empfang förmlich unterschreiben ließ; und der Streit über das Eigenthum eines Buches wurde oft die Veranlassung zu heftigen Zänkereien. Ebenso gewöhnlich war es, auf das Unterpfand eines Buches hin Geld vorzustrecken; und auf Universitäten gab es öffentliche Kisten, um so anvertraute Bücher in Empfang zu nehmen. Die Preise der Bücher waren natürlich um diese Zeit gleichfalls übermäßig. Der Prior eines Klosters kaufte 1174 ein Buch von Beda und den Psalter des Augustinus für zwölf Scheffel Gerste und einen silbergestickten Mantel.

Eine ganz gewöhnliche Abschrift des Psalters mit Glossen kostete vor 1300 nach unserem Geld wenigstens 90 Gulden. Ungeheure Summen! Denn ein Taglöhner erhielt täglich nur 4½ Kreuzer, so daß er, um eine solche Bibel zu kaufen, fünfzehn Jahr lang arbeiten mußte, und die Ausgabe größer war als die Kosten der Erbauung von zwei neuen Schwibbögen an der Londoner Brücke, welche (1240) 300 Gulden kosteten. Obwohl es nun auf diese Weise für den Einzelnen überaus schwer war, in den Besitz einer Bibel zu gelangen, so wurde doch auch noch von Oben herab durch unsinnige Verbote das Bibellesen erschwert. Der König Jakob I. von Aragonien verbot 1276 die Uebersetzung der Bibel in die Landessprache. Wer eine solche Uebersetzung habe, Geistlicher oder Laie, solle sie bringen, daß man sie verbrennen könne. Was half es, wenn dagegen der König Alphons von Castilien um dieselbe Zeit die Bibel in die castilianische Sprache übersetzen ließ! Die Päpste, deren Gewalt sich überallhin erstreckte, verboten bald alle Uebersetzungen der Bibel in die Landessprachen, so wie den Gebrauch derselben. Was half es, daß Johann Wycliffe die ganze Bibel in's Englische übersetzte (1360—1380)! Vierzig Jahre darauf ließ König Heinrich V. von England ein Gesetz ausgehen, daß, wer die heilige Schrift in der Landessprache lese, Land, Vieh, Leib, und Leben und Güter für sich und seine Erben verlieren solle.

Zwar kam besonders durch die Einrichtung der hohen Schulen in Paris und Bologna das Studium der Wissenschaften mehr empor, und in Frankreich lehrten die Scholastiker; aber von ihnen war kein Heil für das arme Volk zu erwarten: denn sie beschäftigten sich nicht mit dem Wort Gottes, oder wenigstens nicht so ernstlich, wie mit den Schriften des heidnischen Weltweisen Aristoteles und mit der Untersuchung nutzloser Spitzfindigkeiten. Roger Bacon († 1294) wünschte daher, diese schlechten Uebersetzungen aus dem Aristoteles möchten verbrannt werden; denn nicht um das Wissen, nur um den

Wissensschein sei es jetzt den Weltweisen zu thun. Melanchthon erzählt, er habe selbst in seiner Jugend mit eigenen Ohren gehört, daß man, anstatt über das Evangelium, über die Sittenlehre des Aristoteles gepredigt habe; und an einem andern Orte versichert er, er habe in Stuttgart einen Doktor der Theologie predigen gehört: „Wenn gleich die Bibel verloren gienge, so hätte die Kirche an der Sittenlehre des Aristoteles genug." Und wenn es auch in dieser Zeit noch fromme Kirchenfürsten gab, wie der Erzbischof Anselm von Canterbury († 1109), und den Abt Bernhard von Clairvaux († 1153), den man den letzten Kirchenvater heißt, so waren sie doch von dem vielfachen Aberglauben ihrer Zeit nicht frei, und billigten sogar die Verfolgung der Sektirer. — An die Bedürfnisse des armen Volkes wurde wenig gedacht; rechte Bußprediger, wie Fulco in Neuilly († 1200) und Berthold in Regensburg († 1272) erzielten wohl große Erfolge, waren aber überaus selten. Schulen fand man etwa in den Klöstern, und diese reichten nur für Wenige hin. Der Fest- und Feiertage wurden zwar immer mehrere: die meisten großen herrlichen Münster und Dome, wie zu Köln, Straßburg, Freiburg



u. s. w., deren Kunst und Pracht wir noch heute bewundern, wurden um diese Zeit gebaut; aber in diesen Kirchen wurde selten gepredigt; das Meiste war die Messe, eine Verunstaltung des heiligen Abendmahls, in welcher

Christus immer auf's Neue von den Priestern geopfert und das Brod in den Leib Christi, wie der Wein in Christi Blut verwandelt werden sollte. Alle gottesdienstlichen Handlungen mußten in lateinischer Sprache vorgenommen werden, die kein Mensch verstand, oft der Priester selbst nicht. Wie groß die Unwissenheit unter dem Volk gewesen sein muß, davon nur Ein Beispiel. In Polen wurde ein bischöflicher Befehl an allen Kirchthüren angeschlagen, durch welchen den Pfarrern untersagt war, ein Ehepaar zu trauen, wenn nicht wenigstens Eins von Beiden das Vaterunser beten könne. Die Anbetung der Heiligen und ihrer Bilder, namentlich der Maria, und die Verehrung der Reliquien stieg immer höher; die nun gebotene Ohrenbeichte und der Ablaß richteten immer größere Verwüstungen an. Wer Vergebung seiner Sünden suchte, wurde nicht auf Buße und Glauben, nicht auf eine gründliche Bekehrung gewiesen; sondern man empfahl ihm Psalmenbeten, Fasten, Wallfahrten, Geißelung und andere Selbstbüßungen; oder man beredete ihn, die Strafen der Sünden mit Geld abzukaufen. Der Papst nahm sich heraus, gänzliche Vergebung aller Sünden bald um Geld zu verkaufen, bald auf andere Bedingungen zu versprechen. Es wurden eigentliche Käufe geschlossen, und öffentliche Kontrakte schriftlich aufgesetzt, vermöge deren die überflüssigen Verdienste, welche Mönche durch Fasten, Psalmensingen, Wachen u. dgl. sich zu erwerben glaubten, an andere, Lebendige oder Todte, gegen bestimmte Geldsummen überlassen wurden. Deßwegen stand in der Beichttaxe des römischen Hofs: man könne den Armen keinen Trost geben, weil sie nichts besitzen. Endlich kam es dahin, daß man der Verdienste der Mönche theilhaftig zu werden glaubte, wenn man nur ihre Klosterkutten anzog. Daher befahlen sogar berühmte Männer, selbst Fürsten, vor ihrem Tode, man solle ihre Leichname in solchen Mönchskutten begraben.

Unter solchen Umständen, da alle Sünden um Geld

abgekauft werden konnten, kann man sich leicht denken, wie wenig die Menschen sich aus der Sünde machten. Gingen doch oft Geistliche und Klosterbewohner selbst mit dem Beispiel der Lasterhaftigkeit voran. Die gröbsten Sünden, besonders Sünden der Unzucht, wurden von allen Ständen, Geistlichen und Weltlichen, ungescheut ausgeübt, so daß die Kirchenversammlung zu Basel (1431) bekannte, alle Zucht der Kirchendiener und der übrigen Christen sei fast ganz erloschen; und Aeneas Sylvius, der nachher selbst Papst geworden, schrieb um dieselbe Zeit: „Wir würden Götzen anbeten und Christum verleugnen, wenn man es von uns forderte, indem die Liebe erkaltet und aller Glaube zu Grunde gegangen ist." — Ein Benediktinermönch um selbe Zeit schildert dieses grenzenlose Verderben mit folgenden Worten: „Das Gesetz ist gewichen von den Priestern, die Gerechtigkeit von den Regenten, der Rath von den Aeltesten, die Treue vom Volk, die Ehrfurcht von den Kindern, die Liebe von den Unterthanen, die Religion von den Prälaten, die Andacht von den Mönchen, die Ehrbarkeit von den Nonnen, die Zucht von den Jungen, die Gelehrsamkeit von den Geistlichen, der Fleiß von den Lehrern, die Furcht von den Schülern, die Billigkeit vom Gesinde, die Gerechtigkeit von den Richtern, der Gehorsam von den Soldaten, die Eintracht von den Bürgern, der Gemeinsinn von den Bauern, die Geschicklichkeit von den Künstlern, die Wahrheit von den Kaufleuten, die Wohlthätigkeit von den Reichen, die Keuschheit von den Jungfrauen, die Tugend von den Wittwen, die Reinigkeit und Vertraulichkeit von den Eheleuten. Christus wird für Nichts gehalten, und von den Großen dieser Zeit für einen Fremdling geachtet."

Unter einer so verdorbenen Kirche finden wir nur seltene Spuren von wahrhafter Frömmigkeit; aber um so sorgfältiger müssen wir sie aufsuchen, und uns ihrer freuen, ohne jedoch etwas Vollkommenes zu erwarten. Peter von Blois (1167) und Wilhelm von Paris (1228) waren gottselige Männer, und klagten sehr über

den Verfall der Christenheit. Der Cistercienserabt Bernhard von Clairvaux (S. 123) ist ein Mann von exemplarischer Frömmigkeit gewesen, der die heilige Schrift kannte und liebte, und für bessere Kirchenzucht und thätiges Christenthum sich ernstlich verwendete, während er den streitsüchtigen Scholastikern und den stolzen Päpsten frei die Wahrheit sagte. Ein Bischof Grosteste in Lincoln († 1253) wagte es dem Papst zu sagen: ach, in Rom ist das Geld allmächtig; dem Petrus aber war nur aufgetragen, Christi Schafe zu weiden, nicht sie zu scheeren und zu verzehren. Solche Zeugnisse wurden aber immer gefährlicher. Als Savonarola in Florenz gegen die Sittenlosigkeit der Stadt und auch des Papstes auftrat, hörte man ihn wohl eine Zeitlang, aber endlich (1498) wurde er verbrannt.

Andre edle Männer zogen daher vor, sich von allem lauten Welttreiben ganz in die Tiefe des Gemüths zurückzuziehen. So hat Ruysbroech in Brüssel († 1381) durch seine erbaulichen Schriften, die sich durch eine kindliche Freudigkeit gegen Gott auszeichnen, mancher stillen Seele wohlgethan. Auch Johann Tauler in Straßburg († 1361) zeichnete sich durch tiefen und strengen Ernst im Christenthum aus, und wirkte segensreich durch seine Predigt. Noch einflußreicher war die Schrift des Thomas von Kempis († 1471): „von der Nachfolge Christi," von welcher mehr als 2000 Ausgaben in verschiedenen Sprachen erschienen sind, so daß außer der Bibel kein Buch öfter gedruckt worden ist. Man nennt diese letzteren drei Männer und ihre Anhänger gewöhnlich Mystiker, weil sie das Geschichtliche und die äußere Gestalt der christlichen Kirche für weniger wichtig hielten als das innere Leben im Umgang mit Gott und Christus. Ihre Einwirkung auf eine Verbesserung des kirchlichen Zustandes konnte auch eben deßhalb nicht bedeutend sein: nur einzelne stille Seelen, die der Herr kennt, schloßen sich an sie an, und wandelten mit ihnen auf dem schmalen Pfade, der zum Leben führt.

Im Ganzen aber sah es zu jener Zeit bei den Gliedern der christlichen Kirche traurig genug aus — sie waren voll Aussatz und Eiterfraß; — wie war denn das Haupt beschaffen? „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle an bis auf's Haupt ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheilet, noch verbunden, noch mit Oel gelindert sind." Die Christenheit hatte sich längst des Gedankens entwöhnt, daß das Haupt der Kirche ein unsichtbares ist, und das Wort des Herrn vergessen: „Einer ist Euer Meister, Christus." Die Bischöfe in Rom hatten, begünstigt von den unruhigen Zeiten, ihre Macht immer fester gegründet, und ihren Einfluß immer weiter ausgedehnt. Schon der fränkische König Karl der Kahle erkaufte von dem römischen Bischof die Kaiserkrönung, und Andere folgten seinem Beispiele. Die mächtigen deutschen Kaiser von Otto dem Großen an setzten zwar den päpstlichen Eingriffen in die kaiserlichen Rechte Grenzen; aber im Jahr 1073 kam ein Mann auf den päpstlichen Stuhl, der sich solche Einschränkungen nicht mehr gefallen ließ. Das war Hildebrand, der Sohn eines Zimmermanns in Italien, als Papst Gregor VII. genannt. Er stieg von der niedrigsten Stufe bis zur päpstlichen Würde, und nahm sich vor, der tief gesunkenen Kirche durch Erhebung des geistlichen Standes und durch Vermehrung der päpstlichen Macht eine würdigere Stellung zu verschaffen; und auf dieses Ziel ging er mit eiserner Festigkeit los, ohne sich durch irgend etwas stören zu lassen. Die ganze Kirche mit ihren Dienern sollte ihm unterworfen und von der weltlichen Macht der Fürsten ganz unabhängig gemacht werden; ja vielmehr sollten diese selbst unter seine Botmäßigkeit kommen. Deßwegen verbot er den Mißbrauch, geistliche Aemter um Geld zu kaufen; er zwang alle Geistlichen unverheirathet zu bleiben, damit sie und ihr Vermögen von der weltlichen Obrigkeit um so unabhängiger sein und bloß der Kirche zu Gebot stehen möch-

ten. Er drang dem Kaiser das Recht ab, alle neuen Bischöfe seines Reichs zu bestätigen, und ließ den Bischöfen und Erzbischöfen nur so viel Gewalt in ihrem Sprengel, als er für gut fand. Als Nachfolger des Petrus und Statthalter Christi forderte er von Kaisern, Königen und Fürsten Gehorsam, und sprach sich das Recht zu, einem Jeden seine Besitzungen zu geben und zu nehmen. Somit erklärte er sich zum obersten Herrn und Richter des ganzen Erdbodens in geistlichen und weltlichen Dingen. Hildebrand war nicht der Mann, der sich mit leeren Großsprechereien begnügt hätte; er wußte seine gewaltigen Ansprüche auch in der That geltend zu machen. Der deutsche Kaiser Heinrich IV., der diese Ansprüche nicht anerkennen wollte, gerieth in einen ernstlichen Streit mit ihm, und — zog den Kürzern. Der Papst that ihn in den Bann, d. h. er sprach alle Unterthanen des Kaisers von ihrem Gehorsam gegen ihn frei, und forderte die deutschen Fürsten auf, einen neuen Kaiser zu wählen. Und wirklich war auch die abergläubische Furcht vor der päpstlichen Macht schon so tief eingewurzelt, daß die Fürsten Miene machten, dieser Aufforderung zu gehorchen. Heinrich sah ein, daß, wenn er Kaiser bleiben wollte, nichts für ihn übrig sei, als daß er dem Papst sich demüthig unterwerfe. Er zog also nach Italien, und bat den Papst, der sich damals auf dem Schlosse Canossa aufhielt, um Lossprechung vom Bann. Gregor aber ließ ihn drei Tage lang in der Kleidung eines Büßenden, in härenem Hemd und mit bloßen Füßen, es war der strenge Januar 1077, im Hofe stehen, und erst am vierten Tage ließ er ihn vor sich, und sprach ihn vom Banne los. — Gregor regierte nicht lange genug, um alle seine großartigen Plane in Ausführung zu bringen, — er starb 1086; — aber das Papstthum starb nicht, und es ist in der That merkwürdig, wie sich durch die ganze Geschichte desselben ein großer nie aufgegebener Regierungsplan hindurchzieht, so verschieden auch der Charakter der Personen war, welche die päpstliche Würde bekleideten.

Am glücklichsten führte Innocenz III. (1198—1216) aus, was Hildebrand angefangen. Bei der allgemeinen Kirchenversammlung, welche er veranstaltete, durften die Bischöfe nur unterschreiben, was er beschlossen hatte. Von Königen und Kaisern sprach er wie von seinen Dienstleuten. Er strafte sie mit dem Bann, und belegte ihre Länder mit dem Interdikt, vor welchem dem abergläubischen Volk unbeschreiblich bange war. Denn da hörte im ganzen Lande aller Gottesdienst plötzlich auf, und Alles mußte die Zeichen des Fluchs und der Trauer tragen. Die Todten wurden ohne Gebet und Gesang außerhalb des Gottesackers eingescharrt, die Ehen neben den Todtengräbern eingesegnet; und Keiner durfte den Andern auf der Straße grüßen. Auf solche Weise entriß Innocenz das Königreich England seinem rechtmäßigen Herrn, Johann ohne Land, schenkte es dem französischen Könige, und gab es erst dann an Johann zurück, als dieser sich dem päpstlichen Stuhl unterwarf und eine jährliche Abgabe versprach. — Diese drückende Macht der Päpste mußten namentlich die mächtigen Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen erfahren, welche mit den Päpsten unaufhörlich im Streit lagen, und von ihnen so lange verfolgt wurden, bis der letzte Sprößling ihres Stammes, Conradin, im Jahre 1268 sein Haupt auf dem Schaffot verloren hatte. Innocenz III. stiftete auch die Inquisition oder das Ketzergericht, welches späterhin (1233) dem Dominikanerorden zur Verwaltung übertragen wurde. Dadurch wurde die Verfolgung und Bestrafung Derer, die anders glaubten als die Kirche, eigentlich in ein System gebracht; und mit der ausgedachtesten Bosheit und Fühllosigkeit wurden die grausamsten Martern und Foltern bei den vorgeblich Irrenden angewendet, und wenn kein Widerruf erfolgte, ja oft selbst in diesem Fall die Untersuchung mit dem Scheiterhaufen geschlossen.

Die erste Folter im Inquisitionszimmer war, den Geängsteten an zwei auseinanderstehenden Balken emporzuziehen, und ihn so,



den Kopf abwärts hangen zu lassen. Der erste Dominikaner sagte zu ihm: „Bekenne, mein Sohn, bekenne!“ Wenn dieß ohne Erfolg blieb, so wurde der Angeklagte an den Handgelenken in die Höhe gezogen, während ein schweres Gewicht an seinen Füßen hing; man ließ ihn hangen, bis der Schmerz so heftig wurde, daß er ein Klaggeschrei ausstieß. Dieses wurde von dem Spott der Furien unterbrochen, welche ihm zuriefen: „Hund und Ketzer!“ — und dann den Folterknechten befohlen, das Seil nachzulassen, und den armen Winselnden auf- und niederzuziehen, bis alle Gelenke auseinandergezerrt waren. Wenn er sich von diesen Qualen erholt hatte und noch nicht bekennen wollte, so legten sie den Gefangenen in eine hohle Truhe, mit dem Rücken auf einen kreuzweisen Pfahl, und bedeckten ihm Mund und Naslöcher mit feiner Leinwand, auf welche Wasser in einem dünnen, langen Strahl gegossen wurde, der ihm die Leinwand tief in den Schlund hinabtrieb. Und so machten sie fort, bis der arme Kämpfer am letzten Athemzug röchelte; dann wurde ihm die Leinwand plötzlich aus dem Munde herausgezogen mit Strömen von Blut. Wenn alle diese Grausamkeiten den Beklagten nicht bewegen konnten, etwas anzugeben, was er nicht wußte, oder seine Mitbrüder zu verrathen, so brachte man ihn zu einer Kohlenpfanne und stellte seine Füße darauf, mit Speck beschlagen, damit sie gebraten würden.

Es ist unglaublich, wie viele Opfer diese höllische Anstalt, die aus der Finsterniß entsprungen ist, und im geheimen Dunkel ihre Werkstätte hatte, nur z. B. in Spanien kostete. Hier spürte man namentlich den heimlichen Juden und Muhammedanern nach (S. 113). So wurden unter Torquemada, dem ersten General-Inquisitor (1482—98), 8800 Menschen lebendig verbrannt, 96,504 sonst bestraft u. s. f. Im Ganzen hat die Inquisition Spanien wohl zwei Millionen seiner Kinder gekostet. — Innocenz III. war es auch, welcher den ersten Kreuzzug gegen die Sektirer veranstaltete, von dem ich noch erzählen werde.

Eine neue Quelle für die päpstliche Macht eröffnete Bonifacius VIII., welchem die bisher nach Rom geflossenen Summen Geldes nicht genügten; er kam auf den Gedanken, ein eigenes Ablaßjahr anzuordnen, das alle 100 Jahre wiederkehren, und während dessen Jeder, der persönlich nach Rom käme, vollkommenen Ablaß erhalten sollte. Im Jahr 1300 war das erste dieser Jubeljahre, das dem Papste und der Stadt Rom erstaunlich viel eintrug. Von einem Monat zum andern kamen 200,000 Pilgrime nach Rom, welche sämmtlich kleinere oder größere Gaben mitbrachten. Dieser glänzende Erfolg war verführerisch; das Jubeljahr wurde später alle 50 und 33, endlich alle 25 Jahre ausgeschrieben, und der vollkommene Ablaß sogar an diejenigen verkauft, welche nicht selbst nach Rom kommen konnten.

Und doch bezeichnet dieses Jubeljahr die letzte Blüthezeit des Papstthums. Der Bogen war über die Maßen gespannt worden; jetzt mußte er nachgeben oder brechen. Die Könige Europa's wollten sich den wachsenden Anforderungen nicht mehr fügen, und ihre Völker standen zu ihnen. König Philipp von Frankreich verbat sich eine schiedsrichterliche Entscheidung des Papstes, und seine Stände beschlossen: in Frankreich hat der Papst nichts zu befehlen. Bonifacius erließ einen Bannstrahl, der aber nur zur Folge hatte, daß der König Leute sandte,

die den Papst in Rom selbst gefangen nahmen. Zwar befreite ihn das Volk, aber der arme Mann konnte diesen Glückswechsel nicht ertragen und starb als ein Rasender 1305. Da wußte es denn die französische Politik so zu wenden, daß lange Zeit nur unterthänige Franzosen zu Päpsten gewählt wurden, die sogar auf französischem Boden, in Avignon ihren Sitz nehmen mußten und, während sie sich vor dem Könige schmiegten, nur gegen fremde Fürsten bellen durften. Fast 70 Jahre lang (1309—1377) dauerte diese babylonische Gefangenschaft, welche das Papstthum über die Maßen entwürdigte.

Es wurde aber noch schlimmer, als der Papst endlich nach Rom zurückkehrte. Schien es doch, als habe der heilige Stuhl das Regieren verlernt. Durch rauhe Härte trieb der erste freie Papst die Kardinäle so weit, daß sie einen andern Papst wählten (1378); und nun hatte die Christenheit das Schauspiel von zwei Päpsten, die sich gegenseitig verfluchten und jeder nach Kräften die Völker auszusaugen bemüht waren. Man heißt diese Zeit das Schisma (Getrenntheit); sie dauerte fast 40 Jahre (1378—1417). Da hätten die Christen lernen können, daß es sich im Grunde ohne Papst auch leben ließe; allein so weit war man noch nicht. Nur das wagte man zu behaupten, daß weil ein gemeinsames Haupt nöthig sei, eine allgemeine Kirchenversammlung, die über allen Päpsten stehe, berufen werden müsse. Eine solche kam 1309 in Pisa zusammen; allein sie machte das Uebel schlimmer, man hatte nun drei Päpste. So berief man endlich ein Concil nach Constanz, wo die Papstgewalt neu geordnet werden sollte. Allein dazu kam es nicht. Das Concil berieth und beschloß wohl viel (1414—18), setzte den Papst Johann XXIII ab, als einen entschiedenen Gottesleugner, der der gräulichsten Laster überwiesen war, und erhob einen auf den Thron, der allgemein anerkannt wurde. Aber das war auch alles! Derselbe machte eben jenen Vorgänger zum Haupt der Kardinäle und gieng in allem wieder die alten Wege.

Man sah, daß auch ein Concil eine Reformation an Haupt und Gliedern, wie sie immer dringender verlangt wurde, kaum schaffen werde. Von der besonderen Schuld dieser Kirchenväter, daß sie nämlich den edlen Huß verbrannten, und von deren Folgen wird noch weiter die Rede sein.

Ein Concil zu Basel (1441—43) suchte dann allerhand Mißbräuche abzuschaffen, und gieng gegen den ungefügigen Papst scharf vor; dennoch wußte dieser die Fürsten zu gewinnen, und alles so ziemlich auf den alten Stand zurückzuführen. Das heißt, was die Gelderpressungen und Machtansprüche betraf. Nur von einer Begeisterung der Völker für das Papstthum war hinfort nichts mehr zu verspüren. Gegen die Türken, welche 1453 Konstantinopel einnahmen und Europa bedrohten, hätte der Papst gern einen Kreuzzug veranlaßt, aber sein Wort zündete nirgends mehr. Und nun eben kamen die ärgsten Scheusale auf den päpstlichen Thron, Innocenz VIII, (1484) der nur seine unehlichen Kinder zu bereichern suchte, und Alexander VI. (1492—1503), durch Grausamkeit und Unzucht der Abscheu der Menschheit. Von ihm sang man in der ganzen Christenheit: Der verkaufe Alles, auch Christum; kein Wunder, — er verkaufe nur was er gekauft habe. Das Türkengeld, und was er durch Trug und Mord zusammenbrachte, verpraßte er mit seinen Weibern und Kindern. Er starb an dem Gift, das er einem reichen Kardinal bereitet hatte, um ihn zu beerben. Julius II. (1503 — 1513) beunruhigte durch seine Kriege ganz Italien und andere Länder, und konnte sich als „der andere Gott auf Erden" anreden lassen. Nun aber war auch die Zeit gekommen, da diese Kirchenfürsten erkennen sollten, daß sie Menschen seien und einen Gott über sich haben.

4. Geschichte der Sekten.

Wie gern wendet sich das Auge von diesen Gräuelgestalten weg, um die verborgenen Spuren einer wahren Gemeine Jesu aufzusuchen, welche sich mitten unter dem zunehmenden Abfall des großen Haufens durch alle Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Gegen die überhandnehmende Verschlimmerung der Kirche und gegen die frevelhaften Anmaßungen des Papstthums legten immer einige Wenige durch Wort und Wandel Zeugniß ab; nur darf man sie nicht als zu irgend einer Gemeinschaft zusammen geschlossen betrachten. Vielmehr gehörten Manche der herrschenden Kirche an, bekleideten sogar hohe Aemter in ihr, und ließen sich doch die Freiheit nicht nehmen, gegen alles Böse, das sie an ihr sahen, zu protestiren. Anderer Art war der Widerspruch derjenigen Sekten, die einen ungesunden Geheimglauben hegten. So gab es in Kleinasien seit 660 Paulicianer, die nach Pauli Denkweise alle Aeußerlichkeit in der Religion verwarfen und sich streng an die Evangelien und Pauli Briefe hielten, daneben aber die alte manichäische Lehre hatten, daß es zwei Götter gebe, einen guten und einen bösen, und jeder Mensch zwei Seelen habe, wie das der persische Halbchrist Mani († 272) behauptet hatte. Nach vielen Kriegen mit ihren griechischen Verfolgern erhielten sie (970) Religionsfreiheit und kamen nach Bulgarien, wo sie sich weiter ausbreiteten. Ums Jahr 1000 schon finden wir in Deutschland und Frankreich ähnliche Geheimlehren; Viele verwarfen die Taufe, das Fleischessen, die Ehe, lebten stille und züchtig und lasen viel in der Schrift; ihr Papst, sagten sie, sei der heilige Geist. Je mehr man sie verfolgte, desto weiter verbreiteten sie sich und griffen die herrschende Kirche an so empfindlichen Punkten an, daß viele redliche Seelen ihnen beifielen. Man darf nicht bei allen Eine und dieselbe Lehre suchen; vielmehr theilten sie sich mannigfach, so daß Einige nur gegen die

Mißbräuche eiferten und eher zerstörten als bauten, Andere mehr dem Bibelworte folgten, Andere aber auf ihre Geheimlehre den größten Werth legten. In Südfrankreich, wo der Geistliche Peter von Bruis und Andere mit dem äußerlichen Ceremonienwesen auch die Kindertaufe verwarfen und großen Anhang fanden, traten seit 1100 Leute auf, die sich Catharer nannten (daher das Wort Ketzer), d. h. die Reinen, weil sie von den Irrlehren und Mißbräuchen der Kirche rein bleiben wollten. Man hieß sie auch Bulgaren (Bougres) und „Weber,“ und erzählte Wunderbares von ihrer Geschicklichkeit, die Leute durch Schriftworte zu bezaubern und die Geistlichen damit zu widerlegen, so wie von ihrer Standhaftigkeit auf dem Scheiterhaufen. Am ganzen Rhein hinab und in Oberitalien machten sie große Fortschritte und mehrten sich trotz aller Verfolgung.

In Lyon war ein reicher Kaufmann Peter Waldo, der über dem Vorlesen der kirchlichen Evangelien zum Nachdenken über die heilige Schrift geführt wurde, und den Drang in seinem Innern fühlte, das, was ihm so wichtig und theuer geworden, auch Andern mitzutheilen. Er ließ Theile der heiligen Schrift und Stücke aus den Kirchenvätern in die französische Sprache übersetzen und verbreitete sie so viel als möglich unter dem Volk. Er selbst unterrichtete seine Hausgenossen, seine Bekannten und allerlei arme Leute, welche ihn besuchten, in der christlichen Lehre, und ermahnte sie zur Gottseligkeit. Ihm lag nur daran, das innige Christenthum der apostolischen Zeit wieder zu verwirklichen, er verkaufte daher Alles und gabs den Armen; viele hiengen ihm an und folgten seinem Beispiel, indem sie auch auf den Straßen predigten und zu zwei herumwanderten. Man hieß sie die Armen von Lyon. Je tiefer sie in das Verständniß der heil. Schrift eindrangen, desto mehr erkannten sie den Verfall und die Irrthümer der herrschenden Kirche, und konnten davon nicht ganz schweigen. Der Erzbischof verbot ihnen das Predigen, sie aber beriefen sich auf

Apost. 5, 29. und baten den Papst Alexander III., es ihnen zu gestatten. Sie wurden für Schismatiker erklärt (1179), und da sie sich nicht fügten, in den Bann gethan. Waldo floh, verfolgt von einem Ort zum andern, in die Pikardie, predigte das Evangelium allenthalben mit großem Segen, fand ungemein viel Anhang, und starb in Böhmen. Seine Anhänger wurden in alle Gegenden der Christenheit zerstreut, und fanden da und dort manche Anhänger, besonders im südlichen Frankreich, wo die mit der Kirche Mißvergnügten schon das Uebergewicht hatten, besonders um Toulouse und Albi. Da schrieb Papst Innocenz III. einen Kreuzzug gegen die mit den Waldensern verbundenen Albigenser aus 1209, und versprach Jedem, der an demselben Theil nehmen würde, vollkommene Vergebung seiner Sünden. Ueber hunderttausend Krieger unter Anführung des Grafen Simon v. Montfort, erfüllten nun Jahre lang das Land, mit Blutvergießen und allen Arten der Unterdrückung. Bei



Bezieres fragten die Kreuzfahrer ihren wüthenden Prediger, Abt Arnold: Wie sollen wir aber die Guten und die Bösen unterscheiden? der schrie: Haut nur zu, der HErr kennt die Seinen! und berichtete dem Papst triumphirend, die göttliche Rache habe wohl 20000 jedes Ge-

schlechts und Alters getroffen. Der Graf verlor sein Land. In einem andern Kreuzzuge, den 1226 der französische König Ludwig VIII. vornahm, wurde Alles ermordet und zerstört. Man kann sich keine Vorstellung machen von den schrecklichen Auftritten von Niederträchtigkeit, Treulosigkeit, Grausamkeit und Heuchelei, deren sich die Verfolger der Wahrheitszeugen schuldig machten. Während dieses Kreuzzuges litten die Waldenser und Katharer in andern Gegenden 20 Jahre lang eine Hauptverfolgung durch die grausame Inquisition, welche eine große Menge derselben hinrichten, meistens verbrennen ließ. Hauptsächlich um ihretwillen hatte nämlich Papst Innocenz III. 1215 die Inquisition eingeführt (S. 129). Die Anzahl der Verhafteten war zuweilen so groß, daß man nicht genug Gefängnisse für sie bauen, noch die Kosten ihres Unterhaltes bestreiten konnte.



Das Schloß von Menerbe an der spanischer Grenze, das von den Ketzern besetzt war, wurde durch Wassermangel genöthigt, sich dem päpstlichen Gesandten zu ergeben. Ein Geistlicher unternahm es, ihnen zu predigen und sie zur Anerkennung des Papstes zu ermahnen. Aber sie unterbrachen seine Rede, und erklärten, seine Bemühung würde vergeblich sein. Der Graf von Montfort und der päpstliche Gesande ließen darauf ein großes Feuer anzünden und 140 Personen beiderlei Geschlechts wurden darin verbrannt. Diese Märtyrer starben mit Frohlocken, und lobten Gott, daß sie würdig

erachtet worden, um Christi willen zu leiden. Sie sagten dem Grafen, am jüngsten Tage, wann die Bücher aufgethan würden, werde er dem Gerichte Gottes wegen seiner Grausamkeit nicht entrinnen können. Von der ganzen Gesellschaft ließen sich durch wiederholtes Zureden nur drei Weibspersonen zum Widerruf bewegen.

Einem 60jährigen Mann hatten die gefühllosen Soldaten die Hände auf den Rücken und ihn selbst auf eine Bank gebunden. Darauf setzten sie ihm einen Hornschröter auf den Nabel, und deckten ihn mit einem kleinen Gefäß zu, so daß der Hornschröter fort und fort stechen und nagen mußte, bis er sich durch den Nabel in den Bauch eingebohrt hatte, und also den armen angebundenen Mann mit einer barbarischen und fast unerhörten Todesart umbrachte. Ein Waldensischer Priester, Arnold, wurde mit neun andern Waldensern, unter welchen auch zwei Frauen waren, auf den Scheiterhaufen gebracht. Als sie schon halb verbrannt waren, ermannte er sich, legte seine gebratenen Hände auf ihr versengten Häupter und sprach: „Bleibet beständig in eurem Glauben, denn ihr werdet heute mit Laurentius (S. 42) im Paradiese sein."

Es gab unter ihnen, wie natürlich, verschiedene Grade von Erkenntniß und von Reinheit, verschiedene Ansichten über diesen oder jenen Lehrpunkt, und da oder dort eine Hinneigung, sich zu weit auf die andere Seite hinüber zu verlieren: zuweilen mengten sich wohl auch unlautere Glieder unter sie, deren Irrthümer dann den Uebrigen auch aufgebürdet wurden. So lassen sich viele ungereimte und widersprechende Beschuldigungen erklären, die gegen die Waldenser erhoben worden sind. Indeß kamen Alle darin überein, daß sie mit dem gesunkenen Zustand der Christenheit unzufrieden, und der päpstlichen Gewissensherrschaft abgeneigt waren. Das Gaubensbekenntniß der Waldenser im südlichen Frankreich, welche vielleicht unter Allen die lautersten gewesen, enthielt folgende Punkte, aus denen wir zugleich die entgegengesetz-

ten Irrlehren der damaligen herrschenden Kirche kennen lernen:

1) Sie bekannten, daß man in Allem, was zur Seligkeit gehöre, allein der heiligen Schrift glauben müsse und sonst keinem Menschen noch Buche. 2) Sie lehrten, es sei nur ein einziger Mittler, und die Heiligen dürfe man nicht anrufen. 3) Erklärten sie das Fegfeuer für eine Erdichtung. 4) Nahmen sie nur zwei Sakramente an, die Taufe und das Abendmahl. 5) Verwarfen sie die Messe, und namentlich die Seelenmesse für Verstorbene. 6) Verwarfen sie alle Menschensatzungen, als da sind Fasttage, überflüssige Feiertage, Mönchs- und Klosterordnungen, Wallfahrten und alle blos von Menschen eingesetzten Ceremonien. 7) Sie leugneten durchaus den Vorzug des Papstes vor andern Bischöfen und seine angemaßte Macht über die weltlichen Obrigkeiten. Die Aemter der Bischöfe, Priester und Diakone dagegen erkannten sie an. 8) Sie behaupteten, es sei schriftmäßig, das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen. 9) Die römische Kirche, sagten sie, sei jenes Babylon, von dem in der Offenbarung Johannis die Rede ist, der Papst sei der Ursprung aller Irrthümer und der eigentliche Antichrist. 10) Verwarfen sie den Ablaßkram und das Verbot der Priesterehe. 11) Lehrten sie, Diejenigen, welche das Wort Gottes hören und seinen wahren Sinn verstehen, seien die Kirche Gottes, und dieser Kirche seien von Christo die Schlüssel gegeben; und daher könne und solle sie die Wölfe verjagen, und dagegen fromme und wahrhafte Hirten berufen, derselben Stimme hören, und von ihnen die Sakramente empfangen.

Ihre tägliche Nahrung war Gottes Wort, Gebet und Singen, welches sie auch mitten in ihrer Arbeit nicht unterließen. Daher kam es denn auch, daß die gemeinsten Leute immer im Wort Gottes trefflich gegründet waren. Es gab unter ihnen Solche, die den ganzen Hiob und Andere, die das ganze Neue Testament auswendig wußten: denn ein jeder Hausvater übte bei ihnen

das geistliche Priesterthum. Der Vater lehrte den Sohn, die Mutter ihre Tochter. Schüler von sieben Jahren unterrichteten schon wieder Andere. Fast Jedermann bei



ihnen konnte schreiben und lesen, was zu jener Zeit so manche Priester und Bischöfe der päpstlichen Kirche nicht einmal konnten. Ihr Leben war einfach, mäßig und unbescholten, ihre Reden sogar nach dem Worte Gottes abgewogen. Sie nährten sich von der Arbeit ihrer Hände, nannten einander Brüder und Schwestern, und übten sich in dienender Liebe. Ihrer Obrigkeit waren sie treu und gehorsam; und ihr untadelhafter Wandel erwarb ihnen bei den Billigdenkenden ein solches Zutrauen, daß Waldenser-Knechte, -Mägde, -Säugammen und -Kinderfrauen allen übrigen vorgezogen wurden. Einer ihrer heftigsten Gegner, Rainer, wußte ihnen nichts anderes vorzuwerfen als; 1) daß ihre Sekte die älteste unter allen sei; 2) daß es fast kein Land gebe, wo sie nicht zu finden

seien; 3) daß, während alle andere Sekten sich durch ihre gotteslästerlichen Lehren abscheulich machen, diese Waldenser einen großen Schein der Frömmigkeit haben, indem sie vor den Menschen gerecht leben, von Gott gut und richtig glauben, auch alle Artikel im apostolischen Glaubensbekenntniß halten, nur daß sie die römische Kirche und Geistlichkeit hassen. — Ein anderer ihrer Gegner sagt, man erkenne die Ketzer an der Bescheidenheit, Ehrlichkeit, Frömmigkeit und jeder christlichen Tugend! (Matth. 7, 18).

Ihre Armen, ihre Prediger und ihre Missionare erhielten sie blos durch freiwillige Beiträge. Ihre Bischöfe hatten die Gewohnheit, daß sie Apostel zu ihren Gemeinden, über welche sie ein genaues Verzeichniß führten, in alle Länder ausschickten. Diese giengen je zwei und zwei aus. Wo sie hinkamen, richteten sie sich nach den Zeichen der Häuser, welche die Waldenser an ihren Thüren oder Dächern angebracht hatten. Wo sie ein solches Zeichen an einem Hause bemerkten, kehrten sie ein, stärkten ihre Brüder, unterrichteten sie in Gottes Wort, ermahnten sie zur Beständigkeit in ihren Verfolgungen, beteten mit ihnen, trösteten sie in ihren Anfechtungen, und ordinirten wohl auch unter Handauflegung die Laien zu Aeltesten und Diakonen, welche die Sakramente verwalten und die Absolution ertheilen durften. Sie hießen deßwegen auch Passagiers, weil sie in alle Lande verschickt wurden. Und so häufig waren sie überall anzutreffen, daß ein Missionar, der von Köln nach Mailand reiste, jede Nacht bei seinen Glaubensverwanden einkehren konnte. Ueberhaupt unterhielten die Waldenser beständige Verbindung und Briefwechsel mit ihren Brüdern in andern Gegenden, und hatten zu diesem Zweck überall vertraute Häuser zu Sammelplätzen für Personen und Briefe.

Ums Jahr 1400 griffen die Verfolger die im Thal von Pragela wohnenden Waldenser an. Da die armen Leute sahen, daß ihre Höhlen von den Feinden besetzt waren, welche sie mitten im strengsten Winter überfallen

hatten, flüchteten sie auf einen der höchsten Berge der Alpen, indem die Mütter ihre kleinsten Kinder sammt den Wiegen trugen, und andere, die schon gehen konnten, an der Hand führten. Viele wurden ermordet, und Andere kamen vor Hunger um; 180 Kinder wurden in ihren Wiegen todt gefunden und die meisten Mütter folgten ihnen bald im Tode nach. Im Thale von Loyse fand man 400 kleine Kinder in ihren Wiegen oder in den Armen ihrer verstorbenen Mütter erstickt, und zwar vom Rauche eines großen Feuers, das am Eingang ihrer Höhlen angezündet worden war. Die Waldenser von Pragela und Fraissiniere, die über dieß blutdürstige Verfahren in Bestürzung geriethen, setzten sich in Fassung, und erwarteten ihre Feinde bei den engen Päffen ihrer Thäler: sie waren auch wirklich zu ihrem Empfang so wohl bereit, daß die Feinde sich zum Rückzug genöthigt sahen.

Die Scheiterhaufen der Inquisition brannten fort bis in's Jahr 1488; da fand es Papst Innocenz VIII. rathsamer, die Waldenser mit dem Schwert angreifen zu lassen. Für diesen Dienst wurden 18,000 Streiter angeworben, zu denen sich viele piemontesische Katholiken gesellten, um bei der zu verhoffenden Plünderung etwas davon zu tragen. Aber die Waldenser, die mit hölzernen Schilden und Armbrüsten bewaffnet waren, und ihre vortheilhafte Stellung in den Engpässen benützten, schlugen ihre Feinde zurück, indessen die Weiber und Kinder auf den Knieen lagen und Gott anflehten, daß Er Sein Volk beschützen wolle. Der Herzog Philipp von Savoyen war billig genug, eine nothgedrungene Selbstvertheidigung von Rebellion zu unterscheiden; er nahm daher ihre Entschuldigung an, und ließ ihnen förmlich seine Verzeihung anzeigen. Und da man ihm berichtet hatte, die neugebornen Kinder der Waldenser seien ganz mit Haaren überzogen und haben schwarze Hälse und vier Reihen Zähne, so ließ er einige von ihnen nach Pignerol kommen, überzeugte sich mit eigenen

Augen, daß die Waldenser keine Ungeheuer seien, und entschloß sich, sie in Schutz zu nehmen. Es scheint aber, er habe nicht genug Macht gehabt, um seine guten Absichten auszuführen: denn die Ketzerrichter fuhren täglich fort, diese redlichen Nachfolger Christi aufzugreifen, und die Verfolgung währte bis in's J. 1532. Um diese Zeit fiengen die Waldenser in Piemont an, ihren Gottesdienst öffentlich zu halten, und dieß brachte endlich die weltliche Macht so gegen sie auf, daß sie die päpstlichen Maßregeln mit mehr Ernst unterstützte. Allein die Waldenser vertheidigten sich mit Muth und Glück; die römischen Priester mußten das Land verlassen; die Messe wurde verbannt; und während man bisher nur das Neue Testament und einige Bücher des Alten in der waldensischen Sprache gehabt hatte, so ließ man jetzt die ganze Bibel drucken: denn bis zum Jahr 1525 hatte man sich nur mit Handschriften beholfen.

In Deutschland rottete die Inquisition unter dem wüthenden Conrad von Marburg (1231 — 33) alle Ketzer mit besonderer Grausamkeit aus. Doch übertrieb er seinen Diensteifer also, daß das Volk lange keinen Inquisitor mehr duldete. Die Waldenser erkärten nun den Papst öffentlich für den Antichrist, und behaupteten, wenn Gott sie nicht nach Deutschland gesandt hätte, das Evangelium zu predigen, so würden sogar die Steine erweckt worden sein, dieß zu thun. „Wir geben" — sagten sie — „nicht eine erdichtete Losssprechung, sondern wir predigen die Vergebung der Sünden, wie sie von Gott selbst in Seinem Worte aufgerichtet ist." Es rissen aber auch allerlei Irrthümer unter ihnen ein. Die Begharden waren erst eine Verbrüderung von Betern; dann arteten sie zu der schwärmerischen Sekte der Brüder und Schwestern des freien Geistes aus. Sogar der Provincial der Dominikanermönche, Eckhard in Cöln, der sich bemühte, die wahre Ursache ihrer Trennung von der römischen Kirche zu entdecken, wurde von ihnen bekehrt;

als Beghard entdeckt, hat man ihn 1329 zu Heidelberg verbrannt.

Eine ähnliche Verbrüderung zunächst zu Werken der Barmherzigkeit bildete sich um 1300 in Antwerpen, vom Volk Lollharden genannt. Diese breiteten sich trotz aller Anfechtungen immer weiter aus, wie auch die von dem frommen Priester in Deventer, Gerhard Groot († 1384) unter Geistlichen gestiftete Vereinigung der Brüder des gemeinen Lebens. Auch sie wurden mannigfach verfolgt und vermischten sich da und dort mit andern Sekten und Richtungen. Man darf von allen diesen Nebenkirchlein nicht zu hoch denken, auch nicht meinen, bei ihnen allein sei wahres Christenthum zu finden gewesen. Aber die Redlichen unter ihnen wirkten alle mit zu einem allgemeinen Verlangen nach einer Reformation der Kirche, von der wir nun den ersten Anlauf erzählen wollen.

---

5. Wycliffe und Huß.

Böhmen hatte das Evangelium aus Griechenland erhalten (S. 63). Zwei fromme Mönche, Cyrillus und Methodius, aus Thessalonich gebürtig, wurden im Jahr 863 von Konstantinopel aus abgeordnet, um in Bulgarien die Lehre von Christo zu predigen. Die Schwester des Bulgarenkönigs hatte als Gefangene in Konstantinopel das Christenthum kennen gelernt und nach ihrer Zurückkunft ihren Bruder bewogen, sich Missionare aus Konstantinopel zu erbitten. Somit hatten diese offenen Zutritt bei Hof. Man erzählt, Methodius sei ein geschickter Maler, und als solcher bei dem Könige beliebt gewesen. Der König habe ihm einmal befohlen, einige Bilder zu malen, die so fürchterlich aussähen, als er sie nur immer darstellen könnte. Methodius habe diese Gelegenheit be-

nützt, und das jüngste Gericht so beweglich in einem Gemälde abgebildet, daß der König in großes Entsetzen gerathen sei. Von da an habe er den Entschluß gefaßt, sich taufen zu lassen. Das Christenthum wurde bald im ganzen Lande eingeführt, und die beiden Missionare konnten nun ihren Wanderstab weiter setzen. Sie wandten sich nach Mähren (863), und waren auch dort in ihrem Missionsgeschäft glücklich, so daß im Jahr 867 der Herzog Borziwoj von Mähren und Böhmen sich taufen ließ, und in beiden Ländern in kurzer Zeit eine zahlreiche christliche Gemeinde gesammelt wurde. Methodius gieng selbst nach Rom, um sein Werk zu sichern, und erreichte, daß die slavische Sprache auch für den Gebrauch der Kirche gestattet wurde. Nach und nach aber gewannen Deutsche Geistliche das Uebergewicht und führten mit ihrem Latein die besonderen Irrlehren und Mißbräuche der römischen Kirche ein; denn Böhmen wurde 950 mit dem Deutschen Reich vereinigt. — Zwar behielten die griechisch gesinnten Gemeinden ihre Religionsfreiheit, kamen aber nach und nach, bald durch Verführung, bald durch Verfolgung, in große Gefahr, und waren einer Auffrischung sehr bedürftig. Diese bereitete ihnen Gott durch waldensische Flüchtlinge, welche gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts aus Frankreich vertrieben (S.135), sich zahlreich in Böhmen niederließen, und dort eine Reihe von Gemeinden gründeten, die bis in's vierzehnte Jahrhundert ihre eigenen Einrichtungen und Prediger hatten, und mit ihren Glaubensgenossen in Italien fortwährende Gemeinschaft unterhielten. Diese Stärkung war den böhmischen Christen sehr nöthig: denn um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde außer der katholischen keine andere Religionsübung mehr in Böhmen gestattet, und der Gebrauch des Kelchs im heiligen Abendmahle ward den Laien entzogen. Von da an konnten die griechisch gesinnten Böhmen ihre Gottesdienste nur im Verborgenen halten, in Häuser, Wäldern und Höhlen, und auch das nur unter Gefahr. Viele

wurden auf dem Wege angefallen, geschlagen, geplündert, zu öffentlicher Strafarbeit verurtheilt, oder gar hingerichtet. Sie kamen daher zu ihrem Gottesdienst in großen Haufen und bewaffnet zusammen. Einzelne Zeugen der Wahrheit standen von Zeit zu Zeit unter den Predigern auf, und bliesen die Kohlen wieder an, wenn sie am Erlöschen waren. So Conrad Stiekna in Prag, der Strafprediger Johann Milicz († 1374) und Matthias v. Janow († 1394). Letzterer sprach und schrieb nicht blos gegen den Greuel der Verwüstung, den Priester und Mönche in der Gemeinde Christi angerichtet, sondern weissagte auch dem König Wenzel in Gegenwart vieler Edelleute, welche Kriege noch in Böhmen wegen der Religion werden geführt werden, welche Schwierigkeiten sein Nachfolger Sigismund werde zu überwinden haben; und wie nach diesem ein unmächtiges Volk ohne Waffen aufkommen, für die wahre Religon eifern, und nur um so mehr wachsen werde, je mehr man es bedrücke. „Aber unter Allen, die hier stehen, wird nur ein einziger es erleben." Dieser Einzige hieß Wenceslaus, und erzählte nachmals den Brüdern diese Weissagung, als er in hohem Alter sich an sie anschloß. Doch hielten diese drei sich noch zur herrschenden Kirche.

Größer ward die Wirksamkeit des Johann Huß, eines frommen und geschickten Predigers und Professors in Prag. Durch fleißiges Forschen in der heil. Schrift war er bereits auf Manches gekommen, was mit den Lehren der römischen Kirche nicht übereinstimmte; nun kamen ihm aber auch noch die Schriften des Johann Wykliffe in die Hand, und die Augen giengen ihm vollends auf.

Wykliffe (geb. 1324) war ein frommer und gelehrter Mann, der sich den Bettelmönchen, den Anmaßungen des Papstes und den groben Irrthümern und Mißbräuchen in der katholischen Kirche stark und muthig widersetzte. Er übertrug die ganze heil. Schrift in die eng-

lische Sprache, und empfahl das Bibellesen auf's Dringendste, besonders nachdem das päpstliche Schisma (1378) ihm das ganze Elend der Kirche aufgedeckt hatte. Die Machthaber waren ihm günstig, weil er die Befreiung Englands von der schimpflichen Lehnsabgabe an den Papst befürwortete, und auch Viele in Oxford fielen ihm zu, als er diesen einen Beutelschneider, ja Antichrist nannte. Als er aber 1381 auch die Brodverwandlnng bestritt, wurden seine Gönner bedenklich. Der Erzbischof von Canterbury erklärte 1382 eine Reihe seiner Sätze, daß man keinen Papst brauche, auch keine Messe oder Ohrenbeichte, und daß die Geistlichen keine Güter haben sollten, für kezerisch. Nach vielen Kämpfen mit der Geistlichkeit, zog er sich von der Universität auf seine Pfarre in Lutterworth zurück, und nachdem er durch Wort und Schrift im Inland und Ausland in großem Segen gewirkt und der Nachwelt seine Ueberzeugung (im Trialogus) vermacht hatte, starb er im Frieden 1384. Aber 28 Jahre nach seinem Tode wurde er als Kezer verdammt, und der Papst ließ seine Gebeine ausgraben und verbrennen. Doch was konnte das helfen! Seine Lehre lebte in seinen Anhängern fort, welche Wikliffiten oder Lollharden genannt, und wohl (seit 1413) eifrig verfolgt, aber nicht ausgerottet wurden.

Einen besonderen Segen streuten Wykliffe's Schriften in Böhmen aus, wo von Alters her noch so viel Empfänglichkeit für die lautere Wahrheit und so viel Vorliebe für sie übrig geblieben war. Besonders labte und stärkte sich Huß an diesen Schriften, und er war ihr eifriger Vertheidiger, als der Erzbischof Sbynek in Prag dieselben 1410 öffentlich verbrennen ließ. Dieser Erzbischof war ein so unwissender Mann, daß er beim Antritte seines Amtes erst mußte lesen lernen; und es ist daher leicht zu erachten, daß er blos, um sich beim Papst gefällig zu machen, die Verdammung von Schriften beschloß, welche er nicht einmal gelesen haben konnte. Sbynek wurde aber vom Volke nur verlacht;

man sang in Prag Verslein auf den Abcschützen, der Bücher verbrenne, ohne ihren Inhalt zu kennen.



Johann Huß.

Indessen machte sich Huß durch seine Strafpredigten gegen die Geistlichkeit bedeutende Männer zu Feinden. Diese hatten ihn gelobt, so lange er den Laien scharfe Wahrheiten sagte; als er aber dem Stolz, Geiz und Neid des Clerus angriff, hieß es: er hat den Teufel im Leibe und ist ein Ketzer. Er mußte nun selbst die Wahrheit des Sprüchworts erfahren, das er einmal erwähnte: Hast du einen Geistlichen beleidigt, so tödte ihn gleich, sonst läßt er dich nimmer im Frieden! Der Erzbischof bewirkte, daß ihm von Rom aus das Predigen verboten wurde. Huß aber fuhr fort zu predigen und vertheidigte

sich und den Wykliffe in Schriften, die bei vielen günstige Aufnahme fanden. Ablaßprediger, über deren Unverschämtheit auch der König sich bitter beklagte, führten den treuen Zeugen darauf, auch gegen diese Unsitte zu eifern: es gelte noch was Augustin sage, Sünde kann nur der Eine Christus wegnehmen; kein Ablaß von Bischof oder Papst helfe dem Menschen, soweit er sich nicht mit Gott selbst in's Reine gesetzt habe. Darauf wurde er 1413 vom Papst in den Bann gethan, und jeder Ort, wo er sich aufhalten würde, mit dem Interdikt belegt. Huß erkannte dem Papst kein Recht zu, andere Diener der Kirche zu verurtheilen, verließ aber doch Prag, und predigte rings umher in Städten und Dörfern, Wäldern und Feldern, schrieb gute Bücher und kräftige Briefe, und stiftete durch alles dieß viel Segen.

Unterdessen war eine große Kirchenversammlung nach Constanz ausgeschrieben worden, in welcher über die Wiederherstellung des gräulich verwüsteten Weinbergs Christi berathen, und namentlich das große Aergerniß des Schisma (S. 132), die beständigen Händel zwischen Päpsten und Gegenpäpsten, gehoben werden sollte. Einer von diesen Johannes XXIII., ließ sich dazu bewegen, 1414 das Concilium in Constanz zu berufen, bei welchem sich 34 Kardinäle, 20 Erzbischöfe, 160 Bischöfe, 250 Prälaten, 4 Kurfürsten, 20 Herzoge, 80 Grafen und über 700 Ritter und Edelleute einfanden; und er verstand sich sogar dazu, selbst in eigener Person dabei zu erscheinen, so sauer es ihm auch geschehen mochte: denn er konnte wohl denken, daß er nicht mehr so herauskommen werde, wie hinein. Als er über die Tyroler Gebirge fuhr, fiel sein Wagen um, und das Oberhaupt der Kirche ließ den andächtigen Seufzer hören: „da lieg' ich in's Teufels Namen: warum bin ich nicht in Bologna geblieben!" Als er Constanz von ferne erblickte, rief er aus: „Siehe da die Grube, in welcher man Füchse fängt!" Wirklich wurde er auch bald vor Gericht geladen, und ein langes Register der größten Schandthaten

wurden ihm vorgehalten. Endlich ließ er sich überreden, die päpstliche Würde niederzulegen. Die Freude darüber war bei dem Kaiser und der übrigen Versammlung so groß, daß sie das: HErr Gott, Dich loben wir! öffentlich anstimmten, und Viele vor freudiger Rührung mehr weinten als sangen, Andere beides zugleich. Dem Papst aber war es mit seinem Versprechen kein rechter Ernst; und so sorgfältig er auch bewacht wurde, so gelang es ihm doch, in den Kleidern eines Fuhrknechts nach Schaffhausen zu entkommen. Von da flüchtete er nach Laufenburg; aber er wurde wieder aufgefangen, nach Constanz zurückgebracht, und auf das Schloß Gottlieben gefangen gesetzt, wo durch seine Schuld auch Huß gefangen saß. Denn „so Jemand in das Gefängniß führet, der wird in das Gefängniß gehen."

Huß war vor die Kirchenversammlung zur Verantwortung gefordert worden, und hatte zu dem Ende von Kaiser Sigismund einen Geleitsbrief erhalten, kraft dessen er sollte sicher hin und zurück reisen können. Kaum war er aber (Nov. 1414) in Constanz angekommen, so wurde er unter dem Vorwand, man sei nicht verbunden, Kezern das gegebene Wort zu halten, in ein finsteres Gefängniß geworfen. Dazu hatte ein Pfarrer in Prag angefangen, auch den Laien den Kelch zu geben, und Huß billigte diese Rückkehr zum alten Brauch. Er hatte sich auf Leiden um Christi willen gefaßt gemacht, und Christus war sein Licht und Trost im dunkeln Kerker. Nachts träumte er, er habe an die Mauer seiner Bethlehemskirche ein Bild des Heilands gemalt, welches aber durch einen fremden Mann gleich wieder ausgelöscht worden. Darauf sah er geschickte Maler herbeikommen, die das Bild wieder herstellten und viel schöner ausmalten. Die dabeistehenden Priester und Bischöfe wollten es zwar wieder auslöschen, aber ihre Mühe war vergeblich. Voll Freude erwachte er. Was er von diesem Traume gedacht, wissen wir nicht; doch schrieb er seinen Böhmen: eine Gans (bömisch Hus) sei bald gefangen,

andere Vögel werden höher fliegen. — Vergeblich liefen dringende Fürbitten um seine Befreiung von vielen böhmischen Edelleuten, und sogar von den böhmischen und mährischen Landständen, bei dem Kaiser und der Kirchenversammlung ein; nachdem er dreimal öffentlich verhört, und zum feierlichen Widerruf seiner Lehre aufgefordert war, welchen er verweigerte, wenn man ihn nicht aus der heiligen Schrift widerlege: so wurde er endlich öffentlich und feierlich seiner priesterlichen Würde entsetzt und zum Feuertode verurtheilt. Man setzte ihm eine papierne Krone auf, auf welche Teufelsfiguren gemalt waren; er aber freute sich über diese schmähliche Krone im Blick auf Den, der eine Dornenkrone tragen mußte. Als seine geistlichen Richter sagten: „Wir übergeben deine Seele den höllischen Teufeln," erwiederte er: „Aber ich empfehle meinen Geist in Deine Hände, o HErr Jesu Christe! Dir empfehle ich meine Seele, die Du erlöset hast!" Indem der Märtyrer von seiner Wache zum Richtplatz hingeführt wurde, betheuerte er vor allem Volk seine Unschuld. Als er beim Pfahle angekommen war, kniete er nieder, und betete mit solcher Inbrunst, daß einige von den Anwesenden laut sagten: „Was dieser Mann vorher gethan haben mag, wissen wir nicht; aber jetzt hören wir daß er vortreffliche Gebete zu Gott thut." — Er wollte mehr zum Volke reden, aber der Kurfürst von der Pfalz untersagte es ihm, und befahl, seine Verbrennung sogleich zu veranstalten. „Herr Jesus!" sagte Huß laut, „ich leide diesen grausamen Tod um Deinetwillen und bitte Dich, allen meinen Feinden zu vergeben." Sein Hals wurde mit einer eisernen Kette, sein Leib mit nassen Stricken an den Pfahl befestigt, und man legte Holz und Stroh um ihn herum. Der Kurfürst trat hinzu, um ihn noch einmal zum Widerruf zu ermahnen. Aber Huß antwortete: „Was ich geschrieben und gelehrt habe, habe ich darum gethan, um Seelen von der Gewalt des Teufels zu retten, und ich will es jetzt gern mit meinem Blute versiegeln." Der Kurfürst

trat ab, und das Feuer wurde angezündet. Huß sang einen Theil des Glaubensbekenntnisses, auf welches er sterben wollte. Und als die Lohe gegen ihn aufflammte,



betete er: „Herr Christus, Du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme Dich mein!“ Als er diese Worte zum drittenmal wiederholen wollte, trieb ihm der Wind den Rauch in Mund und Gesicht, und benahm ihm die Sprache. Doch sah man noch einige Augenblicke seine Lippen betend sich bewegen und sein Haupt winken. So nahm der HErr die Seele Seines treuen Knechts zu sich, am 6. Juli 1415 Mittags um 11 Uhr. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut. Ein redlicher Schweizer, H. Reuchlin, meinte: „Es sind viele Pfaffen zu Constanz gewesen; aber den frömmsten haben sie verbrannt.“

Indessen war auch ein Freund von Huß, Hieronymus von Prag, der vergeblich versucht hatte, seinem gefangenen Freunde beizustehen, auf dem Rückwege nach Prag aufgefangen und nach Constanz gebracht worden. Er ward mit Ketten und Fesseln gebunden in ein finsteres Loch des St. Paulsthurms gesperrt; seine Hände und

Füße wurden kreuzweise geschlossen, und er an einen hohen Pfahl geschmiedet, so daß sein Haupt abwärts hieng, und er zu sitzen außer Stand war. In diesem Zustand mußte er nicht weniger als 340 Tage zubringen. Durch die Leiden in seinem Gefängnisse schwach gemacht, widerrief er seine Lehre, und billigte das Todesurtheil über Huß. Aber in seiner fortdauernden Gefangenschaft bereute er diesen Widerruf auf's Schmerzlichste, und bezeugte dieß in einem abermaligen Verhör. Er wurde darauf an eben dem Orte, wo Huß gestorben war, lebendig verbrannt, und starb mit großer Freudigkeit, indem er ein Lied sang, 30. Mai 1416. Zum schönsten Zeugniß für beide Märtyrer diente das, was Aeneas Sylvius, der nachherige Papst Pius II. von ihnen versichert; „Sie giengen" — sagte er — „zum Scheiterhaufen wie zu einem Gastmahl; nicht Ein Wort entfiel ihnen, das Furchtsamkeit verrathen hätte; sie sangen in den Flammen Lieder ohne Aufhören bis zum letzten Athemzuge."

So sehr die Christen Ursache haben, ihrem HErrn zu danken, wenn er ihnen solche Männer erweckt, wie Huß einer gewesen, so dürfen sie doch nicht verzagen, wenn sie dieselben wieder verlieren; ist doch nur Einer unentbehrlich, und der wird nicht mehr verbrannt, noch gefangen gesetzt. Als Huß starb, war die Sache noch am Leben, für welche er gearbeitet hatte; sein Tod erst machte es offenbar, wie viele Anhänger seine Predigten und Schriften ihm, oder vielmehr dem Evangelium zugeführt hatten. Nach der Verbrennung des Hieronymus predigte der Bischof Jakob von Lodi dem Concil: das Feuer sei noch eine allzugelinde Strafe für diese zwei Kezer, die ärger seien, als es deren jemals gegeben, und deren schändliche Kezerei nach England, Frankreich, Italien, Ungarn, Rußland, Litthauen, Polen, Deutschland und ganz Böhmen geflogen sei. In den Jahren 1417—1458 wurden in Deutschland zu Worms, Speier, Regensburg, Berlin, Sangerhausen, Magdeburg und Stralsund Anhänger der Huß'schen Lehre lebendig verbrannt.

Indessen war die Nachricht von Hussens Märtyrertod nach Böhmen und Mähren gekommen, und hatte unter seinen zahlreichen Freunden großen Kummer und Unwillen erregt. 54 Edle erließen einen scharfen Brief an die Kirchenversammlung, rühmten Hussens Unschuld, und bezeugten, sie wollten für ihren Glauben Gut und Leben lassen. Sie schloßen einen Bund zur Beschützung der reinen Lehre und feierten den 6. Juli als einen Märtyrertag. Aber in Constanz wurde nun die Kelchentziehung zum Gesetz gemacht und die Verfolgung der Hussiten in ein System gebracht; man belegte sie mit dem Bann, ließ ihnen ihre Güter nehmen, und Viele in's Gefängniß werfen. Durch solche Mißhandlungen und durch die oft wiederholte Drohung gänzlicher Ausrottung wurden die Hussiten endlich bewogen, sich thätlich zu widersetzen. Als 1419 katholische Priester Diejenigen, welche unter beiden Gestalten communicirten, mit gewaffneter Hand aus ihren Kirchen vertrieben, so sammelten die Hussitischen Priester das Volk, und begaben sich auf einen hohen Berg, der oben eine schöne große Ebene hatte. Da bauten sie ein Zelt in Form einer Kapelle, in der sie ihren Gottesdienst verichteten, und das herbeieilende Volk mit dem h. Abendmahl erquickten. Dieser Berg wurde Tabor (böhm. Zelt) genannt, und Diejenigen, welche sich dort versammelten, hieß man Taboriten. Als dieses in der Nachbarschaft bekannt wurde, fanden sich viele gleichgesinnte Brüder und Schwestern ein, welchen in Abtheilungen das h. Abendmahl ausgetheilt, Beichte gehört und gepredigt wurde. Am Magdalenentage (22. Juli) war die Zahl der Communicanten mehr als 42,000; sie theilten die Nahrungsmittel frei unter sich, sangen in Procession und giengen dann stille heim. Die ernstlichsten Hussiten, welche das ganze päpstliche Wesen verabscheuten, und alle Waldensisch gesinnten schloßen sich an die Taboriten an, und wählten zu ihrem Anführer den Johann Ziska, einen Edelmann, der von Kindheit auf einäugig war,

und bald bei einer Belagerung auch das zweite Auge verlor. Schon am 30. Juli griff er zum Schwert; ein tapferer General, der freilich nicht immer christliche Mäßigung bewies. Als Wenzel starb und der verhaßte Sigmund die Herrschaft in einer Weise antrat, die alle Hussiten gleich bedrohte, schloßen sich alle Parteien zusammen und besiegten in schwärmerischer Begeisterung drei Kreuzheere nach einander. Als 1421 Kaiser Sigmund 150,000 Mann nach Böhmen führte, schrieen die Kriegsleute täglich: „Ha! Ha! Hus! Hus! Katzer! Katzer!" und heulten wie die Hunde. Wo sie einen Böhmen erwischten, oft auch, wenn es kein Hussite war, eilten sie mit ihm ohne Barmherzigkeit dem Feuer zu, denn es war ihnen alles ein Katzer. Um diese Zeit hatten einmal 60 streifende Reiter den Pfarrer in Arndostowicz, Wenceslaus, ein Mann, den Gott und Menschen lieb hatten, durch Verrätherei sammt seinem Vikar als Hussiten gefangen genommen, und zur Armee geschleppt. Der Kommandant schickte sie zum Bischof, dieser wieder zum General; und von Beiden wurden sie unter Mißhandlungen und unter Androhung des Feuertodes aufgefordert, ihre Kezerei abzuschwören. Wenceslaus antwortete mit bescheidener Freimüthigkeit: „Dieß" (nämlich der Kelch im Abendmahl) „ist das Evangelium; es ist die Weise der ersten christlichen Kirche gewesen: es steht so in eurem Meßbuch geschrieben. Löschet diese Schrift aus, verschlinget dieses Evangelium!" Darauf gab ihm ein Soldat einen Schlag in's Gesicht, daß das Blut auf allen Seiten herunterlief. Den andern Tag nahmen die Feinde den Pfarrer, seinen Vikar, drei alte Bauern und vier Kinder, eins von sieben, eins von acht, und die andern von eilf Jahren, die große Standhaftigkeit bewiesen, und setzten sie alle zusammen auf einen Scheiterhaufen. Die Umstehenden ermahnten sie noch einmal, wenn sie am Leben bleiben wollten, sollten sie ihre Kezerei abschwören. Wenceslaus antwortete: „Das sei ferne von uns, einzuwilligen, was ihr rathet.

Wir sind bereit, nicht nur einen, sondern, wenn es möglich wäre, einen hundertfachen Tod lieber auszustehen, als eine solche sonnenklare Wahrheit des Evangelii zu verleugnen.“ Darauf traten die Henkersknechte hinzu, und zündeten den Holzstoß an. Wenceslaus nahm die Kinder, wie ein Hirte die jungen Lämmlein, in seine Arme, setzte sie in seinen Schoos, und sang mit ihnen Gott ein Loblied unter den zusammenschlagenden Flammen. Es erstickte ein Kind nach dem andern, zuletzt hauchte auch Wenceslaus seine Seele aus, als Einer von denen, die treu gewesen sind bis zum Tod und die Krone des Lebens empfangen werden.

Die Kriege, welche die Taboriten unter Ziska's Anführung gegen die mächtigen Heere des Kaisers begonnen hatten, will ich nicht beschreiben. Es ist erstaunlich, welche große und wunderbare Siege Gott ihnen verliehen, welchen Schrecken Er vor ihnen her verbreitet hat. Die päpstlichen Schriftsteller selbst bekennen, es sei unbegreiflich, daß solche große Heere, aus dem Kern der deutschen Nation zusammengesetzt, so oft sollen geschlagen worden sein, oder richtiger, so oft sollen die schändlichste Flucht ergriffen haben, meistens, ehe sie nur einen Feind gesehen hatten (Jerem. 46, 5.). Einer von ihnen sagt: „Die Böhmen haben bewiesen, daß sie ein tapferes Volk sind: denn obgleich der Kaiser Sigmund fast halb Europa wieder sie in Harnisch gebracht, hat er sie dennoch nicht bezwingen können. Wenn man die schöne deutsche Armee ansah, welche der Kaiser nach Böhmen führte, konnte man sich nicht genug wundern, wie es möglich gewesen, daß eine Hand voll zusammengelaufener Böhmen sie davon getrieben und gehindert, daß sie nicht einmal die Stadt Prag haben gewinnen können. Anfangs waren die Böhmen gar nicht mit Waffen versehen, sondern kamen mit Dreschflegeln und dergleichen Instrumenten, so daß der Kaiser sie verachtete und Flegler nannte; aber die Wunden, welche sie mit ihren Flegeln schlugen, waren schwer und tief.“

Der Kardinal Julian war als Abgesandter des Papstes selbst zwei Mal dabei, wie die tapfersten Fürsten und Generale davon liefen, da sie Niemand jagte, und durch kein Bitten und Flehen bewogen werden konnten, sich umzusehen, da ja kein Feind hinter ihnen sei. Er sah es mit an, wie sie sich endlich an einem Ort setzten, und so keck wurden, um sich her zu blicken, aber plötzlich wieder auf eine bloße Sage, daß der Feind komme, von einer solchen Furcht ergriffen wurden, daß sie Alles im Stiche ließen, ihre Waffen wegwarfen und wehrlos flohen. Da stand Julian mit weinenden Augen, und sprach: „Ach! nicht die Feinde, sondern unsere Sünden jagen uns so in die Flucht!" Ebenso bekannte die Kirchenversammlung zu Basel, es müsse ein verborgenes Gericht Gottes Schuld daran sein, daß die Tapferkeit der Böhmen durch so oft wiederholte Kriegsanläufe nicht habe überwunden werden können. — Andere schrieben diese wunderbaren Siege der Taboriten der Zauberei zu. Melanchthon hingegen zweifelte nicht, daß die Engel Gottes mit ihnen gezogen seien, und ihre Feinde erschreckt und verjagt haben.

Unter solchen Umständen ist es leicht zu erklären, wie das Mährlein aufkommen konnte, Ziska habe vor seinem Tode (er starb 11. Okt. 1424 an der Pest) befohlen, man solle ihm, wann er gestorben, die Haut abziehen und über eine Trommel spannen, so würden die Feinde vor ihrem Schall davonlaufen. Aber das ist wahr: Ein Kaiser reiste einst nach Chaslau, wo Ziska begraben lag, und wollte nach seiner Gewohnheit sein Gebet in der Kirche verrichten. Er sah über dem Altar eine eiserne Keule hangen, und fragte, was dieß sei? Als man ihm sagte, sie habe dem Ziska gehört, erschrack er und sprach: „Pfui, die Bestie erschreckt auch noch lange nach ihrem Tode die Lebendigen!" Mit diesen Worten eilte er hinweg, und gieng noch eine Meile weiter nach Kuttenberg, da er doch vorher beschlossen hatte, in Chaslau zu übernachten. 1620 wurde dieses Grab zerstört.

Nach Ziska's Tode wählten die Taboriten den Procopius zu ihrem Anführer, der sich ebensfalls durch seine Tapferkeit auszeichnete, aber doch es nicht so weit bringen konnte, den Taboriten freie Religionsübung zu verschaffen. Ein Hauptgrund war der Zwiespalt, der unter den Anhängern Hussens selbst entstanden war. Die größere Zahl derselben verlangte fast nur den Gebrauch des Kelchs für die Laien, und als auf dem Concilium zu Basel (S. 133) ihnen dieß Begehren nebst einigen andern minder bedeutenden Zugeständnissen verwilligt wurde, 1433 so gaben sie sich zufrieden. Das sind die Calixtiner (Kelchchristen), welche nun selbst die Taboriten schlagen halfen 1434. Späterhin mußten sie zwar bitter erfahren, daß man sie getäuscht, und ihnen kein redliches Versprechen gethan habe; aber der Zweck des Papstes war nun doch erreicht, nämlich: die Hussiten zu trennen und dadurch zu schwächen. Als sich die Calixtiner von den Taboriten losgesagt hatten, wurden diese ihren Feinden zur Beute, und hatten schwere Prüfungen auszustehen. Endlich erhielten sie 1457 von dem König Georg Podiebrad Religionsfreiheit, errichteten eigene Gemeinden, wählten Vorsteher, und hielten gemeinschaftliche Berathungen, wie sie Lehre, Leben und Verfassung ihrer Kirche immer mehr nach Gottes Wort bilden, und Alles auf die Einfalt und Lauterkeit der ersten apostolischen Kirche zurückführen könnten. Auch von den Calixtinern, denen seitdem die Augen aufgegangen waren, schlugen sich viele zu ihnen, und sie erhielten nun den gemeinschaftlichen Namen der böhmischen Brüder.

Doch bald brach ein neuer Sturm über die Brüder aus. Viele wurden verbrannt, gefoltert, mit Pferden zerrissen, im Winter krank auf's Feld geworfen; Andere hieng man mit schweren Eisen an den Füßen auf, und ließ sie so an der Verrenkung aller Glieder sterben, oder man hackte ihnen Hände und Füße ab. Während dieser Verfolgung schickten die Brüder in Liticz, wohin man

sie 1461 verbannt hatte, nach allen Seiten hin Abgeordnete aus, um die Verfolgten, wegen ihrer Verstecke Grubenheimer genannt, im Glauben zu stärken. So kam auch der Bruder Gregor, Neffe des Erzbischofs von Prag, eines Hauptverfolgers, nach Prag, und versammelte die Brüder in einem Hause, um mit ihnen das Abendmahl zu halten. Der Richter, der ihnen heimlich geneigt war, ließ ihnen unter der Hand zu wissen thun, man sei ihnen auf der Spur, sie sollen fliehen. Gregor glaubte, Christen müßten sich der Gefahr nicht ohne Noth aussetzen, und rieth, man sollte nicht einmal essen, sondern eilend entrinnen. Die Andern sagten: „Nein, wer glaubt, der fleucht nicht; lasset uns ruhig essen und erwarten was kommen wird.“ Einige Studenten rühmten sich, die Folter wäre ihnen ein Frühstück, und der Scheiterhaufen ein Mittagsmahl. Sie wurden also überfallen und der Gerichtsdiener rief ihnen unter der Thüre zu: „Es steht geschrieben: Alle, die gottselig leben wollen, müssen Verfolgung leiden. Folget mir also auf Befehl der Obrigkeit in's Gefängniß.“ Nun sollten sie auf die Folter; aber fast Alle, die sich vorher ihrer Standhaftigkeit gerühmt hatten, verleugneten jetzt aus Furcht ihren Glauben. Gregor hingegen, der in der Geschichte der Patriarch der Brüder genannt wird, ließ sich nicht schrecken. Auf der Folter sank er in Ohnmacht, und Jedermann glaubte, er sei todt. Auf diese Nachricht eilte sein Oheim, der Erzbischof, herzu, und brach voll Wehmuth in die Worte aus: „Ach mein lieber Gregor, wollte Gott, ich wäre, wo du jetzt bist!“ Gregor kam wieder zu sich, und wurde auf des Erzbischofs Fürbitte freigelassen. Er erzählte hernach, er habe in diesem bewußtlosen Zustand einen schönen Baum gesehen voll herrlicher Früchte, an denen eine Heerde lieblich singender Vögel sich weideten, und die ein freundlicher Knabe mit einem Stab in Gehorsam hielt. Drei ehrwürdige Männer standen als Wächter dabei, deren Gestalten er sechs Jahre nachher (1467) an den drei Männern erkannte,

die als die ersten Bischöfe der Brüder gewählt wurden. Die Brüder waren nämlich in Sorgen, woher sie taugliche Prediger bekommen sollten, wann ihre jetzigen einmal abgiengen, und baten sich daher einen guten Rath von den Waldensischen Gemeinden aus, welche in dem benachbarten Oesterreich sammt ihren Bischöfen wohnten. In dem Dorfe Lhota, nahe an der Gränze, wurde eine Versammlung gehalten, zu welcher sich aus Böhmen und Mähren 70 Abgeordnete, Priester, Edelleute, Gelehrte, Bürger und Bauern, einfanden. Der Anfang wurde unter vielen Thränen mit Fasten und Beten gemacht. Darauf erwählten sie 20 Personen, von denen 11 die Verhandlungen zu leiten hatten; unter den 9 übrigen aber sollte der Herr diejenigen anzeigen, welche er zu Bischöfen Seiner böhmischen Gemeine auserſehen hätte. Den Willen Gottes in diesem Stück suchten sie auf folgende Weise zu erforschen. Sie wickelten 12 Zettel zusammen, unter welchen neun leer waren, auf dreien aber stand: „Est,“ (er ist's) als ein Zeichen der göttlichen Wahl. Alle 12 Papiere wurden nun untereinander in ein Gefäß geworfen. Darauf ermahnte Gregor abermals zum Gebet, daß Gott aus diesen vorgestellten neun Männern einen, zwei oder drei für Seine Kirche erwählen wolle. Wofern es aber nicht Sein Wille wäre, so möge Er es lenken, daß keiner getroffen, sondern lauter leere Zettel herausgezogen werden. Während dieses herzlichen gemeinschaftlichen Gebets mußte ein Knabe ein Loos nach dem andern aus dem Topfe herausziehen, und jedem von den neun Männern eines in die Hand legen. Als man nun die Zettel öffnete, so fand man, daß die drei bezeichneten Loose den Matthias Kunewalde, Thomas Przelauz und Elias Chizenov, drei ausgezeichnete Männer, getroffen hatten, dieselben, welche Gregor sechs Jahre zuvor im Traume gesehen. Dieß hielt die Gemeinde für einen offenbaren göttlichen Beruf. Ja, es wollten einige unter dem Beten und Lesen die Worte vom Himmel gehört haben: „Gest

ma Wule, diz gest czah," d. i. es ist mein Wille, nun ist es Zeit. Sie lobten Alle Gott, versprachen den Gewählten Gehorsam und Christo Treue, gaben einander die Hand darauf, und ließen die drei Brüder durch einen Waldenser Bischof zu Bischöfen der Brüderkirche weihen, welche die Vollmacht hatten, Andere zu ordiniren. Von da an heißt man die böhmischen und mährischen Brüder die Brüderunität (Unitas fratrum).

König Podiebrad, früher selbst Calixtiner, befahl eine neue Verfolgung, welche die Gefängnisse in Böhmen mit Brüdern anfüllte; auch ihr erster Bischof mußte darin bis nach des Königs Tode (1481) schmachten. Manche starben in diesen Behältnissen vor Hunger, und andere wurden sonst schrecklich mißhandelt. Die Uebrigen waren genöthigt, in die dicksten Wälder zu flüchten, und den Tag über sich in Höhlen und Felsklüften zu verbergen. Um am Tage nicht durch den aufsteigenden Rauch verrathen zu werden, machten sie nur bei Nacht Feuer, lasen bei demselben die Bibel und beteten. Wenn Schnee gefallen war, und sie doch ausgehen mußten, etwas zur Nahrung aufzutreiben, so giengen sie Einer hinter dem Andern, so daß der Folgende immer in des Vorhergehenden Fußstapfen trat, und der Letzte schleppte einen Strauch hinter sich, um die Spur zu verwischen, daß man weiter nichts vermuthen konnte, als es müsse etwa ein armer Mann da gegangen sein, der Reiser aus dem Busch geholt habe. Unter diesen Unruhen wurde der Bruder Matthias Dolanscius, weil er das reine Evangelium bekannte, in Prag zuerst sechs, dann vier Jahre in das Gefängniß gesetzt. Anfangs unterhielten ihn etliche gute Leute mit Speise und Trank, unter welchen besonders eine vornehme Frau war, deren Magd durch seine Ermahnungen zur Erkenntniß der Wahrheit gelangte. Als aber die Feinde diesen Leuten geboten, ihm nichts mehr in's Gefängniß zu senden und also Gefahr war, daß er vor Hunger sterben würde, so half ihm Gott auf eine andere Weise. Einmal sah



er von ungefähr nach den Fenstern des Gefängnisses, und bemerkte, daß sich eine Dohle dort gesetzt hatte, die etwas in ihrem Schnabel trug. Indem sich Matthias nach ihr wendete, flog sie zwar hinweg, ließ aber aus ihrem Schnabel ein kleines zusammengewickeltes Tüchlein fallen. In diesem fand er ein Goldstück, für welches er bei den Hütern des Gefängnisses Speise kaufen konnte, und mit dieser konnte er sein Leben erhalten, bis der König starb.

Mit dem Tode des Erzbischofs Rokyczana und des Königs Georg hörte diese Verfolgung auf und unter König Wladislaus aus Polen (1471—1516) hatten die Brüder Ruhe. Solche ruhige Zeiten pflegten sie zur Förderung des Reiches Gottes auf allerlei Weise zu benützen. So sendeten sie 1474 Einige aus ihrer Mitte ab, um sich nach dem Zustande des Reiches Christi auf der Erde zu erkundigen und zu erforschen, ob irgendwo in der Welt solche Christen wären, die Christum nicht

blos mit dem Munde bekenneten, sondern ihm auch im Leben nachfolgeten, die an der reinen Lehre aus Gottes Wort hielten, den Papst für den Antichrist erkenneten, und mit denen sie in brüderliche Gemeinschaft treten, oder von denen sie, was zur Verbesserung ihrer Gemeinde diente, annehmen könnten. Einige Edelleute nahmen die Unkosten auf sich, und erhielten vom König sichere Geleitsbriefe. Die Abgeordneten zogen durch Polen nach Constantinopel. Daselbst theilten sie sich, und Lukas reiste nach Griechenland und Italien zu, Maressa Coconetz nach Moskau, Martin Cabatnik nahm einen Juden zum Dolmetscher, und zog durch Palästina und Egypten, während Caspar Marchikus Thracien untersuchte. Als sie wieder nach Hause kamen, versicherten sie, sie hätten das, was sie gesucht, nicht gefunden, wohl aber müßten sie beklagen, daß sie in der ganzen Christenheit den gräulichsten Verfall angetroffen hätten, und daß es scheine, als hätten sich die Christen unter einander verabredet, sich den schändlichsten Lastern zu ergeben. Die Brüder versammelten demnach wieder einen Synodus, und berathschlagten, was sie thun wollten, damit sie von dem Vorwurf einer Kirchentrennung wenigstens vor Gott und in ihrem Gewissen frei wären, und ihren Nachkommen einen gewissen Weg hinterließen. Endlich wurde beschlossen: „Wenn Gott irgendwo in der Welt fromme Kirchenlehrer und Reformatoren erwecken wird, so wollen wir uns zu denselben halten.“ Dieß geschah 1486. Als ihnen nun keine dergleichen bekannt werden wollten, sandten sie drei Jahre hernach abermals obigen Lukas und einen Thomas Germanus nach Frankreich und Italien, um in diesen Ländern heilige und der Wahrheit beflissene Gemeinden aufzusuchen. Diese fanden aber, daß die meisten Christen von Christi Lehre und Leben abgefallen waren; doch trafen sie auch etliche gottesfürchtige und unter großen Trübsalen und Gefahren seufzende Seelen an, mit denen sie sich über ihren Glauben unterredeten und gegenseitig stärkten. Sie mußten mit Augen ansehen, wie einige die-

ser verborgenen Christen verrathen und zum Feuer verdammt wurden, worunter auch Savonarola (S. 126) gewesen. In Frankreich kamen sie zu den Waldensern, die sie als fromme Leute erkannten, und von denen sie brüderlich aufgenommen wurden. In Rom kamen ihnen Dinge zu Gesicht, vor welchen ihnen schon lange gegraut hatte. Dieß alles erzählten sie bei ihrer Heimkunft den Brüdern, welche nun wohl sahen, daß ihnen nichts mehr übrig bleibe, als für die Christenheit zu Gott zu seufzen, und die Geduld nicht zu verlieren.

In diesen ruhigen Zeiten breitete sich die Brüderkirche immer mehr aus, und viele Edelleute räumten ihr auf ihren Gütern Bethäuser ein. Um 1500 zählte man schon gegen 200 solcher Kirchen. Damals beschloß der Landtag ihre Ausrottung, und um den König zur Einwilligung zu bewegen, beredeten die katholischen Bischöfe die Königin, wenn sie nicht zur Ausrottung der Pikarden (d. h. Begharden S. 143) behilflich sei, so drohe ihr eine unglückliche Geburt. Die Königin bot nun allem auf, um den König herumzubringen; und der König hatte nicht den Muth, es abzuschlagen. Er gieng aber in sein Kabinet, fiel auf die Kniee, und bat mit Thränen, Gott wolle doch diesen Rath zu nichte machen, weil er kein Gefallen habe an dem Vergießen unschuldigen Blutes. Die Feinde der Brüder frohlockten; aber die Königin lag etliche Tage in den größten Geburtsschmerzen, und gab unter denselben ihren Geist auf. Der Reichskanzler Collowrat erzählte dem Herrn von Colditsch mit Freuden, es sei nun einmüthig ausgemacht, daß die Pikarden alle sollten ausgerottet werden. Darauf fragte der Herr von Colditsch seinen Bedienten, der zu den Brüdern gehörte: „Simon, was meinst du? weil alle so einstimmig sind, wird es wohl so hinausgehen?“ Simon antwortete: „Es ist noch Einer dabei gewesen, von dem ich nicht weiß, ob er eingestimmt hat; ohne den aber wird nichts daraus werden.“ Der Kanzler, welcher meinte, er wisse von einer neuen Verschwörung, fuhr ihn zornig an, und fragte: „Wer ist

der, der sich allen Reichsständen zu widersetzen wagen darf? Das müßte ein Verräther des Vaterlandes und ein Erzschalk sein, der nichts Besseres verdient hätte als die Pikarden selbst.“ Darauf schlug er auf den Tisch und betheuerte, Gott solle ihn nicht gesund aufstehen lassen, wenn er ruhete, so lange noch Einer übrig wäre. Der Diener hob auch seine Hand auf gen Himmel und sprach: „Da droben wohnet Einer; wenn der nicht Ja dazu gesagt hat, so habt ihr einen Rath beschlossen, aber es wird nichts daraus werden.“ Der Kanzler versetzte: „Du Schelm wirst es schon erfahren;“ und stand vom Tische auf, um nach seinem Schloß zu gehen. Auf der Stelle fuhr eine brennende Blatter an seinem Fuße auf, an welcher er etliche Wochen hernach sterben mußte. Der Erzbischof Bosek war eben auf dem Weg nach Mähren, um die königliche Verordnung kund zu thun. Er hatte Pillen eingenommen, die trieben ihn, daß er aus dem Wagen springen wollte. Er blieb aber mit einem Fuße hangen und verletzte etwas im Leibe, woran er aufgelaufen, zerborsten und gestorben ist. Radozky fuhr auf dem Rennschlitten, und hatte neben sich zwei Spieße. Da der Schlitten in heftigen Schwung kam, fuhr ihm der eine Spieß gewaltig durch die Nieren, daß er am dritten Tage starb. Puta von Szwichov war zu Naby auf seinem Schlosse; und als ein heftiges Donnerwetter kam, lief er vor Schrecken in seine Kammer, und zog den Schlüssel ab. Da er lange nicht mehr herauskam, und auf das Anklopfen seiner Bedienten nicht aufmachte, ließen sie die Thüre aufbrechen. Vier der vornehmsten Anwesenden giengen hinein; die zwei ersten aber traten sogleich wieder zurück, ließen einen Sarg machen und wohl verpichen, daß Niemand recht wußte, was vorgegangen. Baron von Neuhaus fiel auf der Jagd aus dem Wagen, und der Spieß fuhr ihm dermaßen durch die Hüfte, daß er daran starb. Der Doktor Augustinus, ein Rechtsgelehrter, der mit einer lügenhaften Schrift die Brüder gräulich anzuschwärzen gesucht hatte, starb zu

gleicher Zeit in Ollmütz über dem Nachtessen plötzlich dahin. Die schnellen und schrecklichen Todesfälle mehrerer der heftigsten Feinde machten großes Aufsehen, und gaben Veranlassung zu einem Sprichwort, das um jene Zeit häufig gehört wurde: „Wer des Lebens überdrüssig ist, der reibe sich nur an den Pikarden, so wird er kein Jahr mehr überleben.“

Das Glaubensbekenntniß der böhmischen Brüder stimmte in der Hauptsache mit dem der Waldenser überein, ebenso ihre kirchlichen Einrichtungen und Ordnungen, bei welchen immer die apostolische Kirche zum Vorbild diente. Besonders streng hielten sie über der Kirchenzucht, welcher sich alle Brüder, Vornehme und Geringe, unterwerfen mußten. Bei geringen Fehlern wurde die geheime Zurechtweisung angewendet, welche die Brüder sich unter einander ertheilten oder, wo dieß fruchtlos war, der Pfarrer und zuletzt alle versammelten Aeltesten. Wer seine Fehler bekannte, wurde mit Ermahnung und Trost entlassen. Widerspenstigen aber wurde das heilige Abendmahl versagt, bis sie sich eines bessern besannen. Offenbare und schwere Sünden wurden öffentlich bestraft, indem die versammelten Lehrer und Aeltesten die Größe derselben dem Uebertreter vor der Gemeinde vorhielten. Die Ausschließung aus der Gemeinde erfolgte nur bei den allerschwersten Sünden, oder wenn Einer sich beharrlich der Buße weigerte. Es ist um so mehr der Mühe werth, über die Wichtigkeit einer solchen Kirchenzucht nachzudenken, weil diese der Hauptgrund gewesen ist, warum die böhmischen Brüder sich nicht an die Reformation angeschlossen haben, mit welcher der barmherzige Gott unser deutsches Vaterland begnadigt hat.

Vierter Zeitraum.

Von der Reformation bis auf die neueste Zeit.

(Jahr 1517—1865 nach Christi Geburt.)

---

1. Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz.

Ein schöner Vorfrühling war in der Wirksamkeit des trefflichen Huß der Kirche Christi aufgegangen, und viele sehnende Gemüther begrüßten die nahe bessere Zeit: aber über seine Saat giengen zuvor noch hundertjährige Stürme. Der edle Erzbischof Andreas von Crayn († 1484), der Schriftforscher Johann von Wesel († 1482) und andere Vorläufer mußten im Gefängniß verenden; und der volle Frühling brach erst an, als Gott sich neue Zeugen erweckte, unter welchen der wichtigste Doktor Martin Luther gewesen ist. Er wurde geboren zu Eisleben den 10. November 1483, und getauft den 11. November am Martinstage, von welchem er auch den Namen bekam. Da er gute Fähigkeiten zum Lernen zeigte, brachte ihn sein Vater, Hans Luther, ein armer Bergmann aus dem Dorfe Möra bei Eisenach, auf die Schule dieser Stadt, wo er sein Brod kümmerlich durch Singen vor den Thüren verdiente, bis ihn eine fromme Frau in ihr Haus nahm. Anno 1501 bezog er die Universität Erfurt, und vier Jahre darauf gieng er in das dortige Augustinerklo-

ster, um seinem Gott desto ungestörter dienen zu können. Tiefe Schwermuth befiel ihn da, und schwere Kämpfe hatte er durchzumachen, weil er noch in der Meinung stand, daß man nur durch gute Werke selig werden könne; aber der Rath eines alten Klosterbruders, der ihn auf die freie Gnade Gottes in Christo wies, und sein fleißiges Forschen in der Bibel brachten wieder Licht in seine Seele, und ein freudiger Glaube, der nimmer von ihm wich, wurde ihm von oben geschenkt. Als Professor an die neue Hochschule in Wittenberg 1508 berufen, lehrte er mit großem Beifall. Aber er hieß nicht umsonst Martinus (Kriegsmann); Gott hatte ihn nicht dazu bestimmt, seine Tage in friedlichen Arbeiten hinzubringen, sondern in ununterbrochenen Kämpfen, welche 1517 ihren Anfang nahmen. Damals wurde der päpstliche Ablaßkram auf's Aeußerste getrieben. Ein Dominikanermönch, Johann Tetzel, zog in Deutschland umher, der den Mißbrauch des päpstlichen Ablasses auf's Unverschämteste übertrieb. Wer ihm Geld gab, dem gab er einen Ablaßbrief oder eine schriftliche Versicherung der Sündenvergebung; das blinde Volk ließ sich von ihm auf alle Weise bethören. Vernünftige Leute sahen diese Gräuel wohl ein; aber nur Wenige wagten es, sich laut darüber zu äußern, weil Tetzel unter dem Schutz des Papstes stand, der zum Bau seiner Peterskirche und zu seinen Vergnügungen viel Geld brauchte. Als der Bischof von Meißen sah, wie das Volk dem Mönche zulief, rief er: „O, was sind das für närrische Leute, daß sie ihr Geld in einen Kasten stecken, zu dem sie keinen Schlüssel haben!“ In Köln predigte ein Franziskanermönch: „O ihr gläubigen Seelen, ich will euch ein neues Wunderding sagen, nämlich dieses: Wenn jetzt Einer von Euch einen halben Goldgulden hat, so kann er durch diesen Ablaß das Himmelreich erlangen! wenn er aber nur einen Viertelsgoldgulden hat, so kann er wenigstens Theil am Himmelreich bekommen; wer aber nichts hat, der muß des Teufels sein. Ist es nicht etwas Neues, daß man ohne Geld nicht selig werden

kann?“ Als Tetzel mit seinem Geldkasten auch nach Jüterbogk kam, und die ganze Gegend von Wittenberg zu ihm wallfahrtete, konnte Luther zu diesem heillosen Wesen nicht schweigen, und schlug am 31. Oktober 1517 an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze an, über welche er mit Jedermann zu disputiren sich bereit erklärte, und deren Inhalt hauptsächlich die Verwerflichkeit des Ablaßwesens betraf. In der Nacht zuvor hatte, wie erzählt wird, der Kurfürst Friedrich von Sachsen einen Traum, der sich dreimal wiederholte, und den er ungefähr mit folgenden Worten schilderte: „Nach Mitternacht träumte mir, wie der allmächtige Gott einen Mönch zu mir schickte, der hatte zu Gefährten alle lieben Heiligen, die sollten dem Mönch Zeugniß geben, daß er ein wahrhaftiger Gesandter Gottes sei; und Gott ließ mir gebieten, ich sollte dem Mönch gestatten, daß er mir etwas an meine Schloßkapelle zu Wittenberg schreiben dürfe, es würde mich nicht gereuen. Ich ließ ihm nun sagen, er möchte schreiben, was ihm geboten wäre. Darauf fieng der Mönch an zu schreiben, und machte so grobe Schrift, daß ich sie hier zu Schweidnitz (acht Stunden von Wittenberg) erkennen konnte; er führte auch eine so lange Feder, daß ihr oberes Ende bis gen Rom reichte, und einen Löwen, der zu Rom lag, in ein Ohr stach, auch die päpstliche dreifache Krone erschütterte, daß sie anfieng zu wackeln. Darüber brüllte der Löwe so gräulich, daß Alles herbeilief, um zu erfahren, was geschehen wäre; und der Papst begehrte, ich sollte dem Mönche wehren. Wir bemühten uns nun sehr, dieses Mönches Feder zu brechen; aber je mehr wir uns bemühten, desto mehr starrte und knarrte sie, wie wenn sie von Eisen wäre, also daß es mir in den Ohren weh that und durch's Herz gieng. Endlich wurden wir müde und ließen ab, weil wir besorgten, der Mönch möchte mehr können als Brod essen; doch ließ ich ihn fragen: wie er zu dieser festen Feder gekommen sei? Er ließ mir sagen, sie sei von einer alten hundertjährigen böhmischen

Gans;*) daß sie aber so fest wäre, komme daher, daß man ihr den Geist nicht nehmen, noch die Seele herausziehen könne. Bald hernach kam ein Geschrei aus, es seien aus der langen Schreibfeder unzählig viele andere Schreibfedern gewachsen, die mit der Zeit auch so groß und lang werden könnten wie sie. Da ich nun beschlossen hatte, mich mit dem Mönch besser zu unterreden, erwachte ich, und zeichnete mir alsbald den Traum auf zu sicherem Gedächtniß."

Wer hätte glauben sollen, daß diese einfachen Sätze ein so großes Werk, wie die Reformation, nach sich ziehen, und das Jahr 1517 zu einer solchen Wichtigkeit erheben würden! Nach vierzehn Tagen waren sie durch ganz Deutschland, und nach sechs Wochen durch ganz Europa geflogen, und überall erregten sie das größte Aufsehen, und fanden die Gemüther vorbereitet, eine solche neue freimüthige Sprache zu hören.

Mancherlei Umstände waren zusammengekommen, um dem Werke der Reformation vorzuarbeiten. Durch so viele tausend Waldenser, Wikliffiten und böhmische Brüder war auch in ihren Umgebungen manches Samenkorn der Erkenntniß ausgestreut, und manches Auge zur Betrachtung des großen Kirchenverfalls geöffnet worden. Das Predigen in der Landessprache wurde häufiger. Die Beschäftigung mit den Wissenschaften, und namentlich mit den Grundsprachen der heiligen Schrift, kam immer mehr empor, seit viele gelehrte Griechen aus dem vom Türken

---

*) Luther selbst sagt: „Der sel. Joh. Huß hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängniß nach Böhmen schrieb: Sie werden jetzt eine Gans braten: aber über hundert Jahre werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden. Und da soll's auch bei bleiben, ob Gott will." In der Bibliothek zu Prag wird ein prächtiges Evangelienbuch der Hussiten aufbewahrt, das mit kostbaren Gemälden geziert ist. Auf einem derselben erblickt man Wykliffe, der mit Stein und Stahl Feuer schlägt, Huß, der ein Hölzlein anzündet, und Luther mit einer brennenden Fackel.

eroberten Constantinopel 1453 in's Abendland geflohen waren. Gelehrte und geistreiche Männer hatten bereits angefangen, ihren beißenden Spott über die Unwissenheit und Lasterhaftigkeit der Geistlichen und Mönche auszugießen; und das Mittel, solche Schriften schnell und zahlreich in die Hände des Volkes zu bringen, war seit 50 Jahren vorhanden, — eine große Sache, ohne welche die Reformation nicht hätte so ausgeführt werden können, nämlich — die Buchdruckerkunst.

Die Brahmanen in Ostindien haben ein Sprichwort: „Gesegnet sei der Mann, der das Schreiben erfand!" und wenn wir bedenken, was wir ohne die Buchdruckerkunst wären, so werden wir diesen Spruch auch auf den Erfinder dieser einfachen und doch so lange unbekannten Sache anwenden. Es soll Johann von Guttenberg in Mainz gewesen sein, dessen Gehilfen Johann Fust und Peter Schöffer waren. Das erste Buch, das sie 1457 druckten, war der Psalter. Nachdem Fust in Mainz eine beträchtliche Anzahl von Bibeln gedruckt hatte, machte er eine Reise nach Paris, wo die Buchdruckerkunst noch unbekannt war. Da er seine gedruckten Exemplare für 60 Kronen verkaufte, während die Abschreiber 500 verlangten, so gab es ein allgemeines Erstaunen; als er aber, so oft ein Exemplar verkauft war, immer wieder neue hervorholte, so kam ganz Paris in Bewegung; noch wunderbarer kam den Leuten das vor, daß ein Exemplar aussah wie das andere. Er wurde als Zauberer angeklagt; seine Wohnung wurde untersucht, und eine große Menge von Exemplaren in Beschlag genommen. Es wurde in allem Ernst über ihn geurtheilt, er habe einen Bund mit dem Teufel; und von der rothen Farbe, mit welcher seine Ausgabe verziert war, sagte man, es sei sein Blut. Als er aber seine Kunst entdeckte, sprach ihn das Parlament von Paris frei. Die erste deutsche Bibel wurde 1462 gedruckt, die erste italienische 1471, die flämische 1475, die spanische 1478, die böhmische 1488, die französische 1497. Bald gab es fast in allen bedeu-

tenden Städten Buchdruckereien (in Ulm 1473, in Reutlingen 1475); und nun kamen Tausende von Büchern unter das Volk, und was bisher nur Eigenthum weniger Gelehrten gewesen war, wurde jetzt ein Gemeingut der ganzen Christenheit. Damals, als der Papst zum ersten Mal die Verbreitung der heiligen Schrift verbot (1228), hatte das Verbot für das Volk wenig Bedeutung: denn bei den ungeheuren Preisen einer einzigen Abschrift der Bibel, konnte es den gemeinen Leuten nicht einfallen, sich eine zu verschaffen, und nur die Waldenser machten darin eine Ausnahme, weil sie selber schreiben konnten. Nun aber, da man um so geringen Preis sich eine Bibel verschaffen konnte, ließ sich die begierige Christenheit nicht mehr durch ein päpstliches Verbot abhalten, die Bibel zu kaufen und zu lesen. Es fehlte in Deutschland nur Eines noch, nämlich eine gute verständliche und genaue Uebersetzung, und auch dazu hat die Reformation Rath geschafft.

Bei dem großen Aufsehen, das die 95 Sätze von Luther überall machten, und bei dem lauten Willkomm, der ihnen von so vielen Seiten her entgegengerufen wurde, konnte natürlich der Papst nicht ruhig bleiben, und begehrte von Luther, er solle widerrufen. Aber Luther verweigerte das, obgleich er damals noch großen Respekt vor dem Papste hatte, und verlangte, aus der heiligen Schrift vorher eines andern belehrt zu werden, welche er als die einzige Richterin in Glaubenssachen anerkennen wolle. Der Papst wollte natürlich so einem armen Augustinermönch nicht nachgeben; und da alles gütliche Zureden bei Luther nichts fruchtete, so that er ihn 1520 in den Bann. Unterdessen war aber Luther in der Erkenntniß immer weiter gekommen und hatte einsehen gelernt, daß das Wort Gottes ein unerschütterlicher Felsengrund sei, auf dem aber der Papst nicht stehe. Er sagte sich daher vom Papstthum los, indem er 10. Dezember 1520 die päpstliche Bulle (Bannbrief) sammt dem kanonischen Recht vor dem Thore zu Wittenberg vor vielen



Studenten und andern Zuschauern verbrannte. Zurück konnte er nun nicht mehr, nur vorwärts, und das that er mit raschen Schritten. Er wurde 1521 auf den Reichstag zu Worms vorgefordert, wo in Gegenwart des Kaisers seine Sache untersucht werden sollte. Der Vorgang von Huß war freilich nicht ermunternd, und es erhoben sich auch manche warnende Stimmen; aber Luther ließ sich nicht bange machen. Als er durch Erfurt zog, entstand ein solcher Zulauf, daß Gassen und Häuser voll Leute waren, die ihn sehen wollten. Da man ihn auch hier auf die große Gefahr aufmerksam machte, welcher er entgegen gieng, sagte er: „Und wenn sie ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms, das bis an den Himmel reichte, so wollte ich doch im Namen des Herrn erscheinen.“ Und ehe er nach Worms einzog, erwiederte er auf eine ähnliche Warnung: „Nach Worms bin ich berufen, nach Worms muß ich ziehen; und wenn auch so viel Teufel darin wären, als Ziegel auf den Dächern sind, — doch wollte ich hinein.“ Als man ihm nun auf diesem Reichstage abermals zumuthete, er solle seine Schriften widerrufen, und eine kurze runde Antwort verlangte, so sprach er mit lauter Stimme: „Ich kann und will nichts widerrufen, es sei denn, daß man

mich aus der heiligen Schrift oder mit offenbaren klaren Gründen widerlege. Denn es ist weder sicher noch gerathen, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." — So sehr sich Luthers Freunde, und namentlich sein Landesherr, der treffliche Kurfürst Friedrich, über dieses freimüthige Bekenntniß wunderten, so wurde Luther doch von dem Kaiser Karl V. für einen Ketzer erklärt und in die Reichsacht gethan; indessen hielt ihm der Kaiser sein gegebenes Wort, und ließ ihn ungefährdet nach Hause ziehen. Als aber Luther am 4. Mai 1521 von Möra abgereist war, wurde er auf einmal von einigen Rittern überfallen, welche ihn aus dem Wagen herausnahmen,



auf ein Pferd setzten, und mit ihm davon eilten. Es gieng durch Busch und Wald, bis sie Nachts 11 Uhr auf der Wartburg anlangten. Diese Ritter waren nämlich von dem Kurfürsten gesandt, der Luthern eine Zeit lang, bis der erste Sturm vorüber wäre, in Sicherheit bringen wollte. Auf der Wartburg wurde er wie ein gefangener Edelmann gehalten; man nannte ihn Junker Georg, er mußte sich den Bart wachsen lassen und ein Schwert tragen.

Aber müßig gehen war Luthers Sache nicht; er hatte

einmal angefangen, die verfallene Kirche wieder aufzubauen, und er wollte dieses Geschäft auch hier fortsetzen. Er beschloß, die Bibel in gutes, verständliches Deutsch genau und richtig zu übersetzen: denn er wußte wohl, daß dieß das sicherste Mittel sein würde, um das Volk zu der Erkenntniß zu bringen, wie weit die Kirche von der apostolischen Einfachheit und Reinheit abgekommen sei, und wieder wahre Gottesfurcht und Erkenntniß in derselben zu pflanzen. Muthig wagte er sich an diese damals noch so schwierige Aufgabe, zu welcher es ihm ganz an Hilfsmitteln fehlte. Es gab zwar schon mehrere deutsche Bibelübersetzungen; aber sie waren nicht nach dem Grundtext, sondern nach der lateinischen Vulgata gemacht, sehr unverständlich und an vielen Stellen unrichtig. Luther vollendete unter dem offenbaren Beistand Gottes auf der Wartburg in kurzer Zeit die herrliche Uebersetzung des Neuen Testaments, welche unterdessen als ein unübertrefflicher Schatz der deutschen Kirche angesehen worden ist, und schrieb auch noch außerdem eine Kirchenpostille, die viel Segen verbreitet hat. Es ist überhaupt erstaunlich, wie viel Luther in 25 Jahren geschrieben hat. Man hat berechnet, daß ein Abschreiber, welcher täglich zehn Stunden mit Gemächlichkeit schriebe, ein ganzes Menschenleben damit zubringen würde, um Alles abzuschreiben, was Luther geschrieben hat; und doch hat er noch so viel nebenher gethan, was ihm ein Anderer nicht so leicht nachthun wird. — Nachdem er zehn Monate auf der Wartburg gewesen war, hörte er von Unruhen, welche unter seinen Anhängern in Wittenberg ausgebrochen seien; und nun ließ er sich durch keine Rücksicht auf Gefahr mehr aufhalten, sondern eilte ohne Erlaubniß des Kurfürsten nach Wittenberg, brachte die dortigen Angelegenheiten in Ordnung und setzte nun das angefangene Werk der Bibelübersetzung mit Einigen seiner Freunde mit dem größten Eifer fort, so daß a. 1534 die ganze deutsche Bibel in Einem Bande gedruckt werden konnte. Der ausgezeichnetste unter seinen Mitarbeitern war Philipp Melanch-

thon, geb. i. J. 1497 zu Bretten im Pfälzischen (jetzt Badischen), ein gelehrter und frommer Mann, der durch seine Milde und Sanftmuth dem Feuereifer Luthers oft zu Hilfe kam, daß er nicht aus den Grenzen trat. Unter seinen Gehilfen bei der Uebersetzung des Alten Testaments sind noch zu nennen: Dr. Joh. Bugenhagen, Dr. Justus Jonas, Dr. Pommer, Dr. Creuziger, Matth. Aurogallus. Unter seinen sonstigen Freunden und Mitarbeitern am Werke der Reformation wäre außer Joh. Brenz, Martin Bucer, Erasmus Alber, Nic. v. Amsdorf, Joh. Mathesius noch eine große Zahl von ehrwürdigen Namen zu nennen; aber diese gehören in eine besondere Reformationsgeschichte. Gern hätte ich auch von Reuchlin, Erasmus und Hutten erzählt, von denen der erste durch seine Gelehrsamkeit, der letzte hauptsächlich durch Verspottung des Mönchswesens und anderer Mißbräuche, Erasmus durch beides der Reformation wesentlichen Vorschub geleistet haben. Daß Erasmus zu seinen vielen Gaben nicht auch noch die Gabe muthiger Entschiedenheit hatte, schadete hauptsächlich ihm selbst; für die Sache der Wahrheit konnte er vielleicht so besser wirken, weil seine gesalzenen Worte bei einer Kirche, von der er sich nicht lossagte, besser Eingang fanden. Dr. J. J. Grynäus pflegte von ihm zu sagen: „er habe dem Papstthum mit Scherz und Schimpf mehr geschadet, als Luther mit all seinem Ernst."

Die neue Lehre nach der Schrift, welche Luther predigte, wurde durch seine vielen Schriften, wie namentlich durch seinen kleinen und großen Katechismus, durch seine Lieder und durch seine Schüler und Freunde schnell in allen Gegenden verbreitet. Um die Errichtung und Verbesserung deutscher Volksschulen hat er sich große Verdienste erworben. Ganz besonders wirkte sein kleiner Katechismus, deßgleichen man vorher noch gar nicht kannte. Friedrich II., Herzog in Schlesien, verlangte mit diesem Büchlein in der Hand begraben zu werden, und Joachim, Fürst zu Anhalt, schrieb mit eigener Hand in

dasselbe: „Nächst der Bibel ist dieses Buch mein bestes Buch." Schon im 16. Jahrhundert wurde es in 13 Sprachen übersetzt, im 17. in fünf weitere, und im Ganzen in 31 Sprachen. Nach drei Jahren übersetzte man Luthers Schriften in Holland schon in's Spanische, und nach vier Jahren kaufte sie ein Reisender schon in Jerusalem. Ueberall kam es zur Entscheidung: entweder für Luther oder für den Papst; und ein päpstlicher Gesandter machte schon 1519 auf einer Reise durch Deutschland die Bemerkung, daß er immer Drei gefunden habe, die für Luther, und Einen, der für den Papst gesprochen. Einer von Luthers Zuhörern, der in einer sächsischen Stadt die neue, d. h. biblische Lehre predigte, schrieb: er könne nicht sagen, mit welcher Brünstigkeit und Aufmerksamkeit die Leute das Wort aufnehmen, wie willig sie sich in Allem leiten lassen, daß er oft vor Freuden darüber weinen müsse, wie sie ihn als einen Schwachen so tragen und lieben. Wo etwa durch die Feinde die Zulassung eines lutherischen Predigers verhindert wurde, da liefen die Leute haufenweise an die nächsten Orte nach einer Predigt, wenn es auch meilenweit gieng, wie z. B. nach Buchholz, wo der fromme Myconius predigte. In Zwickau, wo Didymus im Amt stand, der eine leise Stimme hatte, traten die Leute alle von ihren gewöhnlichen Plätzen in die Nähe der Kanzel, und hörten fast den ganzen Tag zu. In Annaberg predigten Leidenmann und Myconius vor einer unbeschreiblichen Menge Volks. Und als Luther die erste Predigt zu Leipzig hielt, fielen die Leute aus großer Bewegung auf die Kniee, und dankten Gott für ein solches Wort. Ja der feindselige Cochläus erzählt, wie die Weiber in den Spinnstuben das Neue Testament vor sich gehabt, und die umlaufenden Mönche daraus so abgefertigt haben, daß diese keine Lust mehr gezeigt, weiter einzukehren.

Unter dem Kurfürsten Johann kam die Kirchenverbesserung in Sachsen 1527 glücklich zu Stande. Luther selbst reiste im Lande herum, ließ die Gemeinden in der

Kirche zusammenkommen, befragte sie nach ihrem Glauben, und machte sie mit der neuhergestellten evangelischen Lehre und den verbesserten kirchlichen Einrichtungen bekannt. Wohl mochte es da manchmal gehen, wie dort in Jakobshagen, wo der Dorfschultheiß bei der Visitation in sein Glaubensbekenntniß auch die Maria mit hineinbrachte, und die Uebrigen alle sagten: „Wir glauben, was der Schulz glaubt.“ Aber nach und nach brach sich doch das neue Licht überall Bahn; Klöster wurden verlassen und aufgehoben, Mißbräuche wurden abgeschafft, und tüchtige Prediger des Evangeliums bestellt. Ebenso geschah es 1526 in Hessen, wo der Landgraf Philipp sich der Kirchenverbesserung mit großem Eifer annahm. Und bald wurden Anhalt, Anspach und Baireuth, Pommern, Württemberg, Baden, Brandenburg, Holstein, Meißen, Lüneburg, Braunschweig, Cleve, Pfalz, Schlesien, Böhmen, Lausitz, Mecklenburg, und andere deutsche Landschaften und Städte von dem Sauerteig der guten Lehre durchsäuert. Am 4. Mai 1526 schloßen die der Reformation zugethanen Fürsten zu Torgau ein gegenseitiges Schutzbündniß gegen die Feinde der lutherischen Lehre; und am 19. April 1529 legten sie eine feierliche Protestation gegen die Beschlüsse des Reichstags zu Speyer ein, der sie ungehört verurtheilt hatte. Sie wurden daher Protestanten genannt.

Auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahr 1530 überreichten die evangelischen Fürsten und Stände am 25. Juni ihr Glaubensbekenntniß, Augsburgische Confession genannt, zu welchem sich 3 Kurfürsten, 20 Herzoge und Fürsten, 24 Grafen, 4 Freiherren und 35 Reichsstädte theils sogleich, theils hernach bekannten, und nach langer Weigerung wurde ihnen 1532 wegen der Türkenfurcht die Glaubensfreiheit gestattet.

Luther selbst durfte es nicht mehr erleben, daß für das Bestehen dieser neugegründeten evangelischen Kirche Krieg geführt werden mußte: denn der Bauernaufruhr, der in der ersten Zeit der Reformation an verschiedenen Orten

in Deutschland ausbrach, hatte mit dem Werke der Kirchenverbesserung nichts gemein. Luther starb in Eisleben den 18. Februar 1546, im festen Bekenntniß des Glaubens, den er gepredigt hatte. Seine letzten Worte waren: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist; Du hast mich erlöset, Du mein getreuer Gott.“ Er war ein Mann von eisernem Fleiß und von großer Gemüthlichkeit. Gegen Fürsten und Herren stand er wie ein Fels; gegen Kinder war er einfältig und kindlich. Der Sprache war er Meister wie Niemand vor ihm und vielleicht Keiner nach ihm; sein Geist war reich und groß, sein Herz feurig, aber lind und zart; seine Wirksamkeit ist nicht zu ermessen. Mit dem felsenfesten Glaubensmuthe, in welchem er allen Menschen entgegentrat, verband er die kindlichste Demuth vor seinem Gott; und die Krone seiner Lehre, welche seitdem das Kleinod der evangelischen Kirche geblieben ist, war das, daß er der eigenen Werkgerechtigkeit Stumpf und Stiel ausrottete, und den Glauben an die freie Gnade Gottes in Christo Jesu, der die Gottlosen gerecht macht, an ihre Stelle pflanzte. Seines Namens und seines Werkes wird nicht vergessen werden, so lange es Christen in Deutschland gibt, die durch Gottes Wort sich leiten lassen.

Gleich nach Luthers Tode brach der Krieg aus: denn der Kaiser Karl wollte die evangelische Kirche unterdrücken. Er war auch anfangs glücklich, nahm den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen gefangen, und plagte nun die Evangelischen in Deutschland durch das Interim, eine Zwischenreligion, aus römischen und lutherischen Lehren zusammengesetzt; allein der Kurfürst Moritz von Sachsen brachte ihn so in die Enge, daß er durch den Passauer Vertrag (1552) und durch den Religionsfrieden zu Augsburg (1555) den Evangelischen volle Glaubensfreiheit gestatten mußte.

Ein Bild von der großen Verwirrung und dem Druck, welche die Evangelischen um diese Zeit erfahren mußten, sehen wir in der Geschichte des Reformators von Würt-

temberg, Johann Brenz. Dieser war s. 1522 evangelischer Prediger in der schwäbischen Reichsstadt Hall. Als der Kaiser 1546 daselbst einrückte, umringten das Pfarrhaus die Spanier, klopften mit ihren Hellebarden ungestüm an die Thüre, und begehrten Einlaß. Brenz kam dazu; einer der Soldaten setzte ihm die Hellebarde auf die Brust, und drohte, ihn zu durchbohren, wenn nicht sogleich geöffnet werde. Brenz that auf, setzte ihnen zu essen und zu trinken vor, verbarg indessen seine Papiere, flüchtete seine Familie, entfernte sich selbst, und überließ den Soldaten das Haus sammt Allem, was darin war. Am nächsten Tage kam ein spanischer Bischof, jagte die Soldaten aus dem Haus, quartierte sich selbst ein, durchsuchte die Bücher, und fand noch einige unverbrannte Briefe, die sich auf den Krieg bezogen. Da nun überdieß bekannt wurde, Brenz habe die Bürger öfters ermahnt, ihren Glauben muthig zu vertheidigen, so ergieng der Befehl, ihn zu verhaften. Er flüchtete sich auf einen Thurm, wo er verborgen lag, bis es ihm gelang, verkleidet aus der Stadt zu entkommen. In schlechten Kleidern durchirrte er in kalter Winternacht die Wälder, und kehrte erst nach dem Abzug der Truppen in seine rein ausgeplünderte Wohnung zurück. Späterhin wurde von dem kaiserlichen Minister Granvella ein Abgeordneter nach Hall geschickt, um ihm den Brenz, der gegen den elenden Mittelweg des Interim predige, lebendig oder todt zu überbringen. Als dieser in die Stadt kam, stellte er sich anfangs sehr freundlich gegen Brenz, und suchte ihn an sich zu locken. Es gelang ihm nicht, daher rief er den Rath zusammen, und ließ ihn schwören, daß Keiner etwas von dem, was er jetzt im Namen des Kaisers eröffnen werde, offenbaren wolle. Hierauf theilte er ihnen seinen Auftrag mit, und drohte mit des Kaisers Ungnade, wenn sie ihm nicht behilflich wären, ihn auszuführen. Aber glücklicherweise war der Rathsherr Büschler erst nach der Eidesleistung, und doch noch bald genug gekommen, um den Antrag zu ver-

nehmen. Er schrieb eilig auf einen Zettel: „Flieh, Brenz, so schnell als möglich!“ und schickte es ihm. Brenz saß eben am Essen, als die Nachricht kam, gieng sogleich vom Tische, und zur Stadt hinaus. Nicht weit vom Thore begegnete ihm der kaiserliche Abgeordnete, und fragte ihn: „Wohin wollt Ihr?“ — „Zu einem kranken Freund.“ — „Nun wohl, so kommt morgen zu mir zum Essen!“ — „So Gott will,“ sprach Brenz, und eilte davon, Juni 1548. Ein dichter Wald diente ihm bei Tag zum Aufenthalt; bei Nacht sah er noch manchmal seine Familie in einem benachbarten Dorfe.

So trieb er's mehrere Wochen, indeß spanische Soldaten sein Haus plünderten. Endlich ließ er den Bürgern erklären, er sei bereit sein Amt wieder anzutreten, wenn man es mit ihm wagen wolle. Aber die Antwort war, man könne ihn gegen den Kaiser nicht schützen, er solle eine andere Stelle suchen. Da nahm sich Herzog Ulrich von Württemberg des vertriebenen Mannes an, und gab seinem Sekretär den Befehl: „Bring mir den Brenz an einen sichern Ort; sag mir aber nicht, wohin, damit ich im Nothfall dem Kaiser schwören kann, ich wisse nichts von seinem Aufenthalt.“ Brenz wurde nun in ein abgelegenes Gebirgsthal, auf die Burg Wittlingen, gebracht, wo er eine Erklärung des 23. Psalms schrieb. Kaum war er fort, so kam ein kaiserlicher Abgeordneter, und begehrte, das Schloß Wirtemberg zu durchsuchen, fand aber nichts. Indessen merkte Brenz doch, daß er in Württemberg nicht mehr sicher sei, und flüchtete sich mit des Herzogs Bewilligung nach Basel, wo er einige Zeit ruhig lebte und eine Erklärung des Propheten Jesaias schrieb. Bald kam aber eine neue Prüfung. Seine Gattin starb an der Schwindsucht in Stuttgart, und die Sorge um seine Kinder trieb ihn nun abermals dahin. Allein der Kardinal Granvella hatte seine Spione, und unvermuthet erschien eines Abends in München eine Schaar spanischer Reiter, deren Oberst sich beim Kurfürsten meldete, und zur Tafel gezogen, öffent-

lich verlauten ließ, „er habe ein versiegeltes kaiserliches Schreiben an den Herzog, daß ihm Brenz lebendig oder todt ausgeliefert werden müsse.“ Eine Tante von der Herzogin von Württemberg, welche an der Tafel saß, schlich sich unvermerkt hinweg, schrieb an Herzog Ulrich, was bevorstehe, und schickte noch in der Nacht einen eigenen Boten ab, dem sie die größte Eile und für den Rückweg eine andere Straße empfahl. Der Herzog ließ den Brenz sogleich rufen, und befahl ihm, auf alles, was er jetzt sagen würde, nichts zu erwiedern. Er las ihm hierauf den Brief aus München vor, hieß ihn sich verbergen, so gut er könne, wollte aber nichts Weiteres erfahren, damit er eidlich bezeugen könne, er wisse nichts von ihm. Brenz nahm einen Laib Brod, gieng schweigend aus seinem Hause und hinauf in die obere Stadt. In das erste Haus, das offen stand (das „Landhaus“), gieng er hinein, kam unbemerkt die Treppe hinauf, und bis unter das Dach, wo er zwischen einer Holzbeige und dem Dache auf allen Vieren hinkroch, und in einem Winkel sein Lager aufschlug. Des andern Tages rückte der kaiserliche Oberst in Stuttgart ein, besetzte die Stadtthore und das herzogliche Schloß, und überreichte seine Vollmacht. Der Herzog versicherte, er wisse nicht wo Brenz sich aufhalte, gestattete aber dem Oberst, ihn zu suchen und mit sich zu nehmen. Der Oberst ließ nun alle Häuser durchforschen, und alle Betten, Kisten, Holzbeigen, Stroh- und Futterböden wurden von den spanischen Säbeln und Spießen sondirt. Dieses Geschäft dauerte vierzehn Tage lang, und Brenz hörte täglich etwas von der Straße herauf, wo die Leute vom Gang der Untersuchung redeten, konnte auch von ganzem Herzen mit einstimmen, wenn die Weiber zu einander jeden Morgen sagten: „Gott Lob und Dank! sie haben ihn immer noch nicht.“ Endlich kam die Reihe der Untersuchung auch an das Landhaus. Brenz hörte auf den Knieen liegend und betend das Waffengeklirre und die lärmenden Soldaten, wie sie durch das ganze Haus von einem

Zimmer zum andern sich bewegten, und zuletzt auch seinem Bergungsorte sich näherten. Wie mag ihm aber zu Muthe gewesen sein, als er die Spieße durch seine Holzbeige stoßen hörte, und einmal sogar einem Stich ausweichen mußte! Endlich aber hieß es, nachdem sie alles durchstöbert hatten: „Geht, er ist auch da nicht!" Der Oberst war nun selbst überzeugt, daß Brenz nicht in Stuttgart sei, und zog ab. Doch das Wunderlichste bei dieser Geschichte habe ich noch nicht erzählt, nämlich wie Brenz in diesen vierzehn Tagen Nahrung bekam. Wie jenem Matthias in Prag eine Dohle, so mußte dem Brenz eine Henne die Hilfe Gottes bringen. Sie kam gleich den ersten Mittag, schlich sich still bis zu seinen Füßen, legte ein Ei, und gieng ebenso still wieder weg, während die Hühner bekanntlich sonst durch ihr Geschrei den Legort ihrer Eier anzeigen, ein Geschrei, wel-



ches dießmal für den guten Brenz sehr gefährlich gewesen wäre. Dieser nahm das Ei unbedenklich als ein von Gott geschenktes Mittagsmahl an, und verzehrte es mit einem Stück Brod. Die Henne kam täglich zur nämlichen Zeit, und so wurde also Brenz täglich versorgt. An

dem Tage aber, da die Spanier abzogen, kam sie nicht mehr, und Brenz hörte die Leute auf der Straße sagen: „Jetzt sind sie fort.“ Er gieng Abends sogleich zum Herzog; und ihr könnet euch denken, wie der erstaunte, als er ihn sah und seine Erzählung hörte. Der Herzog machte ihn zu seinem Obervogt in Hornberg, wo er dann unter dem Namen Huldreich Engster zwei Jahre lang sicher war, bis der passauische Vertrag auch ihm die Freiheit wieder verschaffte. Er wirkte noch lange im Segen († 1570), und hatte einen wichtigen Antheil an der Reformation von Württemberg, wo ihm Eberhard Schnepf aus Hessen, der im Unterlande, Ambrosius Blarer aus Constanz, der im Oberlande reformirte, Jakob Andreä und andere theils vorgearbeitet hatten, theils Hilfe leisteten. Auch hier in Schwaben fand die Reformation Manches vorbereitet. Schon die Lehre des Arnold von Brescia (um 1150), der das Papstthum stürzen wollte, hatte in Schwaben großen Beifall gewonnen. Um 1248 betete eine Sekte in Hall für den Kaiser Friedrich II. und sein Haus, erklärte aber den Papst für einen Kezer, der keine Gewalt zu binden und zu lösen habe. Später bestand in Ulm eine Gesellschaft, welche die Bibel las und die äußerlichen Kirchengebräuche verwarf.

„Ein Unglück kommt selten allein,“ sagt ein Sprüchwort; auch eine gute Gabe Gottes kommt selten allein. Zu gleicher Zeit, als Gott den kräftigen Streiter Luther erweckte im Sachsenlande, stellte er in der Schweiz einen andern tüchtigen Wahrheitszeugen auf, der das Werk der Kirchenverbesserung in diesem Lande begonnen hat. Es war Ulrich Zwingli, seit 1518 Prediger in Zürich, ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit, von Gottesfurcht und muthigem Eifer. Auch er wurde durch das Studium der heiligen Schrift zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht, und durch einen Ablaßkrämer zuerst veranlaßt, sich dem herrschenden Unwesen in der Kirche zu widersetzen. Das abgerechnet, daß er im Abthun der

Ceremonien etwas schärfer und schneller war, stimmte Zwingli mit Luther in Allem überein, wo es sich um die Aufhebung der alten Mißbräuche und Irrthümer handelte; aber in der Festsetzung des neuen Lehrbegriffs kamen sie auf einen Punkt, über welchen sie nicht einig werden konnten, nämlich die Lehre vom heiligen Abendmahl, in welchem Luther nicht blos ein Gedächtnißmahl sah, wie Zwingli, sondern ein Mittel, um Christi Leib und Blut wirklich zu genießen. Der Streit zwischen beiden konnte nicht geschlichtet werden, und hatte endlich die völlige Scheidung der beiden Parteien zur Folge, welche sich an die eine oder an die andere Lehre angeschlossen hatten. Daher die Parteinamen der Lutheraner und Reformirten. Schade, daß zwei sonst so hellsehende Männer, so auserlesene Rüstzeuge, nicht in der Wahrheit zusammenkommen und ihr großes Werk gemeinschaftlich treiben konnten! Wie viel Unheil, das damals noch nicht vorauszusehen war, hätte können verhütet werden! — In den Jahren 1520—25 kam die Kirchenverbesserung in Zürich völlig zu Stande. Bern, Basel und Schaffhausen folgten diesem Beispiel in den Jahren 1528—29, und bald bekannte sich die größere Hälfte der ganzen Schweiz zur reformirten Kirche. Von Joh. Oecolampadius und Sim. Grynäus in Basel, Haller und Manuel in Bern, W. Farel und Seb. Hofmeister und manchen andern Gottesmännern in der Schweiz — wäre viel zu erzählen, wenn wir Raum genug hätten; Eines aber wollen wir nicht übergehen. Als die Reformation von Zürich aus auch den Weg in die kleinen Kantone fand, waren die Bewohner des Städtchens Wesen geneigt, die Irrthümer des Papstthums aufzugeben und die reformirte Lehre anzunehmen. Aber die Regierung des Kantons Schwyz, zu welchem das Städtchen gehörte, war feindlich gegen die Reformation gesinnt, und schickte einen Beamten, um diesen Leuten ihre Willensmeinung kund zu thun. Sie erwiederten, sie seien bereit, ihren Obern in allen andern Dingen zu gehorchen, was aber die Religion be-

treffe, so seien sie darüber Gott allein verantwortlich. Hierauf trugen einige Knaben im Beisein des Beamten die Heiligenbilder aus der Kirche heraus auf einen Kreuzweg, stellten sie auf den Boden und sagten zu ihnen: „Dieser Weg führt nach Schwyz, der nach Glarus, jener nach Zürich, und der nach Chur: nun wählet euch einen aus, und ziehet im Frieden davon; wenn ihr aber nicht machet, daß ihr auf dem einen oder andern fortkommet, so wollen wir euch verbrennen." Da nun die Heiligenbilder keine Lust zu haben schienen, einen von diesen Wegen einzuschlagen, so warf man sie in's Feuer und



verbrannte sie. — Zwingli verlor sein Leben in dem schweizerischen Religionskriege, in welchem er als Feldprediger mit zu Felde zog (1531). In demselben Jahre starb sein treuer Mitarbeiter an der schweizerischen Kirchenverbesserung, Oecolampadius (gebürtig aus Weinsberg), Prediger zu Basel. Kurz vor seinem Tode legte er die Hand auf's Herz und sagte: „Hier ist überflüssig Licht." Hierauf sagte er den 45. Psalm her, setzte hinzu: „Hilf mir, Christe Jesu!" und verschied. Nach Zwingli's Tode nahm sich der hochbegabte Johann Calvin in Genf des Reformationswerks in der Schweiz an, ein Mann von großem Scharfsinn und strengem Charakter,

dem die reformirte Kirche in der Schweiz, in Frankreich, in den Niederlanden und in Schottland ungemein viel verdankt. Er beschäftigte sich besonders mit der Reinigung und Befestigung der Kirchenverfassung und Kirchenzucht, und stiftete durch seine Erklärung der heiligen Schrift großen Nutzen. Die hohe Schule in Genf wurde durch ihn und seinen Nachfolger Theodor Beza die Pflanzschule zahlreicher Lehrer, welche seine Grundsätze auch in andern Ländern verbreiteten.

Der treue Mitstreiter Luthers, Philipp Melanchthon, der den Namen praeceptor Germaniae (Lehrer von Deutschland) bekommen hat, hatte nach Luthers Heimgang unter den mancherlei Streitigkeiten jener Zeit noch viel Bitteres und Schweres durchzumachen, und starb endlich lebenssatt und müde im Jahr 1560, den 19. April, in einem Alter von 63 Jahren und 63 Tagen. Auf seinem Todbette richtete er sich auf und rief: „Ist Gott für uns, wer mag wieder uns sein!" Als man ihn hierauf fragte, ob er etwas begehre? erwiederte er: „Nichts als den Himmel!" und gab seinen Geist auf.

Konnte das Papstthum gegen die so reißend um sich greifende Reformation mit Gewalt nichts ausrichten, so ließ es doch seinen alten Haß gegen die Wahrheit wenigstens an einzelnen Bekennern derselben aus, und auch da offenbarte sich die siegende Kraft des Evangeliums, für welches sie ihr Leben oferten. So sagte Johann Heuglin von Lindau, der zu Constanz verbrannt wurde, bei Anhörung seines Todesurtheils: „Ach! Gott verzeih' es euch! denn ihr wisset nicht, was ihr thut." Leonhard Kaiser, ein junger evangelischer Prediger, wurde in Scherding in Baiern lebendig verbrannt 1527, und starb mit getrostem Muthe. In den Niederlanden wurden zwei Frauen wegen ihrer Anhänglichkeit an die evangelische Lehre lebendig begraben, ließen sich aber nicht muthlos machen. Heinrich von Zütphen im Dittmarschen bewies bei seiner grausamen Hinrichtung 1524 ungemeine Geduld. Und die zwei ersten Blutzeugen der lutherischen

Lehre, die jungen Augustinermönche Heinrich Voes und Johann van Esse, welche nach langer Gefangenschaft lebendig verbrannt wurden, zeigten eine bewundernswürdige Standhaftigkeit. Als man das Feuer anzündete, sagte einer derselben: „Dieß ist der längst gewünschte Tag, da wir mit Christo werden vereiniget werden." Sie sangen beim Feuer abwechselnd das Loblied: „Herr Gott, dich loben wir," und riefen noch aus den Flammen heraus einige Mal: „Herr Jesu, erbarme dich unser!" Dr. Luther hat auf ihren Märtyrertod ein schönes Lied gemacht, in welchem es unter Anderem heißt:

„Die Asche will nicht lassen ab;
Sie stäubt in allen Landen:
Hier hilft kein Bach, Loch, Grub' noch Grab!
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich lassen singen."

---

2. Geschichte der Reformation in England und Schottland.

Wenn wir an den alten Erfahrungssatz denken, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche ist, so darf es uns nicht befremden, daß die christliche Kirche in England so blühend geworden ist; denn an Märtyrern hat ihr es wahrlich nicht gefehlt; kaum hat sich in irgend einem protestantischen Lande die Reformation durch so schwere Kämpfe hindurchdrängen müssen wie in diesem England, das so manche Keime einer bessern christlichen

Zeit schon von länger her in sich trug. Von Wykliffe ist S. 146 die Rede gewesen. Seine Bibelübersetzung war für seine Zeit von großem Werthe; aber da außer den reichen Leuten Niemand im Stande war, eine geschriebene Bibel zu kaufen, so blieb der größte Theil des Volks in der tiefsten Unwissenheit. Zu den frühzeitigsten Versuchen, dem Volke religiösen Unterricht zu ertheilen, gehört die Biblia pauperum, oder des armen Mannes Bibel, welche um 1420 gedruckt worden sein soll. Sie besteht in 40 Abbildungen in Holzschnitt; denn das Drucken mit Lettern war damals noch nicht erfunden. Jede Abbildung ist in drei Theile getheilt, welche Gegenstände aus der biblischen Geschichte darstellen, sehr roh gezeichnet und unvollständig ausgeführt, mit einem Text oder ein paar Worten, welche den Inhalt der Abbildung andeuten sollen. Diejenigen, welche größere Werke sich nicht anschaffen konnten, waren im Stande, gegen eine geringe Ausgabe sich einige Kenntniß etlicher biblischer Begebenheiten zu erwerben. Um einige Vorstellung von dem Werke zu geben, will ich die vierzigste Abbildung kurz beschreiben. In der mittleren Abtheilung ist der Erlöser vorgestellt, wie Er einem in Seiner Furcht und Liebe Abgeschiedenen die Krone des Lebens darreicht; auf der linken Seite ist die Tochter Zion, von ihrem Bräutigam gekrönt, wie es im Hohenliede steht, und auf der rechten Seite ist der Engel abgebildet, der mit dem heil. Johannes redet. In der oberen Abtheilung des Gemäldes sind Brustbilder von David und Jesaias und zwei Schrifttexte; der eine ist Hohelied 5, 7. 8., der andere Offenb. 21, 9. Auch noch einige andere kurze Inschriften stehen darauf. Die Exemplare von des armen Mannes Bibel, welche man noch hat, sind in der Regel unvollständig und sehr abgenützt. So unvollkommen diese Lehrmethode scheinen mag, so wurde sie doch mit Freudigkeit aufgenommen.

Die erste gedruckte Uebersetzung des neuen Testaments in die englische Sprache erschien 1526 in Ant-

werpen. Sie war verfaßt von W. Tyndal. Die Einführer und Verkäufer dieses Buchs in England wurden verurtheilt, verkehrt auf einem Pferde sitzend und die Bücher um den Leib gebunden, durch die Stadt London zu reiten. Tyndal selbst wurde durch Verrätherei gefangen genommen, und 1536 in Flandern erdrosselt und verbrannt. Sein letztes ernstlich und oft wiederholtes Seufzen war: „O HErr, öffne dem König von England die Augen!“ Seine beiden Gehilfen wurden ebenfalls, einer in England, der andere in Portugal verbrannt.

Zur Zeit der Reformation regierte in England Heinrich VIII. (gest. 1547), ein eigensinniger, gewaltthätiger Mann, der sich hauptsächlich deßwegen vom Papst lossagte, weil ihm dieser nicht zur Scheidung von seiner Gemahlin verhelfen wollte. Von den Grundsätzen und Lehren des Papstthums aber sagte er sich nicht los; er fand es nur bequemer, in kirchlichen Dingen selbst zu herrschen, als einem andern zu gehorchen; und auf den großen Einfluß, welchen um diese Zeit Luthers Schriften in England ausübten, blickte er eifersüchtig hin. Eine eigentliche Reformation kam unter seiner Regierung nicht zu Stande; doch war mit Hilfe des Erzbischofs Thomas Cranmer zu Canterbury die Landessprache beim Gottesdienst eingeführt und die heilige Schrift dem Volk zugänglich gemacht; auch war schon die Trennung von dem Papstthum etwas werth. Mehr geschah unter Heinrich’s jungem Nachfolger, Eduard VI., der durch Cranmer und einige deutsche Reformatoren den Grund zu einer neuen Ordnung der Dinge in England legen ließ. Cranmer und Ridley verfaßten ein reformirtes Glaubensbekenntniß von 42 Artikeln, welche später unter der Königin Elisabeth auf 39 Artikel zusammengezogen wurden, die noch jetzt als das Glaubensbekenntniß der englisch bischöflichen Kirche anerkannt sind. Aber mitten unter den Vorbereitungen zu einer Erneuerung der Kirche starb der König Eduard VI., und die Regierung kam an Maria (1553—58), eine

entschiedene Anhängerin des Papstthums, welche alsbald den Neuerungen ein Ende machte, und unter deren Regierung vierhundert Glaubige den Flammentod sterben mußten. Unter ihnen waren J. Hooper, Hugh Latimer, Ridley, Rogers und viele andere ausgezeichnete Männer, die ich hier nicht namentlich aufzählen kann. Auch der Erzbischof Cranmer mußte ins Gefängniß wanderu, und ließ sich durch Versprechungen und Drohungen zum Widerruf bewegen; aber bald hatte sich der schwache Greis wieder so weit erholt, daß er erklären konnte, er habe nur aus Todesfurcht widerrufen, und sei nun bereit zu sterben. Am 21. März 1556 bestieg er muthig den Scheiterhaufen, ließ zuerst seine rechte Hand verbrennen, welche den Widerruf unterschrieben, und starb mit den Worten: „HErr Jesus, nimm meinen Geist auf!" Andere flüchteten sich nach Deutschland, kamen in Verbindung mit Joh. Calvin, und legten den ersten Grund zur puritanischen Kirchengemeinschaft, welche die englische Liturgie, das bischöfliche Kirchenregiment und die Gebräuche der englischen Landeskirche nicht annahm. Diese letztere bildete sich unter dem Schutze der evangelisch gesinnten Königin Elisabeth, welche auf Maria folgte und die Reformation in ganz England einführte. Einzelne Züge aus der Geschichte des Kampfes zwischen Papstthum und Reformation in England muß ich nun noch erzählen.

Bei einer Gelegenheit sagte ein katholischer Priester zu Tyndal: „Es wäre besser, ohne Gottes Segen als ohne des Papstes Gesetze zu sein." Tyndal erwiederte: „Ich biete dem Papst und allen seinen Gesetzen Trutz; und wenn mir Gott das Leben schenkt, so will ich es in wenigen Jahren erleben, daß ein Knabe hinter dem Pflug mehr von der heiligen Schrift wissen soll als ich, ob ich gleich studirt habe und ein Priester bin."

John Brown saß 1517 in einer Barke von Gravesend neben einem Priester; er ließ einige Worte gegen die Messe fallen. Wenige Tage darauf wurde er unter dem Mittagessen von seiner Familie hinweggerissen, und

in ein Gefängniß geworfen, ohne daß diese erfuhren, in welches. In Canterbury wurden auf Befehl der Prälaten Warham und Fischer seine nackten Füße auf brennende Kohlen gesetzt, indem sie hofften, ihn dadurch zum Abfall zu vermögen. Aber er wurde so gestärkt, daß er die Qual standhaft ertragen konnte, während einer von den Priestern das heilige Buch vor ihm verbrannte. Zwei Monate nach seiner Gefangennehmung traf ihn seine Magd auf der Straße, seine Füße bis an die Fersen abgebrannt, und erfuhr, daß er am nächsten Morgen hier in Ashford lebendig verbrannt werden sollte. Seine Gattin kam, und saß die ganze Nacht bei ihm. Er sagte ihr Alles, was er gelitten hatte, und drang in sie, ihre Kinder auch ferner in der Furcht Gottes aufzuziehen. Am folgenden Tage wurde er verbrannt, während er einen Vers anstimmte.

Sodann wurden 1519 an Einem Feuer in Coventry sieben Märtyrer verbrannt, sechs Männer und eine Frau. Sie wurden am Aschermittwoch festgenommen auf eine Anklage hin, daß sie ihre Kinder das Vaterunser und die zehn Gebote in englischer Sprache gelehrt hätten, und wurden in eine Abtei gebracht, während ihre Kinder in dem Kloster der grauen Mönche aufbewahrt wurden. Der Guardian des Klosters befragte die Kinder über den Unterricht, den sie von ihren Eltern empfangen hatten, und warnte sie, wenn sie nicht den Tod ihrer Eltern sterben wollten, so sollten sie ja nicht wieder das Vaterunser, den Glauben und die zehn Gebote in englischer Sprache beten. Am Palmsonntage wurden die sechs Männer vom Bischof zum Feuertod verurtheilt, die Wittwe aber freigelassen. Es war Abend, und Mourton, der Gerichtsdiener des Bischofs, bot ihr an, sie nach Hause zu begleiten. Als er sie am Arme führte, spürte er eine Rolle Papier in ihrem Aermel. „Ei!" — sagte er — „was habt ihr denn da?" — Mit diesen Worten zog er es heraus, und fand, daß die zehn Gebote, das Glaubensbekenntniß und das Gebet des HErrn in eng-

lischer Sprache darauf standen. „Aha!“ — sagte er — „ist es so? nun, Ihr könnet jetzt so gut kommen wie zu einer andern Zeit: es geht in Einem hin.“ — Und damit führte er sie zum Bischof zurück, der sie augenblicklich zum Tode verurtheilte. Am 4. April wurden sie in dem kleinen Park Alle mit einander verbrannt.



Einer ihrer Freunde entkam dießmal, wurde aber zwei Jahre später aufgefangen, nach Coventry gebracht, und gleich am folgenden Tag den Flammen überliefert.

Es ist ein Platz in London, der Smithfield heißt, und auf dem die Bartholomäusmessen gehalten werden. Wie wenig lassen sich's die gedankenlosen Schaaren, die zu denselben strömen, einfallen, an die schrecklichen Leiden zu denken, welche die Knechte Christi hier erduldet haben! Männer, deren die Welt nicht werth war, haben hier mitten unter brennenden Reisbüscheln für ihre Mörder gebetet und muthvoll ihre Seelen ausgehaucht. Ich will euch von einigen derselben erzählen.

Als König Heinrich VIII. mit dem Papst zerfallen war, und sich selbst zum Oberhaupt der englischen Kirche erklärt hatte, schien er sich dieselbe Herrschaft über die Gewissen anmaßen zu wollen wie der Papst, und ver-

folgte alle Andersdenkenden. Nun war damals ein Schulmeister in London, Namens Lambert, der gegen einige römische Irrlehren geschrieben hatte. Als dieser vor den Bischof gebracht wurde, berief er sich auf den König. Heinrich, der seine Disputirkunst gern zur Schau stellte, entschloß sich, öffentlich mit ihm zu disputiren, ließ alle seine Großen um sich versammeln, und der arme Lambert wurde vor ihn gestellt, um die Sache Christi zu vertheidigen. Die Bischöfe waren sehr heftig und gaben ihm auf seine Beweise keine Antwort. Endlich fragte ihn der König, ob er am Leben bleiben oder sterben wolle. Lambert weigerte sich, die erkannte Wahrheit zu verleugnen, und wurde zum Feuertode verdammt. Weil das Feuer nicht stark genug war, so wurden nur seine Beine und Arme verzehrt, worauf zwei von den Wache habenden Soldaten ihn mit ihren Hellebarden durchbohrten, während er laut ausrief: „Nur Christus! nur Christus!“ Der stolze König starb im J. 1547.

Während der Regierung Eduards VI. wurde der öffentliche Gottesdienst in englischer Sprache gehalten, und das Volk durfte die heilige Schrift in seiner Muttersprache lesen. Er war selbst ein Freund dieses guten Buches. Es wird von ihm erzählt, er habe einst, als er mit seinen Altersgenossen nach Knabenweise spielte, etwas von einem Schrank herunterlangen wollen, der ihm zu hoch war. Einer seiner Spielgenossen bot ihm eine große Bibel an, um sich darauf zu stellen; aber Eduard schlug eine solche Hilfe mit großem Unwillen aus. Er machte dem jungen Menschen scharfe Vorwürfe, und sagte, es schicke sich nicht für ihn, das mit Füßen zu treten, was er als kostbaren Schatz im Kopf und Herzen zu bewahren habe. Als er gekrönt wurde, brachte man drei Schwerter als Zeichen seiner drei Königreiche. Der fromme Eduard bemerkte, es fehle noch eines. Die anwesenden Edelleute fragten: welches? Er sagte: „Die Bibel! das Schwert des Geistes, welches allen übrigen vorzuziehen ist.“ Als aber seine Schwester, die „blutige

Maria," 1553 zur Regierung kam, wurde jene Erlaubniß dem Volk wieder entzogen; der Gottesdienst wurde wieder lateinisch; und bei wem ein Exemplar der englischen Bibel gefunden wurde, der war der Strafe der Ketzerei verfallen. Doch gab es noch manche Personen, welche jede Gelegenheit benützten, um im Stillen zusammenzukommen, und Gott in Aufrichtigkeit und Wahrheit anzubeten, ob sie gleich oft entdeckt, Manche zum Tode verurtheilt und ihre Versammlungen auseinandergesprengt wurden.

Ihre Anzahl wechselte von 40 bis 200; aber selten versammelten sie sich in größeren Haufen auf einmal. Sie hatten während der Verfolgungszeit fünf Prediger, von denen einer, Rough, entdeckt und in Smithfield verbrannt wurde; ihr letzter Prediger Bentham, nachmals Bischof von Lichfield und Coventry, konnte oft nur mit genauer Noth entrinnen. Rough wurde am 12. Dez. 1557 gefangen genommen, da als am Sonntag in Islington ein Schauspiel gegeben wurde. Während die Menge dazu strömte, benützten die Gläubigen diese Gelegenheit, um das Abendmahl mit einander zu halten. Der Vicekanzler erfuhr es aber, und ließ die, welche da versammelt waren, worunter Rough und der Diakon Sympson, ergreifen. Rough wurde vor den Bischof von London gebracht und angeklagt, er habe behauptet, das Sakrament des Altars werde nicht wirklich in Leib und Blut Christi verwandelt; — er habe sich der Messe und dem lateinischen Gottesdienst widersetzt; — er habe das Abendmahl unter beiden Gestalten gereicht; — er habe sich gegen den Papst und seine Machtvollkommenheit ausgesprochen;— er habe correspondirt mit Denen, welche wegen der Religion aus dem Königreich entflohen seien, und habe Bücher von ihnen empfangen; — er sei in Rom gewesen, und behaupte, er habe dort wenig oder nichts Gutes, aber viel Böses gesehen u. s. w. Zehn Tage später, am 22. Dez., wurde er mit einer Frau aus seiner Gemeinde, Margaretha Mearing, auf dem

Smithfield verbrannt. Seinen Diakon Sympson folterten sie hart, um ihn zur Endeckung der Namen der übrigen Versammlungsmitglieder zu nöthigen; aber er wurde von Oben gestärkt, sein Leiden standhaft zu ertragen, und am 28. März starb er mit Hough Fox und John Devenisch, die zu gleicher Zeit aufgefangen worden waren, in Smithfield den Feuertod.

Sympson hatte als Diakon ein Buch, in welchem die Namen der Mitglieder und die besonderen Verhältnisse der Versammlung aufgezeichnet waren. Dieses Buch trug er gewöhnlich bei sich; aber am Freitag vorher, ehe man sie überfiel, wurde Rough durch einen ganz besondern Umstand veranlaßt, in Sympson zu dringen, daß er es nicht mit sich nehme. Dieser willigte nur ungern ein, ließ aber endlich das Buch bei Frau Rough liegen, und so entgieng es den Händen der Papisten.

Auch sonst hatte diese Versammlung stiller Christen manche liebliche Erfahrungen von göttlicher Obhut zu machen. Einmal, als sie sich auf dem obern Boden eines Hauses in der Vorstadt versammelt hatten, wurden sie entdeckt, erhielten aber noch Nachricht von der Gefahr und zerstreuten sich augenblicklich. Als einige von ihnen durch das Gäßchen giengen, sahen sie einen Mann, John Aveles, der ein bitterer Verfolger war, auf sie warten, aber sie entkamen ihm. Oft versammelten sie sich in Schiffen, die auf dem Flusse lagen; und zwei- oder dreimal hatten sie zwischen Ratcliff und Redriff an Bord eines Schiffes Gebet, Predigt und Abendmahl, und entkamen glücklich, obgleich sie verrathen worden waren. Einmal, als die Versammlung gerade in Pudding-Lane bei einander war, kam John Aveles in das Haus, und wollte beim Hausherrn Nachricht darüber einziehen; aber Gott war so gnädig, sie zu bewahren, so daß er wieder fortgieng, ohne ihr Dasein zu entdecken. Mit knapper Noth kamen sie ein ander Mal durch, als sie bei Nacht an der Themse versammelt waren. Das Haus wurde von ihren Feinden umringt, und an Davonkommen war nicht

zu denken; aber ein Matrose, der unter ihnen war, kam hinten zum Haus hinaus, schwamm zu einem Boote, welches nicht weit entfernt lag, lud seine Gefährten in das Fahrzeug, und brachte, obgleich kein Ruder vorhanden war, das Boot glücklich hinüber nach Southwark. Ein merkwürdiger Umstand ereignete sich mit einem Mann, der unter einem falschen Vorwand sich in ihre Gesellschaft aufnehmen ließ, eigentlich aber in der Absicht, ihre Namen aufzuzeichnen, und Alles, was unter ihnen geschah, zu erforschen. Denn als er einmal in ihrer Mitte war, wurde er bekehrt, und schrie zu Gott um Gnade.

Am 17. Sept. vorher, ehe Rough verbrannt wurde, hatten sie einen Mann, Namens Auster, mit seinem Weibe und zwei andern Personen in Smiethfield verbrannt. Rough war dabei, und auf dem Heimwege traf er einen Bekannten, der ihn fragte, wo er gewesen sei. Rough erwiederte, er sei an einem Ort gewesen, da möchte er um Alles in der Welt nicht gefehlt haben. — „Nun, wo denn?" — „Ich bin gewesen, wo man den Weg lernt, ich habe den Auster verbrennen sehen." Sein Vorgefühl war richtig; drei Monate nachher gab er auf demselben Platze freudig sein Leben hin.

Einer der ersten, welche unter der Regierung der Königin Maria verbrannt wurden, war Thomas Tomkins, ein Weber in Shoreditch, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit, so daß er nach der einfachen Sitte früherer Zeiten, wenn fleißige Hausfrauen ihm ihr Garn zum Weben brachten, jedesmal mit ihnen betete. Auch er wurde bei Bischof Bonner als ein Gegner der römischen Kirche angegeben, gefangen gesetzt, und im Verlauf von 6 Monaten wiederholt ins Verhör gebracht. Der Bischof mißhandelte ihn in seinem Unwillen, riß ihm einmal einen Theil seines Bartes aus, und da er fand, daß dieß die Standhaftigkeit des guten Mannes nicht erschütterte, so wollte er ihn durch einen Vorschmack des Todes auf die Probe stellen. Eines Tages, als mehrere

seiner Geistlichen um ihn versammelt waren, schickte er nach Tomkins. Eine große Wachskerze stand auf dem Tisch. Der Bischof ergriff des Webers Finger, und hielt seine Hand eine beträchtliche Zeit über die Flamme. Tomkins, der Bonners Wuth bemerkte, dachte, sein Tod sei nun vor der Thüre, und befahl sich Gott an mit den Worten: „O Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" Er erzählte nachher einem Freunde, während seine Hand gebrannt habe, sei seine Seele so gestärkt gewesen, daß er keinen Schmerz empfunden habe, sondern fest habe stehen bleiben können, bis die Sehnen und Adern zusammenschrumpften, und das Blut einem der Geistlichen in's Gesicht spritzte, der hierauf den Bischof bewog, nachzulassen. Am 16. März 1555 wurde Tomkins in Smithfield verbrannt, und litt mit bewundernswürdiger Geduld.

In der Nacht, ehe Bischof Hooper in Gloucester verbrannt wurde, bat ein blinder Knabe, Namens Thomas Drowry, um Erlaubniß, ihn zu besuchen und erhielt sie. Der Bischof unterredete sich mit ihm, und da er ihn im Glauben an Christum wohl gegründet fand, sagte er zu ihm: „Ach, armer Knabe, Gott hat dir dein Augenlicht genommen, — warum, weiß Er am besten; aber er hat dir ein anderes, viel köstlicheres Licht geschenkt: denn Er hat deine Seele mit dem Auge der Erkenntniß und des Glaubens ausgerüstet. Gott gebe dir Gnade beständig zu ihm zu beten, damit du dieses Gesicht nicht verlierest; denn dann wärest du leiblich und geistlich blind." Im nächsten Jahre wurde Thomas berufen, dem Bischof nachzufolgen. Der Kämmerer der Diöcese war bei dem letzten Verhör dieses armen blinden Knaben anwesend, und erzählte, der Kanzler Dr. Williams habe, als er fand, daß der Knabe nicht an die Verwandlung des Brodes in den Leib Christi glaube, gesagt: „Du bist ein Ketzer und sollst verbrannt werden; wer hat dich nur diese Ketzerei gelehrt?" — „Sie, Herr Kanzler!" erwiederte der Knabe. — „Wo? um's Himmels willen!" — fragte der erschrockene Kanzler. — „Dort an

jenem Platze," sagte der Knabe, indem er auf die Kanzel deutete, deren Stellung er sich erinnerte. — „Wann lehrte ich dich so?" — „Damals," erwiederte der Knabe, — „als sie nicht nur mir, sondern allen Zuhörern jene Predigt über das Sakrament hielten. Sie sagten, das Sakrament müsse geistlich, im Glauben empfangen werden, und nicht fleischlich und wesentlich, wie die Papisten lehren. (So hatte Williams wirklich unter dem evangelischen König Eduard gelehrt.) Der schamlose Abtrünnige erwiederte: „Nun, so mache es auch wie ich, dann kannst du auch am Leben bleiben." Der Knabe sagte: „Ihr möget immerhin Gottes, Seines Wortes und Eures Gewissens spotten; aber ich wills nicht thun." — „Dann gnade dir Gott!" versetzte der Kanzler, „denn ich werde das Todesurtheil über dich fällen." — „Gottes Wille soll geschehen!" erwiederte der Knabe. Der Kapitelskämmerer, von diesem Auftritt ergriffen, warf sich dazwischen und rief: „Pfui, schämt Euch! wollt Ihr Euch selbst verdammen? weg! und lasset einen Andern das Urtheil sprechen!" — „Nein!" sagte der verhärtete Mann, „ich will dem Gesetz gehorchen, und selbst zu Gericht sitzen, wie es mein Amt erfordert." — Der blinde Knabe wurde sofort verurtheilt, und starb in den Flammen.

Als Lawrence in Colchester verbrannt wurde, waren von der harten Behandlung seine Beine so wund und kraftlos, daß ihn die Papisten in einem Stuhl zum Feuerpfahl tragen mußten. Während er auf dem Stuhle saß, kam eine Schaar kleiner Kinder um das Feuer her, welche die Worte wiederholt aussprachen: „HErr, halte Deine Verheißung und stärke Deinen Knecht!" Da hatte sich Gott aus dem Munde junger Kinder ein Lob bereitet.

Als Saunders 1555 zu dem Pfahl auf dem Scheiterhaufen geführt wurde, küßte er ihn mit den Worten: „Willkommen, Kreuz Christi! willkommen, ewiges Leben!"

Bald nachher wurde ein gewisser Barber zum Flammentode verurtheilt. Der Märtyrer wurde nach Smithfield gebracht und an den Pfahl gebunden. Die Holz-

büschel waren um ihn her aufgehäuft, und der Nachrichter wartete nur auf Befehl, um das Feuer anzuzünden. In diesem entscheidenden Augenblick kam die Nachricht von dem Tode der Königin Maria, und die Beamten mußten nun die Procedur einstellen, bis der Befehl der neuen Königin Elisabeth bekannt werden konnte. Da nun diese die Protestanten schützte, so wurde Barber frei. Zum Andenken an seine so wunderbare Erlösung, bei welcher der gute Mann als ein Brand aus dem Feuer gerissen wurde, ließ er sich das Bild der Königin Elisabeth malen, und verordnete in seinem Testament, daß dieses Gemälde bei dem ältesten Zweige seiner Familie als eine Gedächtnißtafel für künftige Zeiten aufbewahrt würde.

Elisabeth gab endlich 1558 ihren Unterthanen die längst gewünschte Freiheit, die gereinigte christliche Lehre zu bekennen. Die englische Kirche vereinigte sich aber weder mit der lutherischen noch mit der reformirten, sondern bekam ihre eigene Verfassung, und behielt namentlich die bischöfliche Kirchenregierung bei; sie wird deßwegen auch die bischöfliche Kirche genannt. Von ihr trennten sich die Puritaner oder Presbyterianer, welche strenger reformirten, nur Presbyter (Pfarrer und Kirchenälteste) dulden, und durch Versammlungen derselben das Kirchenregiment verwalten lassen, und die Baptisten, welche die Kindertaufe verwerfen und nur Erwachsene taufen.

In Schottland legte Patrik Hamilton, der in Deutschland Luthers Lehre kennen gelernt hatte, den Grund zur Kirchenverbesserung, und starb als Märtyrer in den Flammen 1527. Nach ihm übernahm der feuereifrige Johann Knox, der mit Calvin in Genf eng verbunden war, das Amt eines Reformators in Schottland; und er brachte es nach vielen schweren Kämpfen, in welchen er die äußerste Freimüthigkeit bewies, dahin, daß, obgleich das Regentenhaus in Schottland der katholischen Kirche zugethan blieb, doch das reformirte Glaubensbekenntniß durch ein Reichsgesetz als das herrschende

in Schottland erklärt wurde 1560. Von ihm wäre viel zu erzählen, wenn es uns nicht an Raum fehlte.

---

3. Die Reformation in Italien und Spanien.

Auch in Italien hörten Viele mit Begierde auf die Reformationslehren, da gerade hier der Verfall der Kirche sich mehr als irgendwo offenbarte, und die redlichen, ernsthaften Gemüther sich des Gefühles nicht erwehren konnten, daß es so nicht fortgehen dürfe, wenn nicht Alles zusammenbrechen solle. Zu der Zeit, als Luther in Deutschland auftrat, wurde auf Verlangen des Papstes von vier Kardinälen und vier andern Prälaten ein Brief über die Nothwendigkeit einer Kirchenreformation an den Papst geschrieben. Nachdem die Verfasser eine Menge von Mißbräuchen, welche in die Kirche eingeschlichen seien und abgestellt werden sollten, aufgezählt hatten, schloßen sie den Brief mit folgenden Worten: „Rom ist die Mutter der Kirche und die Gebieterin aller andern Kirchen, weßwegen der Gottesdienst und die Sittenreinheit hier vor allen blühen sollten. Aber ach, heiliger Vater, alle Fremden ärgern sich, wenn sie in die St. Peterskirche gehen und sehen, was für unwissende und nachlässige Priester dort die Messe lesen. Ja, in dieser Stadt laufen die unzüchtigen Weibspersonen umher, als wären sie ehrbare Frauenzimmer, und werden Nachmittags von den angesehensten Männern aus den Familien der Kardinäle und von Geistlichen auf und nieder begleitet. Wir hoffen, daß Ew. Heiligkeit dazu erwählt sei, den Namen Christi, der bei den Völkern und auch unter unserer Geistlichkeit vergessen ist, wieder herzustellen, daß er künftighin in unserem Herzen lebe und in unserem Wandel offenbar sei; daß er unsere Krankheiten heile; daß er die Heerde Christi in Eine Hürde zurückführe; daß er den Zorn und die Rache Gottes von uns entferne, welche wir verdienen,

welche über unsern Häuptern hängt und bald über uns hereinbrechen wird." — Dieser merkwürdige Brief war an Papst Pius III. gerichtet, hatte aber keinen Erfolg; und einer von seinen Verfassern, Kardinal Caraffa, ließ, als er nachmals unter dem Namen Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, den von ihm seinem Vorfahren gegebenen Rath auf die Liste der verbotenen Bücher setzen. Allein die evangelische Lehre wußte sich selbst Eingang in Italien zu verschaffen. Luthers Schriften kamen haufenweise nach Italien, und wurden mit so großer Begierde gelesen, daß die Buchhändler einen fast wucherischen Handel damit trieben. Melanchthon schreibt: „Ganze Buchhandlungen sind von der letzten Messe nach Italien geführt worden, obgleich der Papst neue Befehle gegen uns erlassen hat. Aber die Wahrheit kann nicht unterdrückt werden." — Dazu kam Brucciolis Uebersetzung des Neuen Testaments in die italienische Sprache, welche 1530 erschien und mit großem Verlangen gesucht wurde, sowie andere Schriften im Sinne der Reformatoren, die weit und breit versendet wurden. Ein Mönch, Mollio, der nachher in Rom verbrannt wurde, sagte zu Zanchi: „Kauft euch Bullingers Buch de origine erroris; und wenn ihr kein Geld dazu habt, so reißet euer rechtes Auge aus, um es zu verkaufen, und leset das Buch mit dem linken." — In mehreren Städten und namentlich zu Faenza im päpstlichen Gebiete, wurden in Privathäusern Predigten gegen die römische Kirche gehalten, und die Zahl der Evangelischen (wie sie sich selbst nannten) vermehrte sich von Tag zu Tag. Aber auch öffentlich wurde noch vor 1530 die Reformationslehre gepredigt. Papst Clemens VII. schreibt: „Aus dem uns erstatteten Bericht haben wir mit herzlichem Leidwesen vernommen, daß in mehreren Gegenden Italiens die Ketzerei Luthers auch unter Priestern und Klostergeistlichen so sehr eingerissen ist, daß Manche sogar in ihren öffentlichen Predigten das Volk mit diesem Uebel anstecken und den Gläubigen Aergerniß geben." Es war damals die allgemeine Bemer-

kung, daß, wie die Pest im heißen Italien heftiger wüthe als in Deutschland, so auch das Lutherthum, wenn es einmal bei den feurigen Italienern Wurzel gefaßt habe, desto heftiger in diesem Lande toben werde. Der Erfolg zeigte die Richtigkeit dieser Bemerkung; und wenn nicht so gewaltsame Mittel zur Ausrottung des evangelischen Glaubens ergriffen worden wären, so würde Italien vermuthlich zu gleicher Zeit mit Deutschland das alte Joch des Aberglaubens abgeschüttelt haben. An Vorbereitungen dazu fehlte es nicht. In Bologna z. B. war die Zahl der Protestanten sehr bedeutend. Bucer wünscht ihnen in einem 1541 geschriebenen Briefe wegen der Zunahme ihrer Erkenntniß und ihrer Anzahl Glück; und Altieri schreibt 1545 einem Bekannten in Deutschland: ein Edelmann dieser Stadt sei bereit, 6000 Mann Soldaten für die evangelische Partei anzuwerben, wenn es für nöthig gehalten werden sollte, gegen den Papst zu Felde zu ziehen. In Imola predigte eines Tages ein Observantinermönch, und sagte dem Volk: sie müßten sich den Himmel durch das Verdienst guter Werke erkaufen. Ein Knabe, welcher zuhörte, rief: „Das ist eine Gotteslästerung! denn die Bibel sagt uns, daß Christus den Himmel durch Sein Leiden und Sterben erkauft habe und ihn uns freiwillig aus Gnaden verleihe.“ Es folgte hierauf ein Wortwechsel zwischen dem jungen Menschen und dem Prediger. Der Mönch, aufgebracht über den jungen Gegner und die günstige Aufnahme, die dessen Worte fanden, rief: „Geh', junger Schlingel, du bist kaum aus der Wiege gekrochen, und willst dir herausnehmen, über heilige Dinge zu urtheilen, welche die gelehrtesten Männer nicht erklären können!“ — Der Junge entgegnete: „Habt Ihr nie die Worte gelesen: Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hat sich Gott eine Macht zugerichtet —?“ — Zornig verließ der Prediger die Kanzel, indem er Drohungen gegen den Knaben ausstieß, der auch sogleich ins Gefängniß geworfen wurde.

Er lag lange darin; was aber weiter aus ihm geworden ist, habe ich nicht finden können.

Ein Hauptmittel, das Evangelium in Italien zu verbreiten wurde der Krieg, der in den zwanziger Jahren Italien verheerte. Unter den Truppen, welche Kaiser Karl V. aus Deutschland brachte, so wie unter den schweizerischen Hilfsvölkern, welche der Fahne des Königs Franz I. von Frankreich folgten, befanden sich viele Protestanten. Freimüthig unterhielten sich diese Fremden mit den Einwohnern, bei denen sie einquartirt waren, über Religionsgegenstände; sie rühmten die Religionsfreiheit, welche sie zu Hause genoßen, lachten über die furchtbare Vorstellung, welche die Mönche dem Volk über die Reformation beigebracht hatten, sprachen in den wärmsten Lobeserhebungen von Luther und seinen Mitarbeitern, und gaben ihre Verwunderung zu erkennen, daß ein so verständiges Volk, wie die Italiener, sich noch immer eine solche blinde Unterwürfigkeit unter eine träge und lasterhafte Priesterschaft gefallen lasse. Der Eindruck, den solche Vorstellungen auf das Volk hervorbringen mußten, wurde noch durch die ärgerlichen Manifeste vermehrt, welche der Papst und der Kaiser gegen einander erließen. Endlich wurde Rom von dem Heere des Kaisers eingenommen und geplündert, und der Papst selbst wurde gefangen gesetzt 1527. Während er noch auf der Engelsburg belagert war, versammelte sich eines Tags ein Trupp deutscher Soldaten in den Straßen von Rom. Einer von ihnen, Namens Grünwald, wurde im päpstlichen Ornat mit der dreifachen Krone auf ein kostbar geschirrtes Pferd gesetzt, und zog mit einem ebenso in Kardinalstrachten verkleideten Gefolge durch die Straßen von Rom, theilte dem Volke seinen Segen aus und äffte überhaupt das Benehmen des Papstes auf eine spöttische Weise nach. Als sie bei der Engelsburg angekommen waren, wurde ihm ein großer Pokal in die Hand gegeben, aus dem er auf das Wohlsein und die sichere Gefangenschaft des Papstes Clemens VII. trank und seine Kameraden

Bescheid trinken ließ. Er nahm hierauf seinen verkleideten Kardinälen einen Eid ab, daß sie dem Kaiser, als ihrem einzigen rechtmäßigen Herrn, treu und gehorsam sein, und die weltliche Obrigkeit nach dem Worte Gottes anerkennen wollten. Hierauf gelobte dieser verstellte Papst feierlich, seine Macht und sein Ansehen durch ein Testament an Martin Luther übertragen zu wollen, damit er die Kirche wieder in einen bessern Zustand setze. Mit lauter Stimme rief er sodann: „Wer mit mir einstimmt und Willens ist, dieses in Ausführung gebracht zu sehen, der hebe die Hand auf!“ Hierauf streckte der ganze Trupp Soldaten die Hände in die Höhe und rief: „Lange lebe Papst Luther!“ — Dieß alles trug sich unter den Augen des Papstes zu.

Aber die Säulen des Papstthums waren doch noch nicht morsch genug, um zusammenzubrechen; und sobald es sich wieder erholt hatte, gieng es mit allem Ernst auf die Vertilgung des lutherischen Glaubens los, der sich in so vielen Herzen in Italien festgesetzt hatte. Die kräftigsten Dienste leistete ihm hiebei die Inquisition mit ihrer Folterkammer und ihren Scheiterhaufen. Viele Protestanten wurden verhaftet, von denen man mehrere auf die Galeeren schickte, andere zu ewigem Gefängniß verdammte, und wieder andere mit Weib und Kindern des Landes verwies, während eine noch größere Anzahl entfloh, um ihr Leben zu retten. Es gab keine Stadt von einiger Bedeutung in Italien, aus der sich nicht Geflüchtete in irgend einem Theil des protestantischen Europa's befanden. Halb Locarno mußte 1555 nach Zürich auswandern. In Venedig wurden die Gefangenen um Mitternacht aus ihren Zellen geholt, von einem Priester begleitet in eine Gondel gesetzt und in die See hinausgerudert, wo ein anderes Boot auf sie wartete. Es wurde sodann ein Brett von einer Gondel auf die andere gelegt, auf welches man den Gefangenen setzte, der gefesselt und an dessen Füßen ein schwerer Stein befestigt war. Auf ein gegebenes Zeichen fuhren die Gondeln

aus einander, und er wurde so in die Tiefe des Meeres versenkt.

Im Oktober 1553 wurde dem Papst Julius III. von einigen Bischöfen ein spöttischer Rath ertheilt, wie die weiteren Fortschritte der Reformation am besten zu hindern seien. Sie schloßen ihre Eingabe mit folgenden Worten: „Der beste Rath, welchen wir Ew. Heiligkeit geben können, ist, daß Sie mit aller Aufmerksamkeit und Anstrengung in allen Städten Ihres Gebiets so viel als möglich das Lesen des Evangeliums, namentlich in der Muttersprache, verhindern. Das Wenige, was die Leute in der Messe hören, sei ihnen genug; kein Sterblicher soll etwas mehr lesen dürfen: denn so lange die Menschen mit diesem Wenigen zufrieden waren, gieng Alles nach Ihren Wünschen; seit sie aber mehr lesen wollen, wird's immer schlimmer. Mit Einem Wort: Das Neue Testament ist das Buch, welches mehr als alle andern die Bewegungen hervorgerufen hat, in denen wir beinahe zu Grund gegangen sind. Und in der That, wer nur fleißig die Schrift betrachtet, und dann Alles, was in unsern Kirchen gewöhnlich vorkommt, der wird finden, daß diese Lehre von der unsern ganz verschieden ist, und in manchen Dingen ihr geradezu widerspricht." Ohne Zweifel wäre der Papst geneigt gewesen, ihren Rath pünktlich zu befolgen, wenn dieß nur je hätte geschehen können. Aber er that wenigstens was er konnte. In Rom wurden alle Tage mehrere verbrannt, gehenkt oder geköpft; alle Kerker waren angefüllt, und man war genöthigt, neue zu bauen. Unter andern wurden zwei vornehme Römer in's Gefängniß gesetzt. Nach langem Widerstande hatte man sie endlich durch das Versprechen, sie in Freiheit zu setzen, vermocht, ihre Grundsätze zu widerrufen. Allein was war die Folge? Der eine wurde verurtheilt, eine Strafe von 80,000 Kronen zu bezahlen und ewig im Gefängniß zu bleiben, und der andere zur Erlegung von 1000 Kronen und lebenslänglicher Einsperrung. — Wäh-

rend des ganzen Jahrhunderts waren die Gefängnisse der Inquisition in Italien mit Schlachtopfern angefüllt, und von Zeit zu Zeit wurden Hinrichtungen vorgenommen. Dessenungeachtet wurden noch während des siebzehnten Jahrhunderts Personen in Italien gefunden, welche heimlich der Reformationslehre zugethan waren, und mehrere Engländer, welche sich im Eifer für das Papstthum freiwillig aus ihrem Vaterlande verbannt hatten, wurden während ihres Aufenthaltes in Italien zum protestantischen Glauben bekehrt.

Nur noch einige Geschichten aus der Zeit der Reformation in Italien will ich erzählen.

Curio wurde 1503 in Turin geboren, als das jüngste von 23 Kindern einer adeligen Familie. Schon als Knabe hatte er von seinem Vater eine schön geschriebene Abschrift der Bibel bekommen, wurde zum fleißigen



Bibellesen angehalten, und kam nach und nach auch in Bekanntschaft mit den Schriften der Reformatoren. Dieß veranlaßte ihn, einen Besuch in Deutschland zu machen. Auf der Reise dahin wurde er von einem Prälaten gefangen gesetzt, aber durch die Dazwischenkunft seiner Verwandten losgelassen und in ein Kloster gebracht, wo er sich damit beschäftigte, die Mönche zu unterrichten. In der Kapelle dieses Klosters stand eine Kapsel auf dem Altar, in welcher ein paar Gebeine von irgend einem

vermeintlichen Heiligen als Reliquien aufbewahrt und hoch verehrt wurden. Curio, ärgerlich über diesen Aberglauben, gieng eines Tages her, nahm die alten Knochen heraus und legte an ihrer Statt eine Bibel in die Kapsel. Dieß wurde bald entdeckt, und der Verdacht fiel sogleich auf ihn; er machte sich aber davon und entkam nach Mailand. Von dort aus besuchte er noch einmal sein Vaterland und wollte sein Vermögen in Besitz nehmen, welches in den Händen seiner Schwester und ihres Gatten war: diese aber wollten das Geld lieber selbst behalten, verklagten ihn wegen Ketzerei und nöthigten ihn so, Italien abermals zu verlassen. Nach diesem wurde er Erzieher einiger Kinder in einem Städtchen in Savoyen. Hier hörte er einmal einen Mönch predigen, der die Reformatoren gewaltig verlästerte und zum Beweis seiner Behauptung Stellen aus Luthers Erklärung des Galaterbriefs ganz verdreht anführte. Curio hatte gerade dieses Buch bei sich und las nach der Predigt der Versammlung die Stellen so vor, wie sie dastanden. Nun wurden die Zuhörer über den Betrug des Mönchs so erbittert, daß sie ihn zum Städtchen hinausjagten. Als die Inquisition dieß erfuhr, ließ sie den Curio arretiren und in seine Vaterstadt bringen, wo er in ein festes Gefängniß gesetzt und seine Füße in den Stock gelegt wurden. Zugleich schickte man nach Rom, um seine Verurtheilung zu be-



treiben. Einige Tage nachher, da seine Beine sehr geschwollen waren, bewog Curio den Gefängnißwärter, daß er ihm erlaubte, für zwei Tage den einen Fuß loszuma-

chen. Nun machte er mit Hilfe eines Stocks, einiger Lumpen und seines Schuhes ein künstliches Bein, welches er an sein rechtes Knie befestigte; und nachdem er den Kerkermeister um Erlaubniß gebeten hatte, den Fuß im Stock zu wechseln und nun auch den linken auf einige Zeit loszulassen, so schob er nun das falsche Bein statt des rechten in den Stock. Der Kerkermeister merkte nichts, weil es im Gefängniß sehr finster war. Jetzt war Curio frei, versuchte nun auch das Thor des Gefängnisses zu öffnen und entrann bei der Nacht. Späterhin ward er bei der Universität Pavia angestellt, wo er drei Jahre lang lehrte, und wo die Studenten und seine Freunde ihn gegen die Inquisition beschützten, bis sich endlich 1543 der Papst darein legte, und er abermals genöthigt war, sich in die Schweiz zu flüchten. Bald nachher gieng Curio wieder nach Italien, um seine Frau und Kinder abzuholen. Die Inquisition aber lauerte auf ihn und entdeckte ihn in der Stadt Passa, wohin er seine Familie hatte kommen lassen. Er saß gerade am Mittagessen, als plötzlich ein päpstlicher Hauptmann ins Zimmer trat und ihm befahl, sich zu ergeben. Mehrere Soldaten waren an der Thüre stehen geblieben. Curio, der wohl sah, daß Entrinnen hier unmöglich sei, stand auf und gieng auf den Offizier los, um sich ihm auszuliefern, hatte aber in Gedanken das Messer in der Hand behalten, mit dem er eben Fleisch vorlegte. Der Hauptmann, der den großen starken Mann mit einem Vorlegmesser auf sich zukommen sah, wurde von einem Schrecken befallen und flüchtete sich in eine Ecke. Curio benützte die Gelegenheit, schritt gerade auf die Thüre zu, mitten durch die Soldaten hindurch, die nicht so keck waren, ihn aufzuhalten, nahm sein Pferd aus dem Stall und war seinen Verfolgern aus dem Gesicht, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten. Er zog sich hierauf wieder in die Schweiz zurück, wo er von den Protestanten mit großer Liebe aufgenommen wurde, war über

zwanzig Jahre lang Professor in Basel und starb dort 1569.

Johann Craig wurde 1512 in Schottland geboren. Sein Vater starb bald nachher in der Schlacht von Flodden, und er selbst gieng 1537 nach Frankreich und Italien. In Bologna trat er in ein Mönchskloster und gelangte da zu großem Ansehen. In der Büchersammlung dieses Klosters fand er ein Buch von Calvin: das las er aufmerksam, und überzeugte sich aus demselben, daß die römisch-katholische Kirche nicht die rechte sei. Er war unvorsichtig genug, seinen Klostergenossen von seinem Fund zu erzählen. Dieß würde ihm theuer zu stehen gekommen sein, wenn nicht ein alter Pater, der sein Landsmann war, ihm behilflich gewesen wäre, aus dem Kloster zu entkommen. Nun wurde er Hofmeister bei einem benachbarten Edelmann, der auch protestantisch gesinnt war. Aber kaum war er eine Zeit lang da gewesen, so wurden Beide als Ketzer angeklagt, von den Dienern der Inquisition festgenommen und nach Rom geführt. Da mußte er neun Monate lang in einem finstern Kerker sitzen; und weil er bei dem gerichtlichen Verhör seinen Glauben nicht widerrufen wollte, so wurde er mit einigen Andern verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Im August 1559 wurde sein Urtheil gesprochen. Aber was geschah! Am Abend vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tage (18. August 1559) starb der fürchterliche Papst Paul IV., der selbst Kardinäle als Ketzer verfolgt hatte, und nun wurden, einem alten Herkommen zufolge, alle Kerker in Rom geöffnet. Während aber die wegen Schulden und anderer bürgerlicher Vergehen Verhafteten freigelassen wurden, brachte man die Ketzer in ihre Zellen zurück, nachdem sie die Erlaubniß genossen hatten, über die Wälle ihres Gefängnisses hinauszugehen. Indessen erhob sich in derselben Nacht ein Aufstand, in welchem das gereizte Volk sogar das Inquisitionsgebäude niederbrannte. Die Gefangenen konnten in ein von Rom nicht weit entferntes Haus flüchten. Sie waren noch nicht lange da, als

sie von einem Haufen Soldaten verfolgt wurden. Beim Eintritt in das Haus sah der Hauptmann dem Craig scharf ins Gesicht, nahm ihn bei Seite und fragte ihn, ob er sich noch erinnere, einmal einen armen verwundeten Soldaten in der Gegend von Bologna unterstützt zu haben? Craig war zu verwirrt, um sich dieses Umstandes noch zu erinnern. „Aber ich denke noch daran,“ — fuhr der Hauptmann fort, — „und ich bin der Mann, dem Ihr geholfen habt. Die Regierung Gottes hat es nun in meine Hand gelegt, die Menschenfreundlichkeit zu vergelten, die Ihr damals einem Fremdling erwieset. Ihr seid nun in Freiheit; Eure Gefährten muß ich zwar mit mir nehmen, aber um Euretwillen will ich ihnen alle Gunst erzeigen, die in meiner Macht steht.“ — Er gab ihm hierauf alles Geld, das er bei sich hatte, und ertheilte ihm guten Rath, wie er es machen müsse, um glücklich zu entfliehen. Craig verabschiedete sich von ihm mit herzlichem Danke. Während seiner Reise durch Italien, auf welcher er Nebenwege einschlug, um der Verfolgung auszuweichen, gieng ihm das Geld aus. Er hatte sich gerade am Rande eines Waldes niedergelegt, um über seine Lage nachzudenken, als er einen Hund wahrnahm, der auf ihn zulief und einen Beutel im Maul



trug. Craig dachte, der Hund könnte von einer übelgesinnten Person abgesendet sein, die im Walde versteckt sei: er wollte ihn daher fortjagen. Aber das Thier ließ sich nicht abtreiben, bis er ihm zuletzt den Beutel abnahm, in welchem er eine Geldsumme fand, die ihn in den Stand setzte, weiter zu reisen. Ihr werdet hiebei von selbst an die Dohle des Matthias und an die Henne des Brenz denken. Craig kam nach Wien, wo er vor dem Erzherzog von Oesterreich, nachherigem Kaiser Maximilian II., predigen mußte. Dieser Fürst hätte ihn gerne bei sich behalten: aber weil ihn der Papst auskundschaftete, so wurde Craig mit sicherem Geleite entlassen. Er kam 1560 nach Schottland und wurde sogleich in das Predigtamt aufgenommen. Weil er aber während einer 24jährigen Abwesenheit seine Muttersprache fast ganz vergessen hatte, so predigte er Anfangs lateinisch vor denen, die ihn verstehen konnten. Späterhin wurde er der Amtsgenosse des Joh. Knox, und hat zur völligen Reformation seines Vaterlandes kräftig mitgewirkt.

Eine ähnliche Errettung erfuhr Barbara di Montalto, die Gattin eines Arztes, dessen Haus auf einem See gebaut war und in alten Zeiten als Vertheidigungsplatz gedient hatte. Es hatte eine verborgene Thüre, welche zu öffnen die Stärke von sechs Männern erforderte. Diese Thüre ging auf das Wasser, wo ein Boot zur Aufnahme der Hausbewohner für den Fall einer hereinbrechenden Gefahr in Bereitschaft lag. Der Arzt hatte diese Thüre in Folge eines beängstigenden Traums bei Nacht durch seine Leute öffnen lassen. Früh Morgens traten die Diener der Inquisition in das Haus, drangen in das Zimmer ein, in welchem die Frau sich eben ankleidete, und zeigten ihr einen Befehl vor, sie ins Gefängniß zu führen. Mit großer Besonnenheit bat sie um Erlaubniß, sich in dem anstoßenden Zimmer vollends ankleiden zu dürfen, stieg die Treppe hinab, sprang ins Boot und wurde vor den Augen ihrer Feinde davon

gerudert. Sie war angeklagt, die Messe gelästert zu haben, und wäre wahrscheinlich verbrannt worden.

Nicht so glücklich waren die Waldenser, die sich in Calabrien niedergelassen und bis auf 4000 Seelen vermehrt hatten. Mit Frauen und Kindern mußten sie die beiden Städte Santo Risto und La Guardia verlassen, und sich in Wälder und Schlupfwinkel zurückziehen, wo ein Theil unter dem Schwert räuberischer Soldaten fiel, ein anderer durch Hunger und Elend umkam. Die Uebrigen wurden gefangen genommen und auf die Folter gelegt, um Verbrechen zu gestehen, die sie nie begangen hatten. Carlino wurde so lange gefoltert, bis ihm die Eingeweide aus dem Leibe hiengen. Verminell mußte acht Stunden auf dem Folterinstrument, die Hölle genannt, liegen, ohne jedoch etwas zu bekennen, was man gern gehört hätte. Marzone wurde nackt mit eisernen Ruthen gepeitscht, durch die Straßen geschleift und dann mit Fackeln todtgeschlagen, Conte mit Pech überzogen und verbrannt. Sechzig Frauen wurden auf die Folter gelegt, und der größte Theil derselben starb an den empfangenen Wunden im Gefängniß.

Das grausame Verfahren gegen die Waldenser zu Montalto 1560 schildert ein katholischer Augenzeuge auf folgende Weise: „Das fürchterliche Gericht, das heute früh, den 11. Juni, über die Lutheraner ergangen ist, kann ich nur dem Abschlachten von vielen Schafen vergleichen. Sie wurden alle in ein Haus wie in einen Schafstall eingesperrt. Der Nachrichter ging hinein und brachte Einen heraus, und nachdem er ihm das Gesicht mit einem Tuche verbunden hatte, führte er ihn auf einen freien Platz nahe bei dem Hause, ließ ihn niederknieen und schnitt ihm die Kehle mit einem Messer ab. Er nahm ihm hierauf das blutige Tuch ab und holte sich einen Andern, den er auf dieselbe Weise umbrachte. Auf diese Art wurden Alle, 88 an der Zahl, hingerichtet. Niemand, der der Hinrichtung von Einem beigewohnt hatte, konnte es aushalten, die eines Zweiten zu sehen,

und kaum kann ich mich der Thränen enthalten, indem ich dieses schreibe. Die Hingebung und Geduld, mit der sie zum Märtyrerthum giengen, ist unglaublich. Mich schaudert wenn ich daran denke, wie der Henker, mit dem blutigen Messer in den Zähnen und das triefende Tuch in der Hand, mit blutigen Armen in das Haus gieng und Einen nach dem Andern herausholte, gerade wie der Metzger die Schafe, welche er zu schlachten gedenkt. Auf Befehl sind bereits Wagen angekommen, um die Leichname wegzubringen, welche geviertheilt und von einem Ende Calabriens bis zum andern an den öffentlichen Heerstraßen aufgehängt werden sollen." Ein Jüngling, Samson, wurde von der Spitze eines Thurmes herabgeworfen. Als am folgenden Tage der Vicekönig an dem Thurme vorbeigieng, sah er den armen Menschen noch lebendig da liegen, obgleich alle seine Gebeine zerschmettert waren. Er stieß ihn noch mit dem Fuße an den Kopf und sagte: „Lebt der Hund noch? Man werfe ihn den Schweinen zum Fressen vor!" Ein neapolitanischer Geschichtschreiber sagt: „Einigen wurde die Kehle abgeschnitten; Andere wurden mitten durchsägt, und noch Andere von dem Gipfel hoher Felsen herabgestürzt. Alle wurden grausam, aber verdienter Weise hingerichtet. Es ist sonderbar, was man von ihrer Hartnäckigkeit hört: denn während der Vater den Sohn und der Sohn den Vater hinrichten sah, bezeugten sie nicht allein keinen Schmerz, sondern äußerten fröhlich, daß sie Engel Gottes werden würden. So sehr hatte der Teufel, dem sie sich hingegeben hatten, sie verblendet."

Der gelehrte Paleario antwortete auf die Frage, welches der Hauptgrund sei, auf den die Menschen ihre Seligkeit bauen könnten: „Christus!" Als man ihn fragte, welches der zweite Grund sei, gab er zur Antwort: „Christus!" Und als er gefragt wurde, welches der dritte sei, erwiederte er: „Christus!" Er hatte nie gegen das Papstthum gestritten, aber „von der hochnützlichen Wohlthat Jesu Christi," ein wunderbar eindringliches

Zeugniß abgelegt. In einem Schreiben an seine Richter sagte er: „In einer solchen Zeit, wie diese, sollte nach meiner Meinung kein Christ in seinem Bette sterben. Angeklagt, ins Gefängniß geworfen, ausgepeitscht, aufgehangen, in einen Sack eingenäht und den wilden Thieren vorgeworfen zu werden, ist noch wenig. Man lasse mich an einem Feuer rösten, wenn nur die Wahrheit durch einen solchen Tod ans Licht gefördert wird.“ 1570 wurde er auf der Engelsbrücke von Rom gehängt und verbrannt.

Bartoccio wurde 1567 in Genua lebendig verbrannt. Festen Schrittes gieng er zum Richtplatz; und als er schon von Flammen eingehüllt war, ließ er noch deutlich den Ruf hören: „Viktoria! Viktoria!“

In Spanien hatte man schon einige Zeit vor Erfindung der Buchdruckerkunst angefangen, wissenschaftliche Bücher als gefährlich zu zerstören. So wurde die Bibliothek Heinrichs von Aragonien 1434 unter dem Vorwande verbrannt, daß sie Zauberbücher enthalte. Die kostbarsten hebräischen und arabischen Handschriften, griechische, lateinische und kastilianische Werke wurden auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt. Die unwissenden Geistlichen wollten nicht dulden, daß es noch andere Wissenschaften geben sollte als die ihrige; und je tiefer sie das Volk in Unwissenheit sinken ließen, desto leichter konnten sie die Gewissen knechten. Allein auch über die Mauer der Pyrenäen fanden die neuen Lehren, welche in Deutschland sich erhoben hatten, ihren Weg. Unter dem fünften Generalinquisitor fiengen die Meinungen der Reformatoren an, sich in Spanien zu verbreiten. Ein einziger Basler Buchhändler ließ viele hundert Exemplare von den Schriften Luthers und anderer Reformatoren auf der Frankfurter Messe aufkaufen und schickte sie über Paris nach Spanien. Ebenso führte Julian v. Hernandez viele Schriften der Reformatoren in diesem Lande ein. Er wurde bei seiner Rückkehr festgenommen, mehrmals gefoltert und überwiesen, eine große

Menge Bücher in Fässern mit doppelten Böden, welche in dem inneren Zwischenraum nur etwas Franzwein enthielten, eingebracht zu haben. Nach unerhörten Martern wurde er lebendig verbrannt. Auf diese Weise verbreitete sich die Lehre der Reformatoren in kurzer Zeit über ganz Spanien bis nach Portugal, und würde bald tiefe Wurzeln geschlagen haben, wenn nicht die Inquisition sich beeilt hätte, ihr durch Feuer und Schwert Einhalt zu thun. Davon sagte einer der Inquisitoren selbst: „Es war hohe Zeit, denn zwei Monate später würde es zu spät gewesen sein." Ueberall neigten sich Menschen beiderlei Geschlechts, aus allen Ständen und Lebensaltern, mit erstaunlicher Leidenschaft zu ihr hin. Da hat die unglückliche Maria Gomez zur Verfolgung den Anstoß gegeben. Sie war Haushälterin bei Zafra, einem Geistlichen zu Sevilla, und wohnte den geheimen Versammlungen der Protestanten bei, welche derselbe in dieser Stadt hielt. Auf einmal wurde die Frau verrückt; man sperrte sie ein, sie wußte aber zu entkommen und eilte nach der Inquisition, welcher sie in ihrem verwirrten Zustand Alles entdeckte. Als sie späterhin wieder zur Besinnung kam, blieb sie bei ihrem Bekenntniß der evangelischen Lehre und wurde mit ihrer Schwester und deren drei Töchtern verbrannt. Der Erzbischof von Toledo, Carranza, der viel mit Karl V. gereist war und ihm auf dem Sterbebette den letzten Trost zugesprochen hatte, wurde, weil er lutherische Lehren in seinem Katechismus verbreitet hatte, 1559 gefangen gesetzt und starb 1576 im Kerker.

Am 21. Mai 1559 wurde die erste öffentliche Ketzerverbrennung, Auto-da-Fe (Glaubensakt) genannt, in Valladolid gehalten; und von da an stellte ein jedes spanisches Ketzergericht in den großen Städten jährlich wenigstens Ein solches Auto-da-Fe an, bei welchem jedesmal eine kleinere oder größere Zahl von Protestanten in Gesellschaft von Juden, Muhammedanern, Ehebrechern, Zauberern und andern Verbrechern durchs Feuer hingerichtet wurde. Wer sich auf dem Scheiterhaufen noch zum

Widerrufe bringen ließ, der genoß die Gnade, vorher erdrosselt zu werden, ehe man ihn verbrannte.

Unter andern wurde ein Bruder mit seinen zwei Schwestern zum Feuertode verdammt. Die drei Pfähle, an welche sie gebunden wurden, standen dicht neben einander; und in dem Augenblick, wo man den Scheiterhaufen anzündete, hörte man die Schwestern noch die Versicherungen ihrer Glaubensfestigkeit wiederholen. Bis dahin hatte der Bruder (er hieß Gonzalez) einen Knebel im Munde; und die wenigen Minuten, die er noch Freiheit hatte, zu reden, verwendete er dazu, seinen Schwestern Muth einzusprechen, und sang mit ihnen den 109. Psalm. Sie hörten erst dann auf zu singen, als die Flamme ihre Stimmen erstickt hatte.

Durch so grausame und fortgesetzte Verfolgungen wurde es dahin gebracht, daß wenige Jahre nachher keine Spur mehr von den spanischen Protestanten zurückblieb, als die Asche von den Scheiterhaufen der Inquisition. Aber vergessen sollen sie nicht sein, die edlen Märtyrer, und im Himmel stehen ihre Namen und ihre Kronen!

---

4. Die Reformation in Frankreich und den übrigen Ländern.

Auch in Frankreich fand das reformirte Glaubensbekenntniß großen Eingang und gewann mehrere Millionen Anhänger, die von ihren Gegnern Hugenotten genannt wurden (nach dem Namen einer niederländischen Sekte, die sich Huggenoten, Geistgenossen, nannte). Unter Franz I., welcher glaubte, ihre Lehre predige Ungehorsam und Empörung, wurden sie vielfach verfolgt, unter Heinrich II. grausam mißhandelt; unter Franz II. mischten sich politische Parteiungen in die Sache der Re-

ligion, zum großen Nachtheil der letzteren; und unter Karl IX. erfolgte in der Bartholomäusnacht (24./25. August 1572) der gräuliche Hauptschlag, der in Zeit von 30 Tagen mehr als 30,000 Opfer kostete. In Rom wurden aus Freude über diesen Sieg die Kanonen gelöst und eine feierliche Prozession gehalten. Viele Hugenotten flüchteten sich in feste Plätze; und nach mannigfaltigem Glückswechsel verschaffte ihnen ihr Führer, Heinrich IV., der selbst katholisch wurde, um König zu werden, durch das Edikt von Nantes 1598 völlige Religionsfreiheit. — In den Niederlanden, welche damals unter spanischer Herrschaft standen, vermochte die Inquisition, so furchtbar sie auch wüthete, doch nicht, den evangelischen Glauben zu unterdrücken; in den nördlichen sieben Provinzen gewann er die Oberhand. Pistorius und andere Reformatoren hatten dort die gute Saat ausgestreut, die mit Blut reichlich befruchtet wurde, bis es dem weisen Oranien gelang, 1579 die Freiheit der Nordprovinzen zu erkämpfen. Die belgischen Niederlande dagegen beugten sich wieder unter das Joch des Papstes. — In Dänemark und Norwegen, wo Taussan und andere ausgezeichnete Männer die reine Lehre verkündigten, bekannte sich der König Friedrich I. zur Reformation, und die Evangelischen erhielten 1527 gleiche Rechte mit den Katholiken. — In Schweden führte Gustav Wasa mit Hilfe des Olaf Peterson und anderer tüchtiger Prediger 1528 die Reformation ein, und sorgte zugleich für den christlichen Unterricht der im Norden noch übrigen heidnischen Lappländer. In Polen, Ungarn und Siebenbürgen fand vornehmlich die reformirte Lehre Raum; Livland, Esthland und Kurland bekannten sich frühzeitig zu der lutherischen Lehre. Bis hinauf in das ferne, kalte Island drang das helle Licht des Evangeliums, und vertrieb die alte Nacht des Aberglaubens.

Wie groß ist unter dem Segen Gottes das Werk geworden, dessen erste Anfänge so unscheinbar waren! In der Mitte des sechsten Jahrhunderts brachten zwei

nestorianische Mönche die ersten Seidenraupeneier aus China, die sie in einem Bambusrohre verborgen hatten; — und jetzt trefft ihr in Deutschland kein Bauernmädchen an, die nicht etwas von Seide an sich trüge. Wenn etwas auch klein ist, wenn es nur Leben in sich hat! Ein einziger Schlag Feuer kann einen großen Wald anzünden; ein einziger Apfelkern kann 10,000 Gärten mit Bäumen versehen. In jenen 95 Sätzen war Leben, es waren Saatkörner, Feuerfunken; sie zündeten, sie trugen Frucht. Weithin brannte das Feuer; denn des HErrn Geist blies darein; — weithin wallte die Saat: denn der Hauch des Allmächtigen bewegte sie.

---

5. Die Wiedererstarkung des Papstthums.

Wir haben schon gesehen, wie nach den gewaltigen Verlusten, welche das Papstthum durch die Reformation erlitt, es sich auf's Neue zusammennahm unter der einheitlichen Leitung von Männern, wie der unbeugsame Caraffa (Paul IV.) einer war. Dadurch gelang es, Spanien und Italien, bald auch andere Länder wieder zu unterwerfen, und es zeigte sich eine Aussicht, den Protestantismus, der mit der äußeren Verbreitung immer lauter und zerspaltener wurde, zu vernichten. Wie erwünscht kam da die Erhebung einer geistlichen Macht innerhalb der alten Kirche, welche sich bald als eine Hauptstütze des päpstlichen Ansehens offenbarte. Ich meine den Jesuitenorden, den ein spanischer Edelmann, Ignatius Loyola, stiftete, und der im Jahr 1540 die päpstliche Bestätigung erhielt. Schon vorher gab es eine Anzahl solcher Mönchsgesellschaften (Orden), welche durch besondere Kleidung, Regeln und Gelübde sich von einander unterschieden und ihren Namen von ihrem Stifter, wie die uralten Bene-

diktiner, die Bettelmönche (Franziskaner, Dominikaner), die Pauliner, Bernhardiner; oder von ihrem ersten Aufenthaltsort, wie die Carmeliter, Trappisten, Karthäuser; oder von andern Umständen, wie die Augustiner, Kapuziner u. a., erhielten. Immer neue und strengere Orden bildeten sich, so wie die früheren von dem einreißenden Verderben der Kirche angesteckt wurden; aber sie konnten sich nur eine Zeit lang in ihrer Lauterkeit und Strenge erhalten, und fielen dann auch auf eine oder die andere Weise, mehr oder weniger, der Entkräftung oder Ausartung anheim. Zu den drei gewöhnlichen Gelübden der Mönchsorden, Armuth, Keuschheit und Gehorsam, fügte Ignatius noch ein viertes: unbedingten Gehorsam gegen das Papstthum. Beim Tode des Stifters (1556) hatte der Orden schon über tausend Mitglieder und erweiterte sich von Jahr zu Jahr. Während mehrere eifrige Männer aus seiner Mitte in ferne Länder (z. B. Xavier 1542 nach Indien, China, Japan) ausgingen, um dem Papstthum anstatt der abgefallenen neue Anhänger unter den Heiden zu gewinnen, schien es eine Zeit lang, als ob etwas von dem apostolischen Geiste in dieser Gesellschaft Jesu, wie sie sich nannte, aufgelebt wäre: denn es zeigten sich wirklich unter ihnen Leute von aufrichtiger Frömmigkeit, großer Hingebung und ungemeiner Standhaftigkeit, von deren Arbeit und Leiden man nur mit Rührung hören kann. Aber bald mischten sich allerlei Unlauterkeiten in ihr Werk, so daß es doch nicht recht gedeihen konnte; und zu gleicher Zeit hatte die Gesellschaft in Europa eine so bedenkliche Richtung genommen, daß von ihr und für sie nur Verderben erwartet werden konnte. Der scharfsinnige Laynez gab dem Orden eine wunderbare Organisation, so daß er eine nur von Einem Willen belebte Maschine zur Bekämpfung der Ketzer wurde. Die Jesuiten wurden Jugendlehrer, traten als halbe oder ganze Protestanten auf, ließen sich in weitläufige Handelsunternehmungen ein, suchten durch großen Prunk von Gelehrsamkeit sich Credit zu erwerben, und hauptsächlich

die Erziehung, das Vertrauen und die Geheimnisse der Fürsten in ihre Gewalt zu bekommen. Ihre offenen und geheimen Grundsätze und Lehren waren zum Theil verabscheuungswürdig, und machten sie mit allen Verbrechen vertraut. So behauptete z. B. einer von ihnen: Gott könne verbieten, Ihn anzubeten und den Nächsten zu lieben. Er könne die Lügen befehlen u. s. w. Ein Anderer lehrte: es sei genug, Gott im Augenblicke des Todes zu lieben; der spanische Mariana vertheidigte den Königsmord.

Damit steht in Verbindung die Errichtung einer Gesellschaft zur Ausbreitung des römischen Glaubens, welche 1622 in Rom zu Stande kam, und unter der Benennung Propaganda (congregatio de propaganda fide) bekannt geworden ist. Ihr Zweck war, unter den nicht römischen Christen, sowie unter Juden, Muhammedanern und Heiden, Anhänger für die römische Kirche zu gewinnen; und man bediente sich dazu aller möglichen Kräfte und Künste. Es wurde in Rom eine noch bestehende Anstalt eröffnet, in welcher viele Jünglinge zu Missionaren erzogen und in den Sprachen verschiedener Nationen unterrichtet werden. In Abessinien und Japan, in China und Ostindien, in Paraguay und Canada haben die Missionare ihre Arbeitsstätten aufgesucht und an vielen Orten große Haufen von Heiden zu der römischen Kirche gebracht. Der große Tag Christi wird es einst klar machen, ob unter dem vielen Holz, Heu und Stoppeln, das sie bauten, auch Gold und Silber gewesen.

In der großen Kirchenversammlung zu Trient, welche von 1545—1563 gehalten wurde, sollte zwar die längst versprochene Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern durchgeführt werden; allein es war den Päpsten mit ihrem Versprechen nie recht Ernst gewesen, und ihre Absicht ging nur dahin, ihr Gebäude immer mehr zu befestigen und gegen alle Angriffe zu sichern. So wurde denn auch diese Kirchenversammlung mit dem Vorsatz geschlossen, die evangelische Lehre mit Stumpf und Stiel

auszurotten, wo es möglich wäre. Gieng dieß nicht auf anderem Wege, so war auch kriegerische Hilfe willkommen; und der grausame Herzog Alba durfte sich rühmen, er habe in den Niederlanden 18,000 Protestanten mit dem Schwert hinrichten lassen. Bald kam die Reihe auch an Deutschland; und ein dreißigjähriger Krieg (1618—1648), der in Böhmen seinen Ursprung nahm, brachte die deutsche evangelische Kirche an den Rand des Untergangs. Schon war 1629 die katholische Partei so weit Meister geworden, daß ein kaiserlicher Befehl viele Kirchengüter von den Evangelischen zurückforderte. Da betrat der fromme Schwedenkönig, Gustav Adolph, 1630 mit seinem kleinen tapferen Heere den deutschen Boden; und wie er mit Gott sein Werk anfieng, so war Gott auch mit ihm. Als ein würdiger Kämpfer für das Evangelium machte er seinen Soldaten nicht durch Fluchen und Versprechungen Muth, sondern durch Gesang und Gebet; und er selbst bewies eben so viel Demuth als Muth. Als sich eine Menge junger Leute vor seinem Hause versammelte, fragte er nach der Ursache, und ein Geistlicher des Orts sagte ihm: „Sie wollen den großen König aus Schweden sehen.“ Schnell eilte der König auf die Gasse und rief: „Ihr lieben Kinder, hier sehet ihr einen großen Sünder aus Schweden, den nur einfältige Leute den großen König von Schweden nennen.“ Bei Leipzig schlug er am 17. September 1631 das feindliche Heer unter dem General Tilly, zog siegreich durch Deutschland und wurde von den Protestanten überall als Retter bewillkommt. Nun schickte der Kaiser den unheimlichen Wallenstein gegen ihn aus, und nach langem Zögern kam es am 19. Nov. 1632 auf der Ebene von Lützen zur Schlacht. Während des Morgen-Nebels hielt Gustav Adolph mit seinem ganzen Kriegsheere einen Gottesdienst auf freiem Felde. Das Lied von Luther: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen ꝛc.“ wurde von dem ganzen Heere gesungen, darauf das Lied: „Es woll' uns Gott gnädig sein, und Seinen Segen geben ꝛc.“ Kurz vor



Gustav Adolph.

der Schlacht hatte der König seinem Hofprediger das schöne Lied angegeben, das also beginnt: „Verzage nicht, du Häuflein klein, obgleich die Feinde Willens sein, dich gänzlich zu zerstören ꝛc.“ Die Melodie dieses Liedes wurde nun von der Kriegsmusik vor dem ganzen Heere gespielt, dann bestieg der König sein Pferd mit den Worten: „Nun wollen wir dran! Das walte der liebe Gott! Der helfe uns heute streiten zu seines Namens Ehre!“ Das war Morgens um 9 Uhr. Zwei Stunden später traf ihn eine Kugel, und sterbend fiel er vom Pferde. Sein

Tod war aber für sein Heer der Führer zum Siege, und die Feinde mußten das Schlachtfeld räumen.

Doch erst nach 16 Jahren (24. Okt. 1648) wurde zu Münster der westphälische Friede geschlossen, in welchem den Protestanten völlige Religionsfreiheit ausgewirkt worden ist. Aber wie verwüstet sah Deutschland am Ende dieses dreißigjährigen Krieges aus! Im ganzen hatte es zwei Drittheile seiner Einwohner, in manchen Gegenden viel mehr verloren. Ganze Dörfer standen leer, verwüstet, verbrannt; in andern waren Kirchen und Schulen verwaist, und junge Leute, die kaum aus der Schule entlassen und ein Jahr auf der Universität gewesen waren, wurden genöthigt, Pfarrstellen anzunehmen und zu verwalten. Manche Städte haben sich seitdem nie wieder zu der Volkszahl und dem Wohlstand erheben können, welche sie vor diesem verheerenden Kriege erreicht hatten. Die Aecker waren verwildert und die Menschen ebenfalls; Millionen waren dahin geopfert; und es sah aus, als hätte Gott Sein Deutschland einem endlosen Jammer preisgegeben. Und doch bewies Er Seine Fürsorge im Allgemeinen und an Einzelnen auf wunderbare Weise gerade in dieser Trübsalszeit. Davon will ich nur Ein Beispiel erzählen.*) Im Jahre 1629 wurde der evangelische Prediger Felsner in Olmütz, weil er sich aus seiner Gemeinde nicht wollte verjagen lassen, durch Veranstaltung der Jesuiten lebendig eingemauert. Als nun die Schweden 1642 diese Stadt eingenommen hatten, hörte eine Schildwache auf dem Walle eine Stimme aus der Tiefe, und dachte, es müsse hier Jemand begraben sein. Auf die Anzeige davon ließ der schwedische General Winter aufgraben; und siehe, da fand man einen alten Mann, der aber, wie er an die Luft kam, ohnmächtig wurde. Als er wieder zurecht gebracht war, erzählte er, wie man ihn hier eingemauert habe. Auf die Frage, wie er 13 Jahre lang mit Speise versehen worden sei, er-

*) C. Rieger, Alte und neue böhmische Brüder. 21, S. 49.

wiederte er: zwei oder drei Tage lang haben ihn zwar Hunger und Durst ein wenig angefallen, aber da es auf's Höchste gekommen, sei er in einen sanften Schlaf gefallen, worauf er weder Hunger noch Durst mehr empfunden. Und so sei es jedesmal gegangen (Ps. 127, 2.). Er predigte noch einmal am Ostermontag in seiner ehemaligen Kirche und starb drei Wochen hernach.

Nun war's freilich Friede; aber älter und gewisser als die westphälische Friedensurkunde ist das Wort Jesu: „In der Welt habt ihr Angst." Das erfuhren auch die Evangelischen in Großbritanien. Dort waren die presbyterianischen Schotten und die bischöflichen Engländer mit den katholischen Iren 1603 unter Ein Haupt gekommen; vier Könige vom Hause Stuart herrschten nach einander über sie. Schon der erste, Jakob, wünschte alle seine Unterthanen auch geistlich zu beherrschen, durch Bischöfe, was gerade den eifrigsten am wenigsten zusagte. Sein Sohn Karl I., neigte schon stark zur katholischen Kirche, verfolgte alle Freisinnigen, die Puritaner, daher viele nach Amerika auswanderten, und wollte namentlich die Schotten unter Bischöfe zwingen. Darauf vereinigten sich die Letztern durch einen großen Bund, aller Wiedereinführung von katholischen und katholisirenden Einrichtungen sogar mit den Waffen zu widerstehen, 1638; der Freiheitsgeist steckte auch die meisten Engländer an, und es kam zu großen Wirren in Kirche und Staat. Die Irländer meinten nun, die strengen Protestanten wollen die Katholiken ausrotten, und mordeten (Mai 1641) wohl 100,000 Evangelische unter den grausamsten Martern, wofür der Papst Urban VIII. kein Wort der Mißbilligung hatte. Weil man aber glaubte, der König habe das veranstaltet, verlor er darüber Krone und Leben (1649). Die Frommen hatten dann wohl eine Zeit lang die Herrschaft unter dem gewaltigen Protector Cromwell († 1658), der durch sein mächtiges Fürwort auch den Waldensern Ruhe verschaffte; aber die Bibelchristen Englands geriethen darüber selbst auf manche Abwege, und spalteten sich immer mehr.

Als dann Karl II. König wurde (1660), kehrte die zurückgedrängte Weltlust mit doppelter Macht wieder; die bischöfliche Kirche wurde für die allein richtige erklärt, um für die katholische den Weg zu bahnen, und alle presbyterianischen Geistlichen, 2000 auf einmal, wurden verjagt. Grausame Verfolgungen ergiengen nun über alle Secten; am schändlichsten gieng man mit den bekenntnißtreuen Schotten um. Wie sodann der katholisch gewordene Jakob I. (1685) den Thron bestieg und auch die Bischöflichen bedrängte, da erhoben sich die Protestanten einmüthig und vertrieben ihn (1688). Von dieser Revolution an herrscht nun in den vereinten drei Königreichen die theuer erkaufte Glaubensfreiheit, wie außer Holland nirgends sonst in Europa. Aber auf den Protestantismus fiel durch den ganzen Verlauf der Schein, daß er der Königsgewalt gefährlich sei; und die Zersplitterung der Christenheit in immer neue Secten und Namen sah auch nicht aus, wie eine Rückkehr zum apostolischen Zeitalter, wenn gleich jede frische Kirchengemeinschaft sich durch eine oder die andere gute Gabe auszeichnete.

In dieser Gährungszeit kam z. B. die Gesellschaft der „Freunde,“ Quäker genannt, auf, die vom Streit über das Schriftwort weg, auf das innere Wort wiesen, und weder Wissenschaft noch Wortzeichen für nöthig hielten. Bekannter als ihr Stifter Fox († 1691) wurde ihr Anwalt, der reiche Penn, der 1682 die Kolonieen Pennsylvanien in Nordamerika gründete, und Duldung und Gerechtigkeit, auch gegen Indianer und Neger, zu deren Grundlage machte. Duldung lernten von ihm auch die andern Niederlassungen auf jenen Gestaden, die, obwohl gegründet von Verfolgten um des Glaubens willen, bisher gegen Andersdenkende selbst gar streng verfahren waren.

Was die Engländer zu ihrer Revolution am mächtigsten anfeuerte, das war das Unheil, welches der Freund ihres Königs im gegenüberliegenden Frankreich anrichtete. Dort herrschte nämlich (1643—1715) der despotische Ludwig XIV., der keinen Willen dulden wollte

als den seinen, daher er auch dem Papst entgegentrat und die Freiheiten der gallikanischen Kirche behauptete 1682. Viel härter aber verfuhr er gegen die Hugenotten. Erst lockte und drängte er Viele zur Glaubensverleugnung, dann hob er 1685 das Religionsedikt von Nantes, das den Protestanten freie Religionsübung zusicherte, feierlich auf, und ließ mit einem Male 1600 Kirchen niederreißen. Die Reformirten wurden von einem Heere fühlloser Soldaten mit dem rohesten Muthwillen behandelt. Männer und Weiber hieng man lebendig an die Haken rauchender Kamine; andern wurden alle Haare ausgerissen; man führte sie mit glühenden Zangen an der Nase herum, nöthigte sie, mit bloßen Füßen auf brennenden Kohlen zu gehen, ließ sie durch Pferde auseinanderreißen, oder nagelte sie an hohe Pfosten an, und ließ sie hangen, bis sie starben. Man hieß das Dragonaden, Dragonerbekehrungen. Alle Gräuel der Waldenserverfolgungen wiederholten sich, und jene Hunderttausende, die aus Frankreich mit großer Gefahr entkamen, durften sich glücklich preisen. Sie fanden in England, Holland, Preußen und anderen Ländern freundliche Aufnahme. Wer aber blieb, oder noch auf der Grenze gefangen wurde, dem blieb nur die Wahl zwischen der Messe und der Galeerenstrafe. — Neben diesen Gräueln der Protestantenverfolgung hatte sich im Schooß der katholischen Kirche in Frankreich selbst eine Partei gebildet, durch welche in einzelne Glieder dieses abgestorbenen Körpers wieder Salz und Leben kam: es ist die Partei der Jansenisten, welche die von Augustinus aufgestellte Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo gegenüber von den Jesuiten behauptete und verbreitete, und dadurch mit diesen in einen langen Streit gerieth. Einer von ihnen, P. Quesnel, stiftete durch sein Neues Testament mit Anmerkungen viel Nutzen. Auch die mündliche und schriftliche Wirksamkeit der frommen Männer Pascal und Fenelon ist für die katholische und protestantische Kirche Frankreichs von Bedeutung gewesen. Sie drangen auf ein praktisches Christenthum,

auf Liebe zu Gott und Selbstverleugnung; aber der Unglaube und Aberglaube wehrten sich mächtig gegen sie. Von Ludwig gedrängt, mußte der Papst alle diese Lebensregungen verdammen, worauf der König sie mit roher Gewaltthätigkeit niedertrat.

Nicht viel besser war es unter Oesterreichs Scepter bestellt. Leopold I. benützte eine Verschwörung in Ungarn, um die dortigen Protestanten grausam zu verfolgen und 300 ihrer Geistlichen auf die Galeeren in Neapel zu verkaufen. — Zu gleicher Zeit hatten die Reformirten in der Pfalz, die unter katholische Fürsten gekommen waren, einen schweren Druck zu leiden. In Polen lehrte 1724 das Blutbad von Thorn, wie mächtig noch immer der Haß der Jesuiten gegen die Protestanten war. — Eine große Trübsal brach über die Evangelischgesinnten in Salzburg aus (1732), welche insgeheim Luthers Schriften lasen. Wer sich nicht fügte, wurde in Ketten gelegt und nach der Residenz abgeführt. Dort läutete man die Glocken, sobald solche gefesselte Rebellen dem Weichbild der Stadt sich näherten, um das Volk von der Ankunft neuer Ungeheuer zu benachrichtigen. Diese wurden, in blaue Mäntel gehüllt, mit verbundenen Augen, wie zum Richtplatz hereingeführt. Das Volk lief wüthend neben den Wägen her, und stieß schreckliche Verwünschungen gegen sie aus. Dann wurden sie in die Gewölbe von Hohen-Salzburg geworfen; die Veste wurde ganz voll, und obgleich der Erzbischof Keinen geradezu hinrichten ließ, so starben doch Manche vor Hunger, Kälte und Gram dahin. Diejenigen, welche am leichtesten davon kamen, wurden gestäupt und aus dem Lande verwiesen. Endlich erhielten die Uebriggebliebenen, mehr als 30,000 Personen, auf die dringendste Fürbitte der deutschen protestantischen Reichsstände, die Erlaubniß, mit Zurücklassung ihrer ganzen Habe — ach und vieler, ihnen geraubten Kinder — ihr Vaterland zu verlassen, und in Preußen, Nordamerika und andern Ländern sich eine zweite Heimat zu suchen.

Uebrigens ist der Einfluß der Reformation auch auf die katholische Kirche nicht zu verkennen. Die Macht der Inquisition wurde allmählig untergraben; das Wort Gottes kam auch den Katholiken vielfach in die Hände; die Schulen wurden, namentlich in den katholischen Ländern, die unter protestantischen Fürsten standen, bedeutend verbessert; die Priesterschaft wurde milder, und unvermerkt drang mancher Strahl des neuen Lichts auch in das uneroberte Gebiet der römischen Kirche ein.

---

6. Der deutsche Protestantismus.

Von den Streitigkeiten der Lutheraner und Reformirten über das heilige Abendmahl und über die Allgegenwärtigkeit der verklärten Menschheit Christi ist schon die Rede gewesen: aber auch unter den lutherischen Lehrern selbst entstand noch zu Lebzeiten Melanchthons allerlei Zwiespalt über die Lehren vom freien Willen, von der Erbsünde, von guten Werken u. dgl.; bei seinem Tode (S. 187) hoffte er namentlich auch, von der Wuth der Theologen endlich frei zu werden. Man sah sich durch immer weitere Kämpfe genöthigt, die sogenannte Vereinigungsformel aufzustellen 1577, in der die Glaubenslehren der lutherischen Kirche genauer bestimmt wurden, und welche bis auf unsere Zeit als eine der Bekenntnißschriften dieser Kirche in Giltigkeit ist. Aber allen Streitigkeiten konnte man natürlich damit nicht ein Ende machen: denn wie über den Sinn des vollkommenen Gotteswortes, so können auch über ein unvollkommenes Menschenwort verschiedene Meinungen entstehen. Wären alle Lehrer der Kirche wahrhaft wiedergeborne Menschen gewesen, so würde es freilich friedlicher hergegangen sein; so aber suchte man häufig durch Worte zu ersetzen, was

an Kraft und und Leben abgieng. Es schien, als sollte die deutsche Kirche eine blose Theologenkirche werden.

Auch unter dem Volke zeigte es sich, daß eine neue Lehre noch kein neues Herz macht; und deßhalb mußten schon die Reformatoren Klage führen, daß bei den Bekennern der reinen Lehre das Leben noch so wenig im Einklang mit ihrem Bekenntniß stehe. Luther selbst fand, es sei eine Seltenheit um einen rechten Christen. „Wollte Gott," sagte er, „die Meisten von uns wären wenigstens gute fromme Heiden, die das natürliche Recht hielten!" Er klagt auch über die schlechte Kindererziehung, daher es komme, „daß so ungezogenes wildes Volk unter den deutschen Christen ist, als man kaum in der Welt findet, und daß das Verderben auf allen Seiten herrscht. Es muß bei den Kindern angefangen werden, wenn Besserung erfolgen soll." — Ein anderer Schriftsteller schließt seine Geschichte des 16. Jahrhunderts mit den Worten: „Es ist Alles unter den Christen voll Uneinigkeit und Mißtrauen; die Sünden sind aufs höchste gestiegen, und Niemand bereut sie mehr." — Auch im 17. Jahrhundert hört man solche Klagen aus dem Munde frommer Männer. J. Valentin Andreä meint: „Wir mögen unsere Kirchen, oder Höfe, oder Universitäten ansehen, so fehlt es nirgends an Ehr- und Geldgeiz, Schwelgerei, Unzucht, Neid, Faulheit und dergleichen herrschenden Sünden. Allen wollte ich Etwas abnehmen und Etwas zulegen. Den Fürsten wollte ich geben mehr Gottseligkeit und weniger Verschwendung. Den Räthen mehr Muth und weniger Eigennutz. Den Consistorien mehr Barmherzigkeit, weniger Menschengefälligkeit. Den Edelleuten mehr Tapferkeit, weniger Gottlosigkeit. Den Gottesgelehrten mehr exemplarisches Leben, weniger Ehrgeiz. Den Rechtsgelehrten mehr Gewissen, weniger Gewinnsucht. Den Aerzten mehr Erfahrung, weniger Neid. Den Professoren mehr Verstand, weniger Einbildung. Den Schuldienern mehr gründliche Gelehrsamkeit, weniger Pedanterie. Den Staatsdienern mehr Aufrichtigkeit, weniger Gottes-

leugnung. Den Studenten mehr Fleiß, weniger Aufwand. Den Soldaten mehr Gottes Wort, weniger Blutdurst. Den Pfarrern mehr Wachsamkeit, weniger Trachten nach Einkünften." — Der fromme Scriver († 1693) versichert: die Kirche seiner Zeit sei fast allenthalben einem Acker ähnlich, der mit Dornen und Disteln so überwachsen sei, daß man selten ein liebliches Blümchen und heilsames Kräutchen finde. Er wenigstens war eines und er blieb nicht allein.

Denn Gott erweckte jetzt einige fromme und reichbegabte Männer, die erkannten, was dem Heil der Kirche Noth thue, und eifrig Hand anlegten, um den Schaden Josephs zu heilen. Unter ihnen ist zuerst Johann Arnd zu erwähnen, Generalsuperintendent in Celle (geb. 1555, † 1621), ein geistvoller Mann, der in seinem „wahren Christenthum" den einfachen Weg zur Erkenntniß Gottes aus Seinen Werken und Worten zeigte, und vielen tausend Seelen ein Führer zum Licht und zur Seligkeit geworden ist. Sein Buch wurde in viele Sprachen übersetzt, und ist eines der liebsten Erbauungsbücher wahrer Christen geblieben. Dennoch wurde er von Manchen seiner Zeitgenossen als ein Irrlehrer verschrieen und hatte viele Verketzerungen zu erdulden. Unter seinen Geistesverwandten haben Johann Gerhard, Heinrich Müller († 1675), Christian Scriver, der herrliche Dichter Paul Gerhard († 1676) u. A. weite Wirkungskreise gefunden. An solche treffliche Vorarbeiter schloß sich der Elsäßer Ph. Jakob Spener an (1635—1705), ein grundgelehrter, vorsichtiger und erfahrungsreicher Mann, voll frommer Demuth. Als er ins Predigtamt kam, wurde es ihm zu einem rechten Herzensanliegen, bei dem offenbaren Verfall der protestantischen Christenheit dem thätigen, lebendigen Christenthum wieder aufzuhelfen. Er sann auf ein Mittel, wie man einen belebenden Sauerteig unter die große, träge Masse des geistlich-todten Volkes bringen könnte, und als das Zweckmäßigste erschien ihm das, wenn die ernstlichen Freunde des Evan-

geliums, ohne sich von der Kirche zu trennen, kleinere Gemeinschaften zu stiften suchten, welche durch ihre genaue Verbindung und gemeinschaftliche Erbauung gestärkt, nach und nach eine heilsame Bewegung unter der Christenheit hervorbringen könnten. Er wünschte Kirchlein in der Kirche. In dieser Absicht fieng er 1670 in Frankfurt a. M. an, zuerst in seinem Hause, und hernach in der Kirche besondere Versammlungen zu gemeinschaftlicher Erbauung zu halten, zu denen Jedermann freien Zutritt hatte. Sein Beispiel fand vielfache Nachahmung; bald gab es in Deutschland eine große Zahl solcher besondern Erbauungsversammlungen. Da aber Spener zu gleicher Zeit behauptete, ein christlicher Lehrer müsse nicht blos die lautere Lehre haben, sondern auch wiedergeboren sein; da er gegen Wortgezänke eiferte, und auf einen gottseligen Wandel größern Werth legte, auch ernstlich vom allgemeinen Priesterthum der Glaubigen zeugte; da er seine Hoffnung eines bessern Zustandes der Kirche laut aussprach, da sie auch sich der Heiden annehmen und mit frommen Reformirten Gemeinschaft pflegen werde; so fand er unter den Kirchenlehrern seiner Zeit heftigen Widerstand. Seine Anhänger in Leipzig und Halle wurden Pietisten genannt, und einer seiner Gegner, welche sich die Orthodoxen (Rechtgläubige) nannten, fand es sehr bedenklich, nach Speners Tode vom seligen Spener zu reden. — Gegen vierzig Jahre dauerten diese Streitigkeiten über die Pietisten, an deren Spitze nach Speners Tode (1663—1727) August Hermann Francke trat, noch ein kräftigerer Geist, ein Elisa im Mantel des Elias. Wie dieser Glaubensmann aus geringen Anfängen und von lauter freiwilligen Gaben, die ihm Gott immer zu rechter Zeit zuschickte, das große Waisenhaus zu Halle aufführte, in welchem noch bei seinen Lebzeiten etliche tausend Kinder unterrichtet und zum Theil auch gespeist und verpflegt wurden, — ist weltbekannt. Aber nicht blos für verwaiste Kinder sorgte er; auch der verwaisten Kirche wurden durch den

Dienst Francke's und seiner treuen Mitarbeiter an der Universität Halle tüchtige Prediger, Seelsorger und Schullehrer verschafft, die von dem Evangelium JEsu als einer lebendigen Gotteskraft durch Wort und Wandel Zeugniß ablegten. Ein halbes Jahrhundert lang wirkten diese Hallenser im größten Theil des protestantischen Deutschlands, ja weit über dasselbe hinaus. Denn Francke rief die erste gedeihliche Missionsarbeit ins Leben 1705, und ein Jahrhundert lang lieferte Halle den Dänen und Engländern in Ostindien fast alle ihre Sendboten.

Ein eigenthümlicher Zweig des Pietismus bildete sich in der württembergischen Kirche, welche um jene Zeit an J. Albr. Bengel († 1752) einen für die Neubelebung genauer Schrifterkenntniß überaus thätigen Lehrer hatte. Das Wort Gottes wurde nun von Kathedern und Kanzeln wie in Privatversammlungen eifrig gepredigt, die biblischen Lehren, auch die vom Kommen des HErrn, ernstlicher beherzigt und mit allerlei lebendigen Christen, wie dem Grafen Zinzendorf, nachhaltige Verbindung angeknüpft. Der tiefsinnige Theosoph Friedrich Christoph Oetinger († 1782) und andere Schüler Bengels übten einen heilsamen Einfluß in weiten Kreisen, so daß als die Zeiten des Unglaubens hereinbrachen, Württemberg demselben den längsten und erfolgreichsten Widerstand leistete.

---

7. Die Brüdergemeine.

Die böhmischen Brüder waren hocherfreut, als sie die erste Kunde von dem muthigen Auftreten Luthers erhielten; Calixtiner schrieben ihm freundlich, und erklärten seine Lehre für die rein evangelische. Dieser aber munterte sie zum Ausharren in der erkannten Wahrheit auf,

und warnte sie, sich nicht von den Papisten einschläfern zu lassen. Auch die böhmischen Brüder suchten eine Verbindung mit Luther anzuknüpfen; aber sie wollten ihre Kirchenzucht nicht daran geben, und er sah vorerst keine Möglichkeit, sie in der protestantischen Kirche einzuführen: doch merke er wohl daß sie wieder hergestellt werden müsse. Man werde die Sache mit allem Ernst überlegen, sobald man dazu kommen könne. Beim Abschied 1542 reichte ihnen Luther zum Zeichen der Gemeinschaft die rechte Hand, und sagte: „Seid ihr Apostel der Böhmen; ich und die Meinigen wollen Apostel der Deutschen sein! Treibet das Werk Christi bei euch, wie sich euch die Gelegenheit dazu darbieten wird; wir wollen es auch treiben, wie sich's bei uns wird thun lassen." — Luther selbst gab den böhmischen Brüdern das Zeugniß: „wenn gleich diese Brüder uns in der Reinheit der Lehre nicht übertreffen, so übertreffen sie uns doch weit mit ihrer geordneten Kirchenzucht, womit sie ihre Gemeinden im Segen regieren, und in diesem Stück lobwürdiger als wir sind, welches wir ihnen um der Ehre Gottes und um der Wahrheit willen eingestehen müssen, indem unser deutsches Volk sich unter das Joch der Kirchenzucht noch nicht beugen will."

Eine neue Verfolgung brach 1547 über die Brüder aus, weil sie dem Kaiser nicht hatten helfen wollen, den Kurfürsten von Sachsen zu bekriegen. Die Vornehmsten wurden ins Gefängniß gelegt; Etliche hingerichtet, oder des Landes verwiesen. Die Prediger mußten sich in Klüften und Höhlen verbergen, und man stellte ihnen auf allerlei Weise nach. Unter Andern wurde Paul Bosang, ein Diakonus, gefänglich eingezogen. Im Gefängniß bat er Gott inständig um seine Freiheit, und sah im Traum einen ehrwürdigen Mann, der ihm ein aus der Wand hervorragendes Eisen zeigte. Er erwachte, fand das Eisen, und machte mittelst desselben das Loch des Fensters in seinem Kerker so weit, daß er hindurchschlüpfen konnte. Vor Mattigkeit schlief er aber über der

Arbeit ein, und wurde abermals durch einen Traum erinnert, es sei Zeit, zu eilen, wenn er seinen nahen Peinigern entfliehen wolle. Er ließ sich nun in den Graben hinab, fand die Thüren des Gartens und des Schlosses offen, wie ihm im Traum gesagt worden war, und verbarg sich in einer Krambude auf dem Markt. Hier fiel er abermals in Schlaf, und wurde wieder durch jene Stimme erweckt, welche ihm sagte: „Was verweilest du hier?" worauf er hinweg eilte und sich nach Preußen flüchtete. — Ein anderer Gefangener, Georg Israel, gieng bei hellem Tag mitten durch die Wächter, in der Kleidung eines Schreibers, die Feder hinter dem Ohr, Dinte und Papier in der Hand, und entkam glücklich. Mit ihm war der Oberälteste der Brüder, Johann Augusta, gefangen gesetzt worden. Durch dreimalige Folter, öftere Geißelung und die nothdürftigste Nahrung von Wasser und Brod wollte man ihn zum Bekenntniß vorgeblicher Verbrechen zwingen; und ob er gleich keines einzigen überführt werden konnte, wurde er doch sechzehn Jahre im Gefängniß gehalten. Sein standhaftes Betragen und sein kraftvolles Gebet drangen endlich selbst seine Peiniger, sich zu bekehren.

Indessen hatte sich auch in Posen eine Gemeinde von Brüdern gesammelt, der Georg Israel als Prediger diente 1551, freilich nur in verborgenen Versammlungen; damit die Stimme des Predigers und des singenden Häufleins draußen auf der Gasse nicht gehört würde, verstopfte man die Fenster mit Bettkissen. Den Nachstellungen des Bischofs Isbinsky entgieng er dadurch, daß er beständig seine Kleidung veränderte. Der Haß gegen die Brüder war so groß, daß man ihnen sogar das Begräbniß versagte; einer von ihnen verordnete deßwegen bei seinem Sterben: man solle ihn nach seinem Tod in einen Fischweiher werfen, damit ihn die Fische verzehren.

Von der innern Beschaffenheit der Brüderkirche gibt ein evangelischer Kirchenlehrer 1559 folgende Schilderung:

„Es sind Leute in Böhmen, die man Brüder oder Pikarder und Waldenser nennt. Unter denselben sind alle Gelage, Tänze, Karten- und Würfelspiele verboten; die Uebertreter aber, nachdem sie ein- und andermal vergeblich gewarnt sind, werden aus der Gemeinde gestoßen und nicht eher wieder aufgenommen, als bis sie öffentliche Zeichen ihrer Buße gegeben haben. An Werktagen ist kein Müßiggänger unter ihnen; am Sonntag aber kommen sie zusammen, sich aus Gottes Wort unter einander zu erbauen. Viele unter ihnen sind in der Schrift erfahrener, als manche unserer Priester. Es sind besondere Krankenwärter bestellt, welche lehren, trösten und bedienen. Wo können wir dergleichen etwas unter uns aufweisen?" — Ein anderer frommer Mann schreibt: Ich besuchte 1581 die Brüder in Boleslav und Prag. Ihr Aeltester war damals Johannes Caleph, ein ernsthafter Mann, wie diese Leute alle sind. Ich besah Alles fleißig und es dünkte mich, als wenn ich in die Gemeinde zu Ephesus oder Thessalonich oder in eine andere apostolische Kirche gebracht worden wäre. Da hörte ich mit meinen Ohren und sah mit meinen Augen, was wir in den apostolischen Briefen und in den Schriften der Kirchenväter von den ersten Christen lesen."

Im dreißigjährigen Krieg (S. 222) wurden alle evang. Prediger aus Prag und bald darauf aus ganz Böhmen und Mähren vertrieben; ihre Kirchen wurden mit Weihwasser gereinigt, ihre Kanzeln und Altäre mit Ruthen gepeitscht, die Abendsmahlskelche beschimpft, viele tausend Bibeln verbrannt, die Leichname protestantischer Todten aus den Gräbern geworfen. Viele litten den Tod mit muthigem Glauben; andere duldeten mit Freuden Gefangenschaft, Mißhandlungen, den Raub ihrer Güter, und ergriffen freudig den Wanderstab. Der größte Theil des Adels verließ 1627 Böhmen, und gegen 30,000 andere Familien zerstreuten sich in der Lausitz, in Sachsen, Brandenburg, Preußen, Polen, Ungarn und Siebenbürgen, wo ihre Zahl durch viele Trübsale sehr zusammen-

schmolz. Comenius, der nach Polen floh, und dort 1632 zum Bischof der zerstreuten Brüder geweiht wurde († 1671), schreibt: „Der Herr kam über sie wie ein Wetter, und verwüstete als durch eine Fluth seinen alten schön gepflanzten Garten gleichsam über Nacht. Er ließ ihre Edeln in Fesseln gehen und das Blut ihrer Vorsteher fließen wie Wasser. Von den vielen hundert Kirchen, die ihres Herzens Freude und Wonne waren, blieb ihnen nicht eine einzige übrig. Die Hirten wurden verjagt und die Heerde den Miethlingen blosgestellt. Was die Verfolgung übrig ließ, rieb die Verbannung vollends auf. Fast alle Prediger, Vorsteher und Helfer sind dahin, und ich bin allein überblieben, nur daß ich noch einen einzigen Collegen in Polen habe." Nur einzelne verborgene Ueberbleibsel der Brüderkirche bewahrten die evangelische Lehre insgeheim unter sich und hielten ihre Versammlungen Nachts in Kellern und Höhlen unter Angst und Gefahr. Die Mehrzahl wurde oder schien doch katholisch.

Nun entstand aber um 1715 eine Erweckung unter den Mähren in Fulneck, wie unter den Böhmen in Litiz, welche neue Verfolgungen hervorrief. Christian David, ein Zimmermann aus Mähren, hatte den Grafen von Zinzendorf in der Lausitz kennen gelernt, einen jungen Hofrath, der von sich sagen konnte, „ich hab nur Eine Passion, und die ist Er, nur Er," und von ihm die Erlaubniß erhalten, sich auf seinem Gute Berthelsdorf mit einigen andern Glaubensbrüdern niederzulassen. Sie zogen sammt Weibern und Kindern auf heimlichen Wegen hinüber, fanden unter der Anweisung des gräflichen Verwalters ein passendes Plätzchen am Hutberge, und David schlug seine Zimmeraxt in einen daselbst stehenden Baum mit den Worten: „Hier hat der Vogel sein Haus funden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich Deine Altäre, HErr Zebaoth" (Ps. 84.). Den 17. Juni 1722 fällten sie den ersten Baum zum ersten Hause ihrer Niederlassung, welche Herrnhut genannt

wurde, zum Zeichen, daß sie hier unter des HErrn Hut und zugleich auf der Hut des HErrn stehen wollten. Bald sammelten sich noch mehrere Brüder aus Mähren dahin, und Herrnhut erweiterte sich so, daß am 12. Mai 1724 der Grund zum Versammlungshause gelegt werden konnte. Dieß war der geringe Anfang der erneuerten evangelischen Brüderunität augsburgischer Confession, wie sie sich nannte. Die Gemeindeverfassung wurde nach dem Muster der alten Brüderordnung eingerichtet; Lutheraner, Reformirte und böhmische Brüder genossen 13. August 1727 das Abendmahl in seliger Gemeinschaft, und verkündigten des HErrn Tod als den Tod aller die Seinen trennenden Unterschiede. Der Graf zog 1732 selbst nach Herrnhut, trat darauf zu Tübingen 1734 in den geistlichen Stand, ließ sich von dem Bischof Jablonsky in Berlin zum Bischof der Brüder ordiniren, und lebte bis an seinen Tod (1760) reisend, predigend, dichtend, ordnend, auch leidend für die Brüderkirche, die sich bald weiter verbreitete, und in Deutschland und andern Ländern viele Anhänger fand. In Deutschland, Holland, England, Dänemark, Rußland, Nordamerika bildeten sich ähnliche Gemeinden, die durch eine gemeinschaftliche Verfassung in engem Zusammenhang stehen, und durch ein Collegium von Aeltesten geleitet werden. Einzelne Christen, die nicht an einem solchen Gemeindeort leben, aber durch gleiche Gesinnung mit der Brüderkirche verbunden sind, gibt es viele Tausende. Der Name der Herrnhuter ist wie der Name der Waldenser, Pikarden, Hugenotten, Pietisten bei den meisten Leuten, die es nicht besser wissen, ein Spottname geworden. Ihre Gemeinschaft aber bot vielen Christen aus allerlei Confessionen ein Asyl, wo sie sich in der herzlichen Liebe zum Heiland erbauen und für die Lauen um sie her ein kräftiges Salz werden konnten. Für die Belebung des Missionssinns in der Christenheit, haben sie wie wir hören werden, Außerordentliches geleistet.

8. Neubelebung des Missionsgeistes.

Das Hinausschaffen des tausendjährigen Unraths aus der Kirche machte den Reformatoren so viel zu thun, daß ihnen keine Zeit übrig blieb, an die Bekehrung der Millionen Heiden zu denken, die von Christo noch gar nichts wußten. Zwar hat schon Luther zu seiner Zeit viel von der Bekehrung der Heiden gesprochen, und 1556 giengen wirklich 14 protestantische Missionare von Genf nach Amerika, wie denn auch etwas später von Paris aus unter der Mitwirkung des Admirals Coligny ein Missionsversuch in Brasilien gemacht wurde; aber diese Anfänge mislangen, und zu umfassenderen Missionsunternehmungen war die Zeit noch nicht gekommen. Herzog Ernst der Fromme von Gotha († 1692) fieng an, auf die Ausbreitung der lutherischen Lehre in andern Ländern zu denken. In Rußland suchte und erhielt er die freie Ausübung des lutherischen Gottesdienstes. Mit dem Patriarchen von Antiochien fieng er einen Briefwechsel an, und schickte 1663 einen Gesandten nach Aegypten, von wo er nach Abessinien gehen sollte, unterhielt auch eine Zeit einen Abessinier an seinem Hofe, richtete aber am Ende doch nicht viel aus. Lauter als Scriver und Spener nahm sich der Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden der Freiherr Justinian v. Wels, ein Flüchtling aus Oestreich, an. Er übergab 1664 den protestantischen Ständen zu Regensburg eine Bittschrift mit Vorschlägen zur Stiftung einer Jesusgesellschaft, die bei den orthodoxen Theologen großen Anstoß erregte; weil dieser Versuch fruchtlos ablief, stiftete er selbst eine solche Gesellschaft, widmete dazu von seinem eigenen Vermögen 28,800 Gulden und legte Missions-Pflanzschulen an. Zuletzt ließ er sich selbst ordiniren, nahm einige Prediger mit sich und gieng nach Guyana unter die Heiden, unter denen er auch sein Leben rühmlichst geendigt hat. Eher dachte man noch an die Be-

kehrung der Juden, für welche der gelehrte Edzardi 1667 durch eine Stiftung Vorsorge traf, wie sich auch sonst fromme Prediger, besonders in Holland, dieser Aufgabe widmeten.

Dagegen nahmen sich die Holländer, welche den Portugiesen, (bis 1663) fast alle ihre ostindischen Besitzungen abgenommen hatten, der dortigen Heiden fleißig an. Nur giengen sie etwas oberflächlich zu Werke, fast nach katholischer Art, so daß in Ceylon und auf den Molukken Hunderttausende getauft wurden, ohne daß durch Unterricht ein tiefer Grund gelegt ward. Doch hatten sie schon 1668 das Neue Testament ins Malayische und andere Sprachen übersetzt. — Die aus England vertriebenen Puritaner, welche sich in Nordamerika unter Indianer ansiedelten, haben unter J. Eliot († 1690) Th. Mayhew († 1680) Anerkennenswerthes geleistet. Durch sie angeregt, stifteten auch die bischöflichen Engländer (1698—1701) Gesellschaften, welche den Heiden in den Kolonieen und den dortigen Landsleuten das Evangelium nahebrachten. — Dann bildete sich 1705 die „dänisch-hallische Missionsgesellschaft," welche ihre Missionare nach Trankebar in Ostindien aussandte, unvergeßliche Männer wie Ziegenbalg († 1719), Schwarz († 1798) u. s. w. Der dänische Prediger Hans Egede wurde 1721 von der Liebe Gottes getrieben, das eiskalte Grönland aufzusuchen und dort die Kirche Christi, die im Verlauf der Jahrhunderte untergegangen war, wieder zu bauen. Den heidnischen Finnen im Norden von Europa brachte der edle Thomas von Westen († 1727) das süße Wort Gottes, und setzte sein Leben an dieses wichtige Geschäft. Ein besonders thätiger Missionssinn aber wurde in der erneuerten Brüderkirche in Herrnhut rege.

Der Graf von Zinzendorf hatte in Kopenhagen einen Neger von der Insel St. Thomas kennen gelernt, der ihm bezeugte, wie gern dort seine zurückgebliebene Schwester das Evangelium hören würde. Dieß gab dem Grafen Veranlassung, bei seiner Zurückkunft nach Herrnhut



der Gemeinde die Noth der Heiden ans Herz zu legen. Unter den Brüdern, welche für ihre Befreiung aus dem Druck ihrem HErrn gern auch eine Freude machen wollten, war seit einigen Jahren schon der Zeugengeist mächtig erwacht, und eine solche Gelegenheit, Ihm zu dienen, war ihnen willkommen. So giengen denn unter dänischem Schutz 1732 Leonh. Dober und David Nitschmann zu den Negern auf St. Thomas; 1733 Christian David nebst Matthäus und Christian Stach nach Grönland. Dann wurden Missionare unter die Indianer nach Nordamerika geschickt; 1735 durch holländische Freunde andere nach Surinam und Berbice in Südamerika, 1736 nach Südafrika unter die Hottentotten u. s. w. befördert. Diese Missionare waren lauter geringe Handwerker oder einfache Landleute, an wenig Bedürfnisse, aber größtentheils an ein mühseliges Leben gewöhnt. Große Plane hatten sie nicht; ihr Sinn war einzig darauf gerichtet, Seelen für Christum anzuwerben, und wenn auch nur Eine gewonnen würde, so wollten sie doch gern ihr Leben daran setzen. Und dieser Missionseifer war kein Strohfeuer, das bald wieder verlischt. Als das ungesunde Klima der westindischen Inseln in kurzer Zeit zwanzig Missionare wegraffte, wurde man in Herrnhut gar nicht müde, die Lücken auszufüllen, und es boten sich dazu immer mehr an, als man bedurfte.

Die Mission auf der englischen Insel Jamaika fieng 1754 an, 1756 auf Antigua, 1765 auf Barbadoes &c. und alle brachten mehr oder minder Frucht, oft erst nach langem Warten. Auch auf der Küste von Labrador entstanden seit 1770 Niederlassungen. Doch ist dieß weit nicht Alles, was die Brüder unternommen haben. Sie sandten ihre Boten in alle Welt und ließen sich durch das Mißlingen mancher Versuche nicht muthlos machen. Gleich im Anfang schickten sie Missionare zu den Lappländern in Schweden, zu den Negern in Guinea, zu den Christensklaven in Algier, zu den Juden in Amsterdam. Andere giengen auf die Insel Ceylon, nach Trankebar und den nikobarischen Inseln, zu den Muhammedanern in Persien, zu den Kopten in Egypten, und klopften an die verschlossene Pforte von Abessynien. Aber alle diese nebst mehreren anderen Missionsversuchen hatten keine dauernde Frucht und mußten wieder aufgegeben werden, wogegen auf der Mosquitoküste, in Australien u. s. w. neuere Unternehmungen ihren Fortgang haben. Gegenwärtig arbeiten im Dienste dieser Mission 164 Brüder auf 87 Missionsplätzen. So ist unter dem Segen Gottes das Werk gewachsen, das eine arme Gemeinde mährischer Exulanten im Glauben begonnen hat; und die Zahl der Eskimo, Indianer und Neger, Hottentotten und Kaffern, welche in dem jetzigen Augenblick in der Pflege der Brüdermission stehen, beläuft sich auf mehr als 72,000.

Von noch größerer Ausdehnung ist die Mission der Methodisten, einer Kirchengemeinschaft, die aus der englisch-bischöflichen Kirche hervorgegangen ist. Ihre Stifter waren Joh. Wesley († 1791) und G. Whitefield († 1770), zwei ausgezeichnete Prediger, denen die bischöfliche Kirche zu leblos und unfruchtbar war, und die auf eine entschiedene Bekehrung und äußerliche Zeichen einer solchen alles Ernstes drangen. Durch ihre Verbindung mit der Brüdergemeinde wurden sie wesentlich gefördert und suchten nun, ohne an Austritt aus der Kirche zu denken, durch Straßen- und Scheunenpredigten, und wie sich's

immer machen ließ, lebendiges Christenthum allerwärts zu fördern. Ueberall wurden die Laien zur Mitthätigkeit herangezogen, und die in der Gemeinde schlummernden Kräfte geweckt, in einer nie zuvor gesehenen Weise. Es ist das der Anfang der inneren Mission, die sich um Belebung der todten Christenheit bemüht; aber Wesley's Motto war: „Die Welt ist mein Kirchspiel," und als er starb, hatte die Gesellschaft nur in Großbritanien 80,000 Mitglieder, während ihre Anhänger sich in alle Kolonieen verbreiteten, in Nordamerika bald in die Hunderttausende stiegen und jetzt die größte Kirche der Vereinigten Staaten (etwa 5 Millionen) bilden. Die Stifter trennten sich übrigens, weil Whitefield streng calvinisch lehrte, während Wesley die deutsche Ansicht von der allgemeinen Gnade annahm, dann aber in seinem Drängen auf Heiligung für möglich hielt, daß der Mensch noch in diesem Leben völlig sündenfrei werden könne. Doch meinte er selbst nicht, es so weit gebracht zu haben, obwohl er fast 90 Jahre alt wurde und rastlos drauf los arbeitete. Nach seinem Tode haben sich die Wesleyaner in England als eine eigene Kirchengemeinschaft constituirt. Ihr erster Heidenmissionar war Dr. Coke, der 1786 Westindien besuchte, und 1813 auf der Reise nach Ostindien starb. Jetzt haben sie Missionare in allen Theilen der Welt und die Zahl ihrer Pflegebefohlenen aus den Heiden steigt auf 100,000.

Sodann bildeten sich in England 1792 die Baptisten-Missionsgesellschaft und 1795 die Londoner Missionsgesellschaft. Jene sandte ihre ersten Missionare nach Bengalen, diese nach Tahiti. Beide haben sich seitdem beträchtlich vermehrt, und die Londoner namentlich haben ihre Boten in allen Gegenden der Welt aufgestellt. Ihrem Beispiel folgte (1799) die bischöfliche Missionsgesellschaft in England, welche erst Westafrika bedachte, bald aber nach Ostindien, dem Morgenlande und dem nördlichen Amerika sich ausbreitete und ihre Netze in alle Meere auswirft. Eine ganze Reihe ähnlicher Gesellschaften in

England, von denen mehrere auch des lange vergessenen Israels sich annehmen, treibt gemeinschaftlich mit ihnen das große Werk der Mission, und alle werden seit 1804 durch die große Bibelgesellschaft, welche das Wort Gottes in 200 Sprachen und in Millionen Exemplaren verbreitet, auf's Kräftigste unterstützt. Ein englischer Prediger aus Wales, der nach London kam, um Bibeln in der gälischen Sprache aufzusuchen, gab Anlaß zur Stiftung dieser „britischen und ausländischen Bibelgesellschaft," welche sich die Verbreitung der heiligen Schrift auf der ganzen Erde vornahm, und in dieser großartigen Wirksamkeit von Jahr zu Jahr sich weiter ausgebreitet hat. Die ersten deutschen Bibelgesellschaften, denen jedoch der Hallenser Baron von Canstein (1710) vorangegangen war, bildeten sich in Basel und Nürnberg, und seitdem eine ganze Reihe, nicht bloß in Europa, sondern auch in den andern Welttheilen, besonders Nordamerika. Der Segen der Bibelgesellschaften, der sich auch auf die Katholiken und Orientalen, wie auf die Heiden erstreckt, ist nicht zu berechnen. Auch Traktate und Schulbücher wurden von ähnlichen Vereinen in immer größerer Menge nach allen Seiten hin verbreitet.

Es sei hier noch ein Mann erwähnt, der für alle diese Bestrebungen lange Zeit den Mittelpunkt bildete, der englische Staatsmann W. Wilberforce (1757 bis 1833). Er ließ es sich angelegen sein, unter den Großen und im Parlament die Sache des Christenthums zu vertheidigen, und für sie zu werben, wovon ihn auch kein Hinderniß und keine Schmach abbrachte. Besonders machte er sich's zur Aufgabe, den unmenschlichen Sklavenhandel, der jährlich über 100,000 Neger nach Amerika verpflanzte, und in Afrika die schauerlichsten Menschendiebstähle und Kriege veranlaßte, abzuschaffen, und trotz aller Feindschaft der Kaufleute drang er nach 20jähriger Bemühung so weit durch, daß der Sklavenhandel (1807) in England als Seeräuberei verboten wurde. Englische Kreuzer suchten ihn dann an den afrikanischen Gestaden zu bekämpfen,

und Sierra Leone wurde (s. 1787) eine Pflanzstätte des Evangeliums unter den befreiten Negern. Ebenso verfocht Wilberforce die Pflicht seines Vaterlandes, dem großen ostindischen Reich, das eine Handelsgesellschaft (s. 1757) erobert hatte, das Wort Gottes zu schicken. Wiederum war ein 20jähriger Kampf erforderlich, ehe (1813) die Kaufleute dem Andrang der christlichen Bittschriften aus allen Theilen Großbritaniens unterlagen und die Zulassung von Missionaren in ganz Ostindien gesetzlich erlaubt wurde. In solchen Bestrebungen, welche die ganze Welt umfaßten, verzehrte sich der große Mann und durfte noch reiche Früchte seiner Thätigkeit, namentlich die Freilassung aller Sklaven in den englischen Kolonieen (1833) erleben. Welchen Segen er und seine Freunde damit ihrem Vaterlande zugewendet haben, wird um so klarer, wenn wir die gleichzeitigen Fortschritte, welche der Abfall vom Christenthum gemacht hat, näher bedenken.

---

9. Der Fortschritt des Abfalls.

So lange das Papstthum die unbeschränkte Herrschaft hatte, machte der Aberglaube den Christen am meisten zu schaffen, doch fehlte es darum keineswegs an Unglauben, denn unter den Päpsten selbst waren welche, die gar nichts glaubten, und so natürlich auch unter ihren Dienern. Dieser verborgene Unglaube trat in der protestantischen Kirche unverholener hervor, je mehr die Glaubensfreiheit Eingang fand. Schon zur Zeit der Reformation hatte sich die Sekte der Socinianer erhoben, welche die Dreieinigkeit Gottes und die Gottheit Christi leugneten, und hauptsächlich in Polen und Siebenbürgen Anhang fanden, wo sie auch, wie in England und Nordamerika, noch jetzt unter dem Namen Unitarier zu finden sind. Als so-

dann in den Religionskriegen die Kraft vieler Staaten sich erschöpft hatte, lernte man lachen über den Eifer für Rom, für Luther und Calvin, für Kirchenlehre und Kirchenverfassung, der Christen trieb, sich untereinander zu zerfleischen; am Ende sei's vielleicht genug, wenn der Mensch nur sittlich lebe. Und mit Neid und Bewunderung sah man seit 1660 besonders an Holland hinauf, wo der Handel ein kleines Volk bei völliger Glaubensfreiheit so reich und glücklich machte. Aus Spanien und Portugal verjagte Juden, aus Frankreich vertriebene Hugenotten und Jansenisten, Sekten, die man nirgends sonst leiden mochte, alles fand dort Zuflucht; in Japan traten jene Krämer, um die Portugiesen auszustechen, das Kreuz mit Füßen, und doch schien der Segen von oben nicht auszubleiben. Das hatte denn eine allgemeine Gleichgiltigkeit gegen den Glauben zur Folge. Auch in England verkündigte man bald den Unglauben offen; was man etwa dort noch nicht zu drucken wagte, konnte doch in Holland an's Tageslicht treten ohne irgend welche Gefahr. Der Jude Spinoza († 1677) lehrte dort, daß alles aus Nothwendigkeit geschehe, der Mensch nichts, Gott Alles thue, es also eigentlich kein Gutes und kein Böses gebe, und viele kluge Köpfe, die doch Christen hießen, fielen ihm zu. Ebenso kamen in England Naturalisten auf, Leute, welche die Natur zum Gott machen und von der unsichtbaren Welt nichts wissen wollen, und Deisten, d. h. Menschen, welche die lebendige Wirksamkeit Gottes in der Welt leugnen und die Offenbarung durch Christum verwerfen. Diese alle schickten ihre Bücher natürlich auch über's Meer; ebenso kamen von England die Freimaurer herüber, die eine geheime Brüderschaft stifteten (1717) ohne den erstgebornen Bruder, und Gottes Tempel bauen wollten auf einem andern und neuen Grunde, und allerlei Volk, das sie dazu einluden, hieng ihnen an. Während jedoch in England die Wirksamkeit Wesley's und Anderer dem Abfall entgegentrat, erhoben sich in Frankreich mit nie gesehener Frechheit Philosophen und Schönredner,

unter welchen Voltaire der verderblichste gewesen ist. Dieser Spötter gab 50 Jahre lang († 1778) in der großen Welt den Ton an, und Männer wie der unvergleichliche Friedrich II. von Preußen († 1786) und andere Herrscher der Welt, und Geistesfürsten fielen ihm zu; oder schwärmten sie für den Genfer Rousseau, der alle christliche Bildung für Verbildung erklärte, und gänzlich zur Natur zurückzukehren anbefahl. Das Wort Toleranz (für die noch immer verfolgten Hugenotten ach wie süß!) kam nun zur allgemeinen Geltung, so daß endlich der Papst selbst dieser Stimmung sich fügen mußte und den überall verhaßten, auch sehr verweltlichten Orden der Jesuiten aufhob (1773). Damit war zugleich den meisten Missionen der katholischen Kirche in Südamerika, China u. s. w. ein Todesstoß versetzt. Toleranz verkündigte nun Kaiser Joseph II. († 1790) auch in den österreichischen Landen, wo die versteckten Protestanten sich endlich wieder zusammenthun durften; und das Papstthum hatte einen Abfall der Herrscher und Völker um den andern zu beklagen.

In Deutschland, wo Alles gründlich getrieben zu werden pflegt, wurde ebenfalls allem Scharfsinn und aller Gelehrsamkeit aufgeboten, um dem Christenthum den Kern auszuschneiden. Der Hauptpunkt nämlich, um den es sich bei allen diesen Angriffen auf das Christenthum handelte, war die Lehre von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, und der an Seinem Kreuze geschehenen Versöhnung. Und wirklich kam es auch um 1780, da dieser Unglaube um sich fraß wie der Krebs, endlich dahin, daß die Lehrer des Evangeliums in Deutschland großentheils die Gottheit Jesu in ihrem Herzen und auch öffentlich in der Kirche leugneten. Unsere Weltweisen, voran Meister Kant († 1804), verwarfen alles Unsichtbare, das sich nicht beweisen lasse, wenn auch in ernstem Ton und ohne die Spöttereien der Franzosen. Die Theologen, voraus der Hallenser Semler († 1791), untersuchten die Glaubwürdigkeit der h. Schrift, übten das kritische Messer an ihr und suchten ihre Wunder natürlich zu erklären. Wem

dieses Treiben zu trocken war, man nannte es Rationalismus, der wendete sich zu den großen Dichtern, die nun aufkamen, besonders zu Schiller und Göthe, die eine andere Gedanken- und Gefühlswelt, als die des Evangeliums, mit den schönsten Farben ausschmückten, und Jung und Alt dafür begeisterten. Da ward die Zahl der Nazarener, besonders unter den Geistreichen und Gebildeten, überaus klein. Doch hatte die Mißgunst der Zeit diesen Nutzen, daß, wer überhaupt noch an Christum glaubte, sich mit den Brüdern enger zusammenschloß, ohne lange zu fragen, ob sie Katholiken oder irgend welche Sektirer seien.

Wohin ein solcher Unglaube endlich führen kann, das zeigt das Beispiel Frankreichs, wo aus dieser bittern Wurzel die schreckliche Revolution herauswuchs, an Gräueln so reich als irgend eine Geschichte der Welt. Sie war eigentlich eine Nachahmung der vorangegangenen Befreiung Nordamerika's, wo um des Glaubens willen vertriebene Puritaner, Quäker, Baptisten den Grundstock der Kolonieen bildeten, wo Zinzendorf, Wesley und Whitefield auch in jener kühlen Zeit der wachsenden Gleichgiltigkeit neues Leben geweckt hatten, wo auch Missionare wie die jüngeren Mayhews und der feurige Brainerd († 1747), freilich nur vereinzelt, den Ureinwohnern das Evangelium verkündigten. Nach dem Vorbild der englischen Revolution von 1688, jedoch ohne die religiösen Beweggründe, welche in dieser noch nachtönten, hatten sich diese Amerikaner vom Mutterlande losgekämpft (1776—1783) und einen Freistaat gegründet, und alles schwärmte nun auch in Europa für Freiheit und Menschenrechte. So unternahmen denn sitten- und glaubenslose Männer in Frankreich dasselbe Werk (1789), vermochten aber freilich nur Kirche und Staat zu zerstören, ohne ein neues Leben zu gründen. Für die katholische Kirche war es ein verdientes Gericht; ihre Priester wurden nun verfolgt, wie sie vordem die Hugenotten verfolgt hatten. Die fürchterlichen Menschen,

welche an's Ruder kamen, erfrechten sich, Sonn- und Festtage abzuschaffen und durch ein öffentliches Dekret zu erklären: es solle kein Gott mehr sein; nur die Göttin der Vernunft (es war eine unzüchtige Weibsperson) wurde noch verehrt. Nach einiger Zeit gieng dann ein neuer Befehl aus: Gott dürfe nun wieder regieren. Als um diese Zeit einmal in einem Revolutionsklub zu Nantes bei einem Streit über das Dasein Gottes endlich vorgeschlagen wurde, daß Diejenigen, welche einen Gott glaubten, die Hand emporheben sollten, fand sich unter allen Anwesenden nur ein einziges altes Mütterchen, welches den Muth hatte, dieß zu thun. Endlich war man so weit zur Vernunft zurückgekehrt, daß man, wenn auch nicht den christlichen Gott, doch ein „höchstes Wesen" annehmen wollte. Da wurde viel von einem Feste, welches diesem höchsten Wesen zu Ehren gefeiert werden solle, gesprochen: und schon hoffte man allgemein, daß es bald auch wieder erlaubt sein würde, an Gott zu glauben. Ein Knabe zu Paris hatte zu der Zeit, als diese Stimmung sich äußerte, einen Diebstahl begangen. „Unglücklicher!" sagte seine Mutter zu ihm, „was hat dich zu einem solchen Vergehen verleiten können?" — Der Knabe sagte offen, er habe sich beeilt seinen Diebstahl zu begehen, weil überall davon die Rede sei, daß Gott bald werde wieder eingesetzt werden, und man dann nicht mehr stehlen dürfe.

Solche Früchte bringt der Unglaube, wo er ungehindert aufwachsen kann. Und wer hat uns Deutschen aus diesem Unglauben errettet? Nur der, der allein erretten kann aus jeder Noth. Aber wie? Nun, Speise gieng aus von dem Fresser. Der Fresser aber war Napoleon, der Kaiser der Franzosen (1804—14), ein Mann, einzig in seiner Art, der die Revolution zügelte und den Freiheitsdurst und Ehrgeiz seines Volks in eine andere Bahn lenkte, indem er ihm die Aussicht auf die Weltherrschaft eröffnete. Er hat die Völker, insbesondere die Deutschen, Jahre lang in Angst und Druck erhalten; und als Gott

sie auf wunderbare Weise von seinem Joche frei machte, fiengen sie wieder an zu merken, daß Er der Herr ist im Himmel und auf Erden, und Ihm die Ehre zu geben. Von der Zeit an ist es besser geworden unter uns, Fürsten und Staatsmänner, Gelehrte und Prediger, Reiche und Arme, — wenigstens Viele von ihnen — sind einigermaßen zum Glauben zurückgekehrt, die Bibel- und Missionssache hat an manchen Orten frisches Leben angeregt; gute christliche Bücher sind in großer Zahl verbreitet worden, und da und dort hat sich der Geist Gottes nicht unbezeugt gelassen. Der Abfall aber schreitet dennoch vorwärts, so daß nun beides nebeneinander fortgeht, der Unglaube unter denen, die sich Christen heißen, und die Verkündigung des Evangeliums unter immer mehreren Völkern, zum Zeugniß über sie. Wir wollen das noch etwas zu überschauen suchen.

---

10. Die neue Zeit.

Als die verbündeten Fürsten nach ihrem Siege über Napoleon 1814 England besuchten, das einzige Land, das dem großen Eroberer sich nie gefügt hatte, da staunten sie über den Segen, der trotz einem zwanzigjährigen Krieg allenthalben zu verspüren war. Einer allein, Alexander I. von Rußland (1801—24), dem Gott das Herz gerührt hatte, begriff auch das Geheimniß dieses Segens und suchte nun seinem ausgedehnten aber noch so uncultivirten Reiche dieselben Wohlthaten zuzuwenden. Er trat in ein herzliches Verhältniß zu allerlei Christen und suchte ihre Mitwirkung für die Belebung der schlafenden Nationen im Osten zu gewinnen. Es entstand eine russische Bibelgesellschaft, welche das Evangelium in den Volkssprachen weithin bekannt machte. Herrnhuter

durften unter den Kalmücken, Schotten und Deutsche im Kaukasus, Londoner unter den Mongolen das Netz auswerfen; schwäbische Kolonisten wanderten nach Südrußland aus und hofften dort den Ort in der Wüste zu finden, da das Weib ernähret würde in den nun drohenden Glaubensverfolgungen. Sie hatten sich aber im Ort oder in der Zeit verrechnet, denn schon Alexander selbst zog, um sich die hohe Priesterschaft nicht zu verfeinden, allmählich von diesen Bestrebungen die Hand ab, und schon 1822 wurde der Brüdergemeine in Sarepta das Missioniren verboten. Sein Bruder Nikolaus aber (1825—55) war nur auf Ausdehnung und Kräftigung des Altrussenthums bedacht; er legte der Bibelgesellschaft ihr Werk nieder, vertrieb die protestantischen Missionare, und viele Tausende von Katholiken und Lutheranern im Westen seines Reichs wurden gelockt oder gezwungen zum Uebertritt in die griechische Kirche, die nun mächtig ihr Haupt zu erheben schien, ohne daß sich doch eine neue Geisteskraft in ihr regte. Denn sehr vereinzelt stehen in ihr Bemühungen, wie die des würdigen Bischofs Innocentius, der seit 1840 die Kirchen im äußersten Nordasien und Nordamerika leitet und mehrt. Erst unter seinem Sohn Alexander II., welcher 1861 das große Werk der Befreiung von Millionen leibeigener Russen durchsetzte und ihnen auch zu christlichem Unterricht Gelegenheit schafft, sind für die Kirche Christi in diesem kolossalen Ländergebiete neue Hoffnungen erwacht.

Fügen wir hier gleich bei, daß der Aufstand der Griechen gegen ihre türkischen Dränger (seit 1821) auch ein neues Suchen und Forschen in den übrigen erstarrten Resten der morgenländischen Kirche zur Folge hatte. Ein rechter Geisteshauch ist aber gerade über die befreiten Griechen noch nicht gekommen; vielmehr haben ihre Bischöfe den Schulen und andern Anstalten zur Belebung eines wahren Christensinns, welche Protestanten unter ihnen gestiftet hatten, immer heftigeren Widerstand entgegengesetzt. Bedeutendere Erfolge hat die Verkündigung

des Evangeliums unter den weit verbreiteten Armeniern erzielt. Unter diesen hatten schon (seit 1760) erleuchtete Lehrer das Bedürfniß einer Reformation angeregt, als Deutsche und Amerikaner ihnen zum Evangelium in ihrer Volkssprache verhalfen. Die dadurch Angeregten wollten sich nicht von der Kirche trennen, aber die Verfolgung ihres Patriarchen trieb sie dazu, und die türkische Regierung erkannte 1847 die neugebildeten und allenthalben sich mehrenden evangelischen Gemeinden der Armenier als eine vom Patriarchen unabhängige Körperschaft an. Selbst Türken durften, wenigstens in Konstantinopel, sich zum Christenthum bekennen, seit der Sultan zum Dank für den Beistand der Westmächte im Kriege gegen Rußland 1856 die Gleichberechtigung der verschiedenen Religionen aussprach, ohne daß freilich die Glaubenswuth der Muselmanen dadurch verschwunden wäre. Vielmehr flammt sie über solchen Zugeständnissen immer aufs neue empor, wie die Christenschlächterei im Libanon und in Damaskus 1860 bewiesen hat. Die Nestorianer, auf der Grenze von Persien und der Türkei, arbeiten sich unter der Pflege amerikanischer Missionare (seit 1830) — trotz alles Drucks der muhammedanischen Regierungen zu neuem Leben empor, ohne die Kirchenform zu wechseln. Auch für die Kopten und Abessinier ist (seit 1828) besonders von deutschen Arbeitern unter englischer Leitung manches gethan worden, bis jetzt ohne erheblichen Erfolg.

Wenden wir uns zur abendländischen Kirche. Hier ist vor Allem anzuerkennen, daß die katholische Kirche sich gewaltig ermannt und neue Kraft gewonnen hat. Napoleon hatte den Papst Pius VII. auf jede Weise bedrängt und eingeschüchtert, ohne jedoch ihn überwältigen zu können. Nach seinem Fall kehrte Pius aus der französischen Gefangenschaft nach Rom zurück, und seine erste That war, den Jesuitenorden 1814 wieder ins Leben zu rufen. Allenthalben entstand nun ein neuer Ernst in

der katholischen Kirche, den verlorenen Boden wieder zu gewinnen und ihre Seile weiter auszudehnen.

In Italien selbst ist dieß am wenigsten gelungen. Nicht daß die Reformation dort viel Anklang gefunden hätte, wohl aber die Revolution. Die besten Italiener sehnten sich je mehr und mehr, wieder eine freie und einige Nation zu werden, und allem diesem Fortschritt stand der Papst im Wege; daher kam es zu wiederholten Aufständen, in welchen sogar Pius IX. 1848 aus Rom vertrieben wurde. Der Erbe Napoleons setzte ihn mit Waffengewalt wieder ein und stellte ihn unter den Schutz eines französischen Heers. Dieser Dienst gewann ihm die Zuneigung der Priester, so daß er als Retter auch der Kirche zum Kaiser erhoben wurde (1852). Das hinderte ihn jedoch nicht, mit den revolutionären Italienern gleichfalls einen Bund zu schließen, durch welchen Oestreich fast aus ganz Italien verdrängt (1859), der Kirchenstaat auf ein Fünftel seines Umfangs beschränkt und das schöne Land sammt Neapel als ein einiges Königreich constituirt wurde. Seither liegt Italien für seine Freiheit mit dem Papst im Kampfe und läßt deßwegen auch das Evangelium ein, ohne daß doch dieses bei dem so lange vernachläßigten Volke bis jetzt großen Anklang fände. Nur genießen seit 1848 die Waldenser gleiche Rechte mit den Katholiken und die Verfolgungen der Protestanten haben ein Ende. Um von Cölibat und andern päpstlichen Geboten frei zu werden, hat sich wohl auch eine große Anzahl freisinniger Priester zusammengethan, eine äußerliche Reform der Kirche zu versuchen. Natürlich werden sie und die Staatsmänner Neuitaliens vom Papste excommunicirt, wie er auch gleich all seinen Vorgängern die („Pest" der) Bibelgesellschaften und jede Bestrebung des Protestantismus zusammen mit allen Revolutions- und Humanitätsforderungen streng verdammt hat. Seine einzige Hoffnung setzt er in die Hilfe der Jungfrau Maria, die er (1854) im Gegensatz gegen frühere Kirchenlehrer für frei von aller Erbsünde erklärt

hat, so daß einige Priester sie schon die vierte Person in der Gottheit zu nennen wagten.

Seine Hauptkraft hat der Katholicismus in Frankreich, da dienen ihm eifrige Priester und Adelige, und das nur schwach unterrichtete Landvolk. Der Unglaube aber herrscht in Paris und bei den Gebildeten, auch unter einem großen Theil der Evangelischen. Diese werden nun nicht mehr verfolgt, wie es wohl noch nach Napoleons Fall geschah, da in Südfrankreich die alten Greuel eine Weile lang erneuert wurden. Sie haben sich durch beredte Vertreter nach und nach vollkommene Gewissensfreiheit errungen, und die Glaubigen unter ihnen arbeiten eifrig, wenn auch mannigfach gespalten, an der Durchsäuerung des großen Volkes mit dem Wort des Lebens. Die Regierung aber, so vielfach sie auch wechselte, hält es für einen Ehrenpunkt, überall als Vertreterin des Katholicismus für diesen einzuschreiten. Die zahlreichen Missionare, die von Lyon (seit 1825) und andern Mittelpunkten ausgehen, werden überall von den Kriegsschiffen der Nation beschützt und unterstützt. In Algerien, das seit 1830 erobert wurde, residirt nun auch ein französischer Bischof. Ebenso breitet sich französische Herrschaft und Katholicismus in Senegambien und auf andern Punkten Westafrika's aus. In Asien lehnen sich die Maroniten auf dem Libanon und eine Menge Missionare unter Chaldäern und Armeniern, Türken und Persern, wie in China und Hinterindien auf diese Stütze. Mit empörender Gewaltthätigkeit hausen die französischen Kriegsschiffe besonders in der Südsee. Dort haben sie den durch die Londoner bekehrten Gesellschaftsinseln ein französisches Protektorat und einen Bischof 1843 aufgedrungen, letzeren auch den Sandwichinseln 1839, und bedrohen beständig die protestant. Missionen auf den Freundschafts-, Fidschi- und Loyalitätsinseln, ja überziehen sie geradezu mit Krieg. Andere Inseln wie die Gambier werden zu katholischen Musterstaaten oder zu Strafcolonieen wie Neucaledonien umgewandelt. Dagegen ist in Frank-

reich selbst nicht die mindeste Gewißheit, welche Partei zunächst die Macht erben wird, ob die römische oder die des Unglaubens, welcher wohl von Zeit zu Zeit neue Religionen, wie den Saintsimonismus 1831, erzeugt, die doch bald wieder verhöhnt oder vergessen werden.

Spanien theilt sich zwischen dem strengen Katholicismus und dem aufgeklärten Unglauben; wer dem Evangelium sich zuwendet, wird dort wie in Portugal gerichtlich verfolgt. Eben so streng katholisch und theilweise noch ungläubiger ist die Bevölkerung Belgiens; dort hat ein Bund der Liberalen und der Priesterpartei 1830 die Losreißung des Landes von den protestantischen Niederlanden zur Folge gehabt. Seither halten sich beide Parteien unter voller Gewissensfreiheit die Wage. In Holland herrscht dieselbe Freiheit, die aber ungläubige Protestanten gerne zur Vergewaltigung der Glaubigen misbrauchen. Die Schule ist 1857 durch ein Gesetz ganz entchristlicht worden; es darf darin nichts gelehrt werden, woran ein Jude oder Katholik oder Unglaubiger Anstoß nehmen kann.

In Deutschland hat die katholische Kirche seit dem Frieden von 1815 nicht glänzende, aber sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Nachdem wieder überall Bischöfe eingesetzt und ihre Sprengel geordnet waren, wurden alle freieren Bewegungen, wie sie besonders in Baiern und Oestreich durch die Predigt des Glaubens entstanden waren, unterdrückt und der freundliche Verkehr mit Protestanten abgebrochen. Der mächtige Zeuge der Wahrheit, Martin Boos, durfte nach vielen Verfolgungen 1825 als katholischer Pfarrer im Frieden sterben, seine Freunde Goßner und Lindl traten zum Protestantismus über; ihr milder Lehrer Sailer fügte sich der neuen Strömung und starb als Bischof von Regensburg. Vierhundert protestantische Zillerthaler wanderten 1837 vom unduldsamen Tyrol nach Preußen aus. Die Staatsregierungen widerstanden wohl lange den steigenden Anforderungen der Bischöfe auf Erweiterung ihrer Amtsgewalt; der Kö-

nig von Preußen Friedrich Wilhelm III. hat wegen der gemischten Ehen zwei Bischöfe sogar gefangen gesetzt 1837, aber allmählich gaben doch die Fürsten nach. Oestreich hat 1853 ein Concordat mit dem Papst geschlossen, welches die ganze Kirche ihm zu Füßen legte und es dem Kaiser fast unmöglich macht, nun auch den Wünschen der noch immer gedrückten protestantischen Minderheit gerecht zu werden. Durch den Lärm des Deutschkatholicismus, welchen 1844 etliche unglaubige Priester unter dem Beifall der Menge hervorriefen, hat die Kirche kaum einen Abbruch erlitten; eher noch geschah das in der Schweiz, welche 1847 die Jesuiten verjagte, um mehr Einheit in ihre Landesverfassung zu bringen.

Unter den Protestanten ist der alte Glaube an Christum da und dort mit neuem Eifer gepredigt worden. Es entstand eine Missionsanstalt in Basel 1816, nachdem schon seit 1800 der treue böhmische Prediger Jänike († 1827) in Berlin eine Reihe von tüchtigen Glaubensboten in die weite Welt hinausgestreut hatte. Um die Unterschiede der Confessionen bekümmerte man sich zunächst unter den Glaubigen nicht viel. Als aber der wohlmeinende König Friedrich Wilhelm III. († 1840) seine evangelischen Preußen durch eine Union noch näher zusammenbringen wollte und dieselbe sogar durch Truppen den Widerstrebenden aufnöthigte, da brannte der Bekenntnißeifer treuer Lutheraner zunächst in Schlesien auf; und weithin schieden sich die Confessionen wieder schärfer als zuvor. In Berlin (1823), Barmen (1828), Norddeutschland (1835) und unter dem alten Glaubenszeugen Goßner (1836) erstanden noch Missionen, die diese Fragen von sich ferner hielten; aber die Sachsen (1836) gründeten eine streng lutherische Mission und ebenso der gewaltige Prediger L. Harms († 1865) in Hermannsburg, nachdem er seine Gemeinde zu einer missionirenden umgeschaffen hatte. Manche liebliche Zeichen eines neu erwachten Lebens, tieferer Schriftforschung und thätiger Liebe zeigten sich in vielen Gauen des Vaterlandes, bei

den einen mehr Mariensinn, bei andern mehr Marthadienst; gewiß war aber der Unglaube im Ganzen ebenso rührig. Den bedeutendsten Einfluß in der Theologie übte F. Schleiermacher († 1834), der durch scharfe Kritik den Umfang der christlichen Lehre bedeutend verringerte und ihn durch große Kunst den Zeitideen anzupassen bemüht war, ohne doch Christum selbst aufgeben zu wollen. Viele haben auch sonst zwischen Glauben und Vernunft Brücken zu bauen versucht, ohne viel Erfolg. Die Philosophie des Denkers Hegel († 1832), welche keinen Geist außer dem Menschengeiste annahm, herrschte lange auf vielen Universitäten; sein Schüler David Strauß machte 1835 aus dem Heiland der Evangelien eine Mythe (Dichtung), andere lehrten den flachsten Atheismus und arbeiteten auf eine gründliche Umwälzung in Kirche und Staat los. Dennoch sind derer, welche aus den evangelischen Kirchen austreten, überaus wenige; nirgends sonst in der Welt finden sich so verschiedene Denkweisen bei Gliedern, ja Predigern derselben Gemeinschaft, ohne daß diese sich anstrengte, wenigstens ihre gröbsten Feinde auszuschließen. Dem frommen, geistreichen König Friedrich Wilhelm IV. (1840—61) verbitterte dieser Kampf sein Leben. Er hat viel gethan für die Weckung und Nährung des Glaubens in seinem Lande, hat auch im Verein mit England 1841 ein evangelisches Bisthum in Jerusalem gestiftet, und suchte Katholiken wie Lutheranern gerecht zu werden; die Unglaubigen aber haben ihm sein offenes Bekenntniß zu Jesu Christo, dem Weltheiland, nie vergeben. Sie wühlen und arbeiten noch rüstig weiter mit einem Eifer, der die Glaubigen beschämen sollte; übrigens sind sie unter sich noch weniger einig, als die letzteren, welche namentlich im Jahr der Wirren 1848 durch einen jährlich zu wiederholenden Kirchentag sich enger zusammen schloßen, auch das Werk der innern Mission gemeinsam betrieben, wenigstens eine Zeit lang. Am ehesten vereinigen sich noch alle Parteien zu materieller Unterstützung protestan-

tischer Gemeinden in katholischen Ländern, ein Dienst dem sich vornehmlich der Gustav-Adolf's-Verein (s. 1843) mit steigendem Erfolg unterzogen hat.

England ist noch immer das Land, wo der Protestantismus am meisten Thatkraft entwickelt; namentlich ist die Opferwilligkeit der dortigen Jünger für alle möglichen Reichszwecke noch immer im Wachsen begriffen. Dagegen hat die Zerspaltung in viele Kirchengemeinschaften nicht abgenommen. Die schottischen Presbyterianer zerfielen über der Frage der Besetzung der Pfarrämter 1843 in eine Regierungs- und eine freie Kirche; für die Bedürfnisse der Letzteren, da nun durchs ganze Land neue Pfarrstellen und Kirchen erstanden, waren bald Millionen zusammengetragen, während zugleich das Werk der Heiden- und Judenbekehrung unbeeinträchtigt weiter gieng. Auch bei den Methodisten kam es 1850 zur Trennung einer freieren Partei von der, welche die Oberleitung der Gemeinden hat. Dabei fehlte es nicht an Versuchen, eine Einheit herzustellen, die aber meist nur zu Vervielfältigung der Sektennamen führte. So thaten sich um 1830 die Irvingianer auf, welche die Aemter und Gaben der apostolischen Zeit für die gesammte Kirche zu erneuern glaubten, aber am Ende doch nur eine kleine Sekte bildeten. Andere, wie die Plymouth Brüder wollten einfach als „Brüder" zusammentreten, ohne nach Unterschieden der Ansichten zu fragen, genug wenn zwei oder drei im Namen Jesu zusammenkommen! Dann dürfe man keck alles ignoriren, was seit der Apostel Absterben in der Kirche aufgekommen sei. Sie fanden anfangs vielen Eingang bei redlichen Seelen, trennten sich aber bald scharf, nicht blos von den bestehenden Gemeinschaften, die ihnen zu engherzig schienen, sondern auch unter sich nach verschiedenen Seiten (Darbyisten u. s. w.). Ihnen gegenüber traten 1833 die Oxforder Professoren Pusey und J. Newman auf, welche das Heil der Kirche im engsten Anschluß an die Ueberlieferung der Jahrhunderte suchten und bald eine römische Lehre um die andere pre-

digten, ohne doch die bischöfliche Kirche zu verlassen. Nachdem aber viele seiner Anhänger zu Rom übergetreten waren, that auch Newman diesen Schritt, und hat noch immer unter den strengen Kirchenmännern viele Nachfolger. Pusey dagegen bleibt auf der Schwelle stehen, und liebäugelt bald mit den Patriarchen des Morgenlandes, bald mit Rom, während er und seinesgleichen mit den Protestanten des Festlandes, so weit ihnen recht geweihte Bischöfe abgehen, keinerlei Gemeinschaft haben kann. — Durch diese Zeitströmung hat der Katholicismus in Großbritanien einen ungemeinen Aufschwung gewonnen; früher verachtet, ist er durch Parlamentsbeschluß 1829 in bürgerlichen Rechten dem Protestantismus gleichgestellt worden, und findet jetzt vielen Anklang gerade bei den Vornehmen. Daher hat sich Pius IX. bewogen gefunden 1850 in ganz England eine Reihe von Bischöfen einzusetzen und fordert alle Getreuen zu eifrigem Gebet um die Bekehrung Englands auf. Wenn ein so reiches und opferwilliges Volk katholisch würde, dann wäre doch aller Armuth des Kirchenstaates und seiner Sendboten gründlich abgeholfen! Nahmen doch die evangelischen Gesellschaften für innere und äußere Mission in England allein (ohne Schottland) während des letzten Jahres 12 Millionen Gulden ein. Es sind hauptsächlich die mittleren Klassen, welche auf diese Weise ihre Liebe zum Evangelium beweisen. So vielgetrennt nun auch die mancherlei Gemeinschaften dem Namen nach sind, so leicht arbeiten sie doch in allerlei Liebeswerken, wie Stadtmission 2c. einander in die Hand. Das Bedürfniß der Einheit hat sich auch 1846 in der Stiftung einer evangelischen Allianz (Bund) Luft gemacht, worin lebendige Glieder der verschiedenen Kirchen sich näher traten und ihre Gemeinschaft in Christo durch gemeinsames Abendmahl, wie durch Unterstützung Verfolgter und Proteste gegen Glaubenszwang (in Italien, Spanien, Schweden u. s. w.) bethätigten. Freilich wollen die Eiferer in allen Kirchen mit solchem Bunde nichts zu thun haben. Unter den

Hochgebildeten finden auch die jetzt von Deutschland eingeführten Formen des Unglaubens viele Anhänger; die Aermsten, die lange vernachlässigt blieben, besonders in der Riesenstadt London und in Irland, werden jetzt erst fleißiger mit christlichem Unterricht bedacht.

Mit England wetteifert das stammverwandte Nordamerika in christlicher Thätigkeit und staunenswerther Opferwilligkeit. Die Glaubigen, besonders Presbyterianer und Independenten (oder Congregationalisten) haben 1810 die erste Missionsgesellschaft gegründet, die Baptisten folgten ihrem Beispiel 1814, und jede Kirche hat sich nachgerade an der Ausbreitung des Evangeliums und andern Liebeswerken betheiligt. Kirchennamen gibt es aber noch mehr als in England, da die ungeheure Auswanderung aus Europa, besonders Irland und Deutschland, alle möglichen Richtungen und Glaubensweisen dorthin verpflanzt. Eine Staatskirche besteht dort nicht; auch spalten sich die bestehenden Kirchen leicht über kleinen Unterschieden (z. B. über der Sklavereifrage seit 1845), und dazu tauchen immer neue Sekten auf. Die schlimmste ist wohl die der Mormonen, welche in muhammedanischer Weise ein Gottesreich herstellen wollen. Ihr Stifter Joseph Smith wollte 1830 eine neue Offenbarung aus der Erde gegraben haben und sammelte Anhänger besonders aus Einwanderern. Diese haben sich 1847 um den Salzsee von Utah angesiedelt und hoffen von da aus sich ganz Amerika zu unterwerfen. Neue Offenbarungen haben 1852 bei ihnen die Vielweiberei eingeführt, eine Neuerung, die sie in ernstlichen Conflict mit der Regierung gebracht hat. Es ist überhaupt ein Land voll rührigen Treibens, und manchfacher Gährung; dort sind auch die lebhaftesten Gemüthsbewegungen zu Hause: in großartigen Auflebungen scheint oft alles sich wie im Nu bekehren zu wollen, nur fehlt es bei den Meisten am Bestand. Doch ist dort die Religion noch allgemeiner geachtet als in Deutschland. Ein gewaltiger Bürgerkrieg, der sich über der Sklaverei der von Afrika eingeführten

Neger erhob, endete 1865 mit der Befreiung von fünfthalb Millionen Schwarzen. Dagegen sind die indianischen Ureinwohner des Landes von den Einwanderern mehr ausgerottet als bekehrt worden, obgleich die Mission an vielen von ihnen erfolgreich gearbeitet hat. Gesicherter scheinen ihre Aussichten im englischen Amerika, wo die Regierung sich ihrer ernstlicher annimmt. — Auf den westindischen Inseln, so viele unter evangelischer Herrschaft stehen, werden die (seit 1834 freien) Schwarzen immer mehr christianisirt. — In den ehemaligen spanischen und portugiesischen Besitzungen, die zum Theil nun Freistaaten geworden sind, geht nur wenig vor, das einer Arbeit des Geistes Gottes gleich sähe. Dagegen ist Guyana, das englische wie das holländische, ein gesegnetes Missionsfeld.

Von Afrika, das immer mehr aufgeschlossen wird, hat der Süden eine schöne Anzahl christlicher Kolonieen und Freistaaten erstehen sehen, seit die Engländer 1796 das Kap in Besitz genommen haben. Neue Stämme werden da mit jedem Jahre mehr von der guten Botschaft erreicht und durchdrungen. Auf der heißen und ungesunden Westküste reiht sich bald eine Missionsstation an die andere, und von Sierra Leone gehen schon schwarze Glaubensboten, ja ein Negerbischof, Crowther, nach den Ländern am Niger und dringen immer weiter ins Innere des Welttheils vor, während auf der Ostküste bis jetzt nur wenige Erstlinge zu finden sind. Auf Madagaskar haben die wenigen Bekehrten der Londoner Missionare eine 25jährige grausame Verfolgung überlebt, haben sich für Jesum spießen, verbrennen, in Abgründe schleudern, in die Sklaverei verkaufen lassen, und ihre Zahl mitten unter der Trübsal dennoch vervielfältigt. Als die blutige Königin Ranawalona 1861 starb, durften die Missionare zurückkehren und haben nun an 10,000 Christen in Gemeinden gesammelt.

Während der größte Theil Asiens noch zwischen dem Heidenthum und dem Islam getheilt ist, haben die Völker

Indiens unter der Herrschaft Großbritaniens Gottes Wort in ihren Sprachen erhalten, besonders seit Carey 1793—1834 in Bengalen wirkte; namentlich nachdem 1814 den Missionaren der Zugang gestattet wurde, haben viele Kirchen dort Jünger gesammelt, wohl eine Million, wovon freilich nur ein Viertel zum protestantischen Glauben sich bekennt. Am meisten Erfolg hatte die Predigt in Tinnewely, wo Jänikes Schüler Rhenius wirkte († 1838), und sonst bei den Tamilern im Süden, sowie bei den Bergstämmen der Karenen in Barma und der Kols in Bengalen. Die niederländische Regierung dagegen auf den Inseln im Südosten erschwert der Mission noch vielfach ihre Arbeit; doch sind durch Riedel, Schwarz u. A. seit 1831 über 50,000 Alfuren auf Celebes Christo unterthan geworden. In Annam haben katholische Missionare von den despotischen Herrschern bald begünstigt, bald schwer verfolgt, an 400,000 Jünger gesammelt, welchen endlich ein Kriegszug der Franzosen und Spanier 1862 Duldung ausgewirkt hat. Im menschenwimmelnden China haben die katholischen Missionare, seit Franz Xavier 1552 es sterbend besuchte, unter wechselvollen Schicksalen eine Viertel Million Christen gesammelt. Die Abgeschlossenheit dieses „Himmelreichs" gegen die Fremden ist erst jetzt durch eine Reihe von Kriegen, welche sich zunächst über dem schimpflichen Opiumhandel entzündeten, gehoben worden. Engländer und Franzosen rückten 1860 in der Hauptstadt Peking ein und erzwangen unter anderem auch Duldung für das Christenthum. Seither nimmt die katholische Kirche einen neuen Aufschwung. Von Protestanten hat Morrison, seit 1807 in Makao, erst im Stillen die Bibel übersetzt und einige Erstlinge getauft; dann erhielten seine Nachfolger 1842 Zutritt zu etlichen Hafenstädten, in denen sie lebenskräftige Gemeinden sammelten. Von der heiligen Schrift angeregt, aber nicht bekehrt, hat dann ein Bauer Hungsiutsuen eine Mischreligion erfunden und (1850) die gefährliche Rebellion der Taiping veranlaßt, welche den

Götzendienst ausrottete und weite Gährung der Geister zur Folge hatte, jedoch zuletzt 1864 durch kaiserliche Truppen unter europäischen Offizieren in dem Falle Nankings erstickt wurde. — Strenger noch als China hatte das Inselreich Japan sich von dem Verkehr mit christlichen Nationen abgeschlossen; nur die Holländer durften (seit 1641) nach Ausrottung der katholischen Gemeinden unter schimpflichen Bedingungen in Nagasaki einigen Handel treiben. Eine amerikanische Flotte hat 1853 diese verriegelte Pforte aufgesprengt und für den Welthandel geöffnet, worauf katholische wie protestantische Missionen bei diesem kräftigen Volke Einlaß gesucht haben. Auf den Uebertritt eines Japanen ist noch die Todesstrafe gesetzt; dennoch gibt es schon einige Erstlinge.

In Australien finden wir ein bewegtes christliches Leben, seit Briten 1788 dort eine kleine Strafkolonie anlegten, aus welcher schon eine Reihe junger Staaten mit wunderbarer Schnelligkeit hervorgewachsen ist. Die Ureinwohner aber scheinen aussterben zu wollen, doch nicht ohne daß auch ihnen in Christo der rechte Sterbenstrost geboten würde. Herrliche Siege hat das Evangelium auf den vielen Inselgruppen gefeiert, erst in Tahiti 1815, dann auf den Sandwichinseln, wo 1820 die ersten amerikanischen Missionare den Götzendienst schon abgeschafft und alles zur Annahme des Christenthums bereit fanden. J. Williams brachte der Hervey- (1823) und Samoa-(1830) Gruppe das Evangelium, wurde aber 1839 auf den Neuhebriden erschlagen. Eingeborne Lehrer setzten das geseg- Werk dieser Londoner Missionare auf immer neuen Inseln fort, während die Tonga- und Fidschi-Gruppen durch Wesleyaner für Christum gewonnen wurden. Letzteren und noch mehr bischöflichen Missionaren (seit 1815) hat Neuseeland, das Land der menschenfressenden Maori's, seine Umwandlung zu danken, welche leider seit 1840 durch englische Kolonisation mehr gehindert als gefördert wurde. Hier kam 1864 über dem Verzweiflungskampf der stolzen Maori's eine neue teuflische Religion, der Paimarire, auf,

welche noch am meisten Aehnlichkeit mit dem Mormonismus hat. Amerikanische Missionare mit bekehrten Hawaiiern nehmen sich der kleinen Inseln Mikronesiens an, und machen auf den Karolinen (seit 1852) bedeutende Fortschritte. Wieder und wieder kommen dort die Sendboten auf Eilande, deren Bewohner schon in unbestimmtem Drange ihren alten Glauben verworfen haben und ängstlich des neuen harren; auf andern werden sie auch mit vergifteten Pfeilen empfangen, weil andere Europäer bereits dort übel gehaust haben. Gewiß wird, früher oder später, von dem kleinen Sauerteige wahrer Christen; den sich der Herr zu erhalten und zu mehren weiß, die ganze Menschheit durchdrungen werden. Und doch fängt nach der ersten Erweckung und einem fröhlichen Lenze bei jedem Volke auch alsobald eine Sichtungszeit an, die im weiteren Verlauf das gewonnene Ergebniß für den größten Theil der Getauften wieder in Frage stellt. So wird am Ende das Netz voll allerlei Gattung; dann ziehen es die Engel heraus an das Ufer, sitzen und lesen die guten in ein Gefäß zusammen, aber die faulen werfen sie weg. Darum „wer böse ist, der sei immerhin böse, aber wer fromm ist, der sei immerhin fromm. Und siehe, ich komme bald und mein Lohn mit mir, zu geben einem Jeglichen, wie seine Werke sein werden. Amen. Ja, komm, Herr Jesu!"

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien

Calw 1866